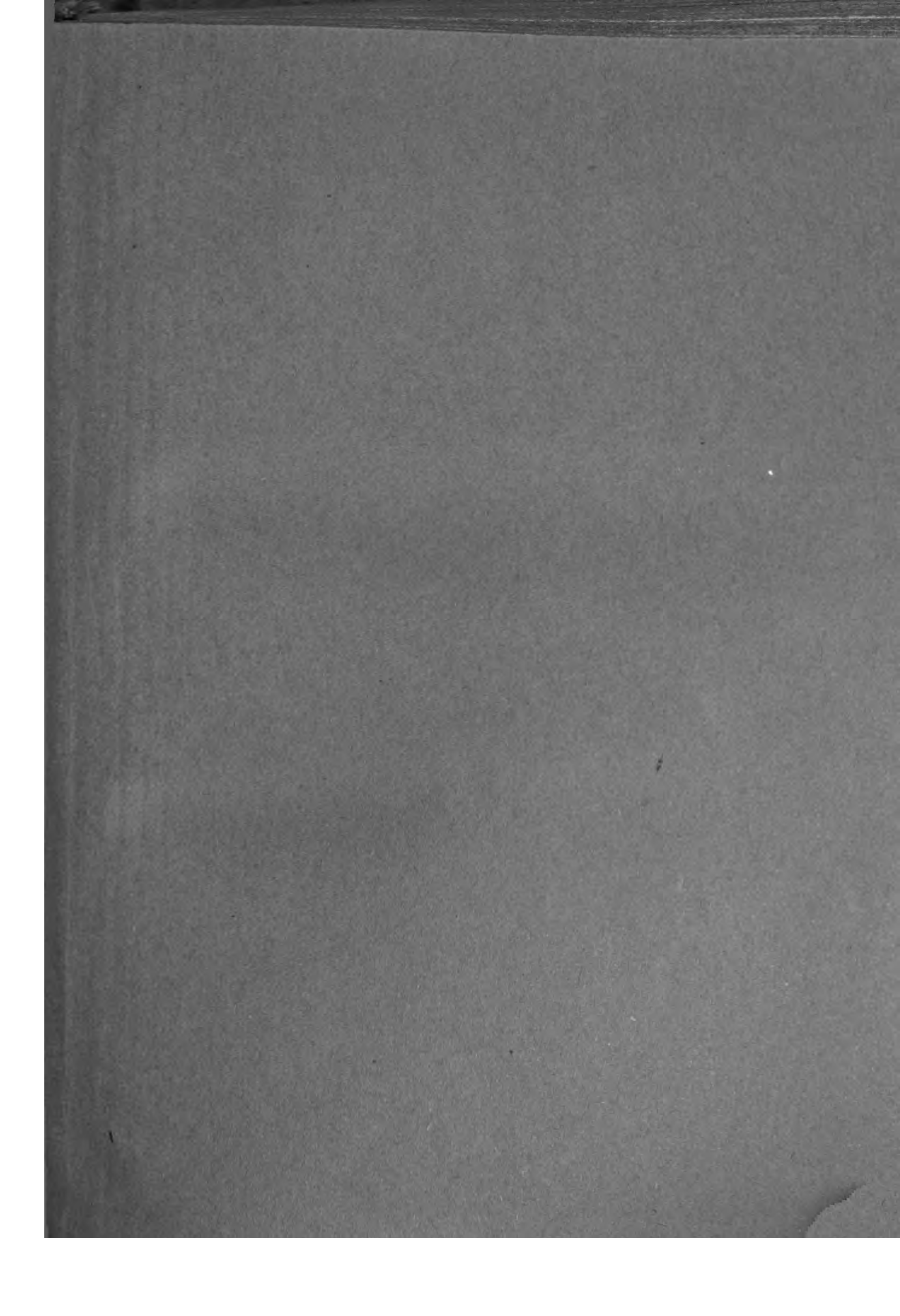
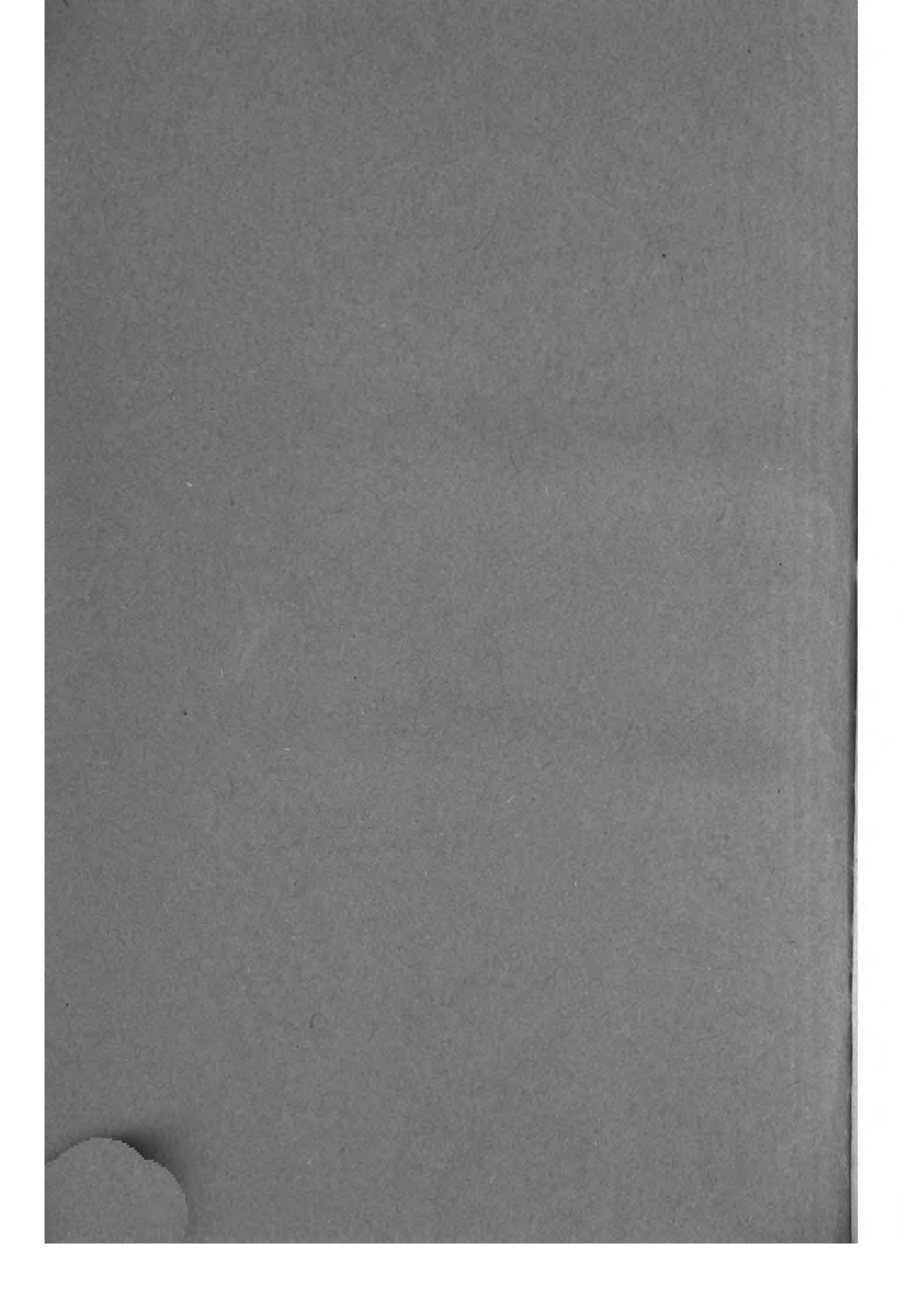

Weil
ich
euch
liebe


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRAR

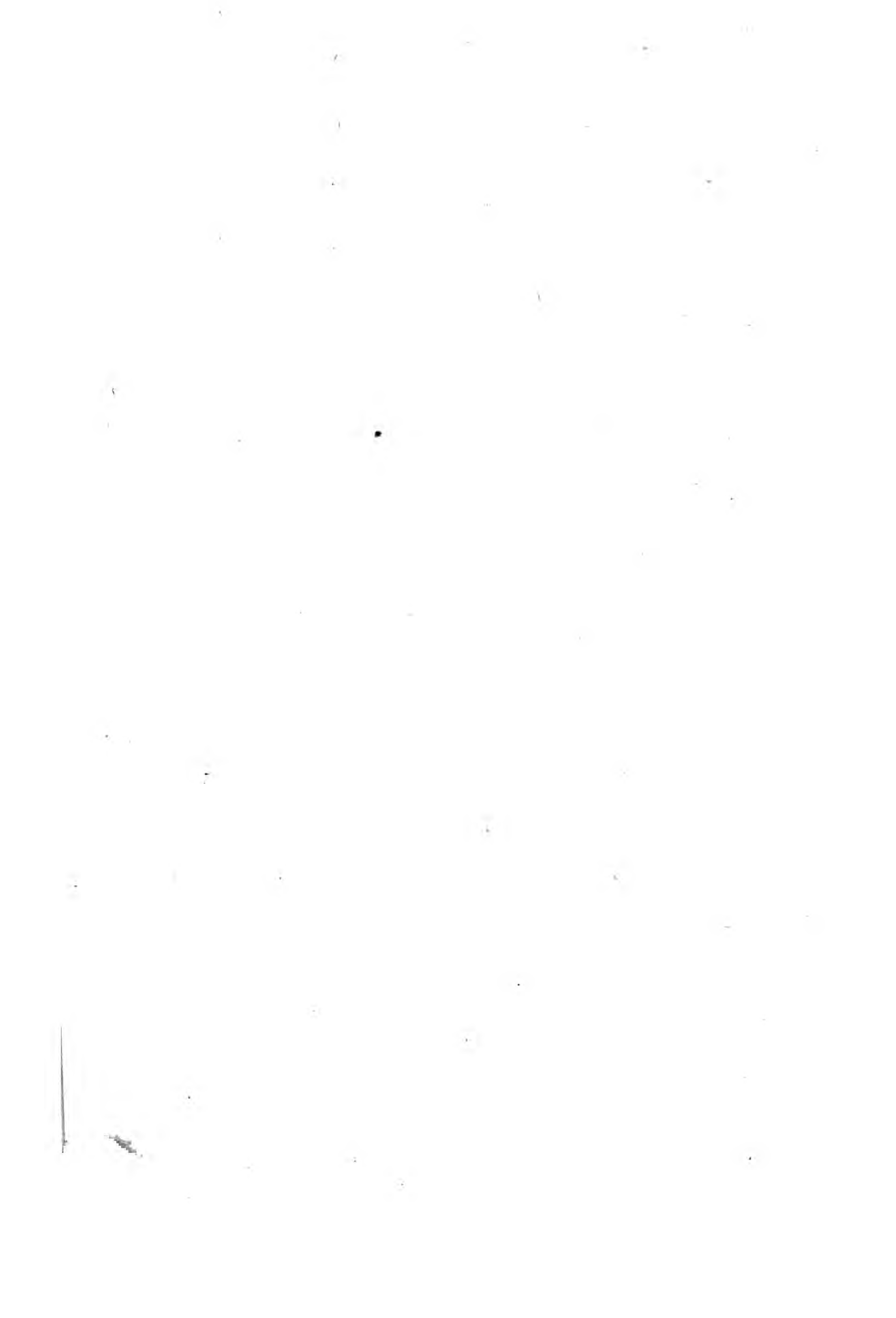






108.

Weil ich euch liebe



Weil ich euch liebe

Roman

von

H. Schobert
(Baronin von Bode)

21. bis 26. Tausend.



Verlag Paul List, Leipzig.

Druck: Josef Hirsch, Leipzig-R.

Als Gerhard aus dem Dienst nach Hause kam, fand er dort einen jener langen, schmalen Zettel vor, die er so gut kannte, bedeckt mit den flüchtigen, feinen Buchstaben von der Hand seiner Schwägerin.

„Wenn Du fertig bist, komm an den Strand in den Kurpark; wir sind alle da. Lena."

„Alle!" — Das war so recht Lenas Art und Weise sich auszudrücken. Wer war das — „alle?"

Sie mit den Kindern und dem Mädchen oder die ganze Mündergesellschaft, die Reppo der Einfachheit halber nur mit „Kommiß" bezeichnete, und an der ihnen beiden so wenig gelegen war?

Wenn er das letztere sicher gewußt hätte, würde er lieber zu Hause bleiben und lesen oder einen weiten, einsamen Spaziergang machen, obgleich er eigentlich müde vom Dienst und die Luft draußen trotz des Septembertages noch heiß und schwül war.

Er liebte diese ganz einsamen, weiten Spaziergänge am Strande entlang oder in die Wälder hinein. Sie brachten ihm so viel Innerliches.

Sein Bruder, der Stabsarzt, lachte ihn wegen dieser Marotte aus, und auch Lena lächelte. Sie ließ ihm übrigens nicht allzuviel Zeit zu seinen „Einsiedlergelüsten", und dann waren ja noch die Kinder da, Frey und Baby, das so possierlich auf seinen zierlichen Beinchen stand. Warum wollte er da einsam bleiben?!

Keiner begriff, daß er innerlich wirklich anders war, als sie ihn sich vorstellten, daß er im Grunde gar nicht in das hergebrachte Leutnantsklischee paßte, sondern nur in der Uniform steckte, weil es für ihn kein Entfliehen daraus gab.

Sein Bruder hatte diese Karriere erwählt, sein Bruder hatte für ihn gesorgt, seitdem er auf der Welt war. Sein Stiefbruder nur, aber das machte keinen Unterschied, und wie liebte er diesen Bruder! Gehorsam hing er an ihm wie an einem Vater, gehorsam schlug er den Weg ein, den der ihn gehen hieß.

Aber nicht nur Gehorsam und brüderliche Liebe verband die beiden äußerlich wie innerlich so verschiedenen Geschwister, sondern auch tiefe Dankbarkeit von seiten Gerhards; denn er war arm, Rudolf dagegen hatte Vermögen, das er stets bereitwillig mit dem jüngeren geteilt hatte.

Auch seiner Schwägerin fühlte er sich verpflichtet — jetzt, seitdem er in ihrem Hause wohnte und die heiße stumme Eifersucht auf sie überwunden hatte, die ihn anfangs gefoltert. Darum ließ er sich von ihr auch nie umsonst rufen.

„Was war nun heute wieder los?"

Suchend ging er durch das totenstille Haus, in dem niemand zu sein schien. Jedenfalls war auch das Mädchen mit den Kindern fort, Lena also wohl nicht in großer Gesellschaft im Kurpark; aber wo war Rudolf, wo die Burschen?

Er öffnete noch einmal das Zimmer des Stabsarztes, das natürlich immer noch leer war, dann stieg er wieder in seine Mansarde hinauf und pfiff ein Signal zum offenen Fenster hinaus.

Ein Weilchen später polterte der Bursche die Treppe herauf.

Es war eine augenfällige Tatsache, daß, wenn der Leutnant Heindorf rief, sich jeder etwas Zeit ließ, weil man wußte, daß der nur wenig sagte. Das „Herunterputzen“ der Untergebenen war seine Sache nicht.

Der Bursche bestätigte, daß kein Mensch zu Hause sei, und daß Frau Doktor sagen ließe, Herr Leutnant möge ja recht bald nachkommen.

„Sicherlich hat sie Hilde Pressentin bei sich“, dachte Gerhard mit einem unzufriedenen Seufzer. „Ich weiß nicht, warum sich Lena in den Kopf gesetzt hat, ich müsse mich für die interessieren. Wenn sie auch noch so nett und bescheiden ist, glaube ich doch, daß es kein besseres Mittel giebt, ein Weib einem Manne zu verekeln, als es ihm immer — offen und versteckt — zur Frau anzubieten. Mir wenigstens geht es so. Was mache ich mir aus allen Erbaussichten der Hilde Pressentin; ich heirate nie!“

Er warf noch einen Blick auf den langen flüchtigen Zettel und schloß ihn dann behutsam in seinen Schreibtisch, wo schon so viele lagen, gerade, als verwahre er etwas Wertvolles. Dabei sah er Lena vor sich. Ja, die war anders als alle übrigen Damen hier! Oder kam ihm das nur so vor? Er hatte immer das Gefühl, als verständen sie beide sich ohne Worte, als gingen ihre Gedanken meist dieselben Wege. Vielleicht war es die gemeinsame Liebe zum Bruder —?

Lena!

Sie war eben das erste und einzige Weib, das ihm im täglichen Umgange nahegetreten war, an das sich

seine Gedanken klammerten, in Verehrung und scheuer Schwärmerei. Er wußte genau, wie Vieles und Seltsames sie ihm war.

„Ob ich zu Reppo schicke?“ dachte er noch schnell nebenher.

Das war der einzige Kamerad, mit dem er sich in dem halben Jahr, das er nun schon in Münde verbrachte, nähergekommen war, obgleich er nicht daran dachte, ihn Freund zu nennen. Das Wort bedeutete ihm etwas zu Großes, Wertvolles, und alles das konzentrierte er auf seinen Bruder. Aber gute Kameraden waren sie geworden, geistig sich am nächsten, weil sie über den anderen standen. Der eine zwar ein Schwärmer, der andere ein Zyniker; aber das machte nichts aus. Gerhard wußte auch, daß alle ihn um Reppos Freundlichkeiten beneideten, weil der sich im allgemeinen fernhielt. — Trotzdem kam er von seinem Vorhaben ab, jetzt zu ihm zu schicken. War Lena in großer Gesellschaft im Kurpark, hatte auch Reppo davon Kenntnis, war sie dagegen allein, konnte es ihr unangenehm sein. —

Als er die lange Allee herabging, die vom Hause des Stabsarztes bis an den Strand führte, stand die Sonne noch ziemlich hoch. Das Laub der Kastanien hatte sich schon gelb gefärbt; Marienfäden hingen in der Luft. Obgleich es ganz windstill war, hörte man den tiefen Ton der brausenden See, und Gerhard war erstaunt, als er am Strande auf weiße Wogenkämme und die blauschwarze Farbe des Wassers sah.

Einen Augenblick bieb er stehen, achtete auf die kleinen Fischerkutter, die auf und nieder schaukelten und auf das große vollgetakelte Segelschiff mit dem schlanken weißen

Leib, das eben aus der Mole heraus in See ging. Dann schritt er die einsame Strandpromenade hinab.

Die meisten Badegäste waren schon fort und Münde allmählich zur Ruhe gekommen.

Als er den Kurpark betrat, die breite Freitreppe herabschritt, sah er von weitem schon Lenas sattgrünen Seidenschal leuchten, in den sie sich besonders gern einwickelte, darüber ihren hellblonden Kopf, in großen Bauschen von dem fedrigen, schaumigen Haar umrahmt, das im Nacken hochgesteckt war. Er liebte dieses Haar! Es war schön, sehr zart und selten in der Farbe.

Lena winkte ihrem Schwager entgegen und sah aus, als ob sie sich herzlich über sein Kommen freue. Natürlich saß Hilde Pressentin neben ihr und die Amberg, die von ihrem Gute Storkow hereingekommen sein mußte. All diese Frauen und Mädchen, die sie umgaben, schienen Gerhard so überflüssig! Er fand, daß man in Münde so wenig Berührungspunkte miteinander hatte, auch Lena mit niemand.

Tische waren zusammengestellt, und die Gesellschaft schien sehr lustig zu sein; am liebsten wäre er wieder umgekehrt, zumal nur wenige Herren anwesend waren, dazu schien es ihm aber nun zu spät zu sein.

„Gott sei Dank, daß du kommst", sagte Lena halblaut und zog einen leeren Stuhl neben sich. „Ich dachte schon, du würdest mich im Stich lassen."

„Wenn du befiehlst — niemals! Aber wo sind die Kinder?"

„Mit Marie am Strande. Was sollten sie auch hier!"

„Die See geht aber unruhig."

„Marie ist verläßlich, sie kommt schon von selbst zurück, wenn ihr irgend etwas nicht sicher scheint. Und nun, Gerhard, bringe etwas Leben in die Gesellschaft hier!"

„Ich?" — fragte er erstaunt, denn daß er keine Qualitäten besaß, eine Gesellschaft zu unterhalten, wußten sie doch beide genügend.

Lena lachte. „Man hofft ja immer, daß, wenn jemand hinzukommt, es amüsanter wird", sagte sie. Von ihrem Gesicht konnte man deutlich die tödliche Langeweile ables n, die sie befallen hatte. „Aber meist hofft man vergebens. Nicht wahr, Hildchen?" —

Das junge Mädchen errötete.

„Ich bin so gerne mit Ihnen zusammen, Frau Doktor, daß mir das schon eine Freude ist", sagte sie herzlich.

„Hörst du es, Gerhard? — Du hast mich den ganzen Tag; aber ich glaube, du machst dir recht wenig daraus, denn man sieht dich selten. Immer hockst du oben in deiner Stube."

„Ja, das ist sträflich", meinte die Amberg, die dem Gespräch mit scharfem Ohr gefolgt war. „Ich möchte Ihnen mal eine Einsamkeitskur auf Storkow verschreiben, dann würden Sie bald in Münde und seiner Geselligkeit ein Paradies erblicken."

Die Oberstleutnant Weißbach erzählte eben sehr laut und detailliert, wie sie ihren Heringssalat mache, und etwas davon drang auch zu den dreien am unteren Ende des Tisches.

„Ach, wie interessant!" sagte Lena seufzend und lehnte sich hintenüber. —

„In dem Augenblick kam Herr v. Gleiwitz, der Adjutant mit Leutnant Reppo die Treppe herab, und durch

die Anwesenden ging es wie ein Aufatmen. Sogar die beiden Töchter des Stadtkommandanten, die man allgemein die „Gillesmädel“ zu nennen pflegte, obgleich sie durch ihr Benehmen dazu niemals Veranlassung gegeben hatten, oder auch nur in einer Linie von dem abgewichen wären, was sie als vornehm und korrekt anerkannten, sahen flüchtig auf.

Die Herren verbeugten sich und küßten der Weißbach die Hand, Gleiwitz setzte sich zu seiner Frau, Reppo aber ging mit langen Schritten, in ebenso langen, hackenlosen Lackstiefeletten, die für ihn außer Dienst typisch waren, um den Tisch herum, bis er endlich bei den Gillesmädels landete.

Er machte ihnen die Cour, hieß es in Münde, aber man kam nie recht dahinter, welcher von beiden, und alle Damen wunderten sich im stillen über seinen Geschmack, denn die Gillesmädel waren häßlich, überdünn und engbrüstig, mit langen, etwas vorstehenden Zähnen und hellen Augen. Sie selbst nannten das „englischen Stil“ und waren sehr stolz auf den Typ, den sie repräsentierten und den sie vornehm fanden, ebenso wie auf ihre Stellung als Töchter des Stadtkommandanten. Darum waren sie gegen jeden zugeknöpft, selbst gegen Reppo, obgleich sie sich für ihn interessierten. Das aber war ihm gerade bequem, es legte ihm keinerlei Unbehagen und Verpflichtungen auf. Außerdem ritten sie zusammen in der Bahn wie in der Umgegend, natürlich mit einem Burschen hinter sich. Der Vater hatte meist keine Zeit, kränkelte auch, er litt an Lungenspitzenkatarrh, und so war dieser Sport allmählich zu einem Band zwischen ihnen geworden.

Manchmal sagten die Gillesmädel etwas hochmütig zu Suse Lutter, der Tochter des Justizrats: „Wir bedauern verhindert zu sein, Suse, denn wir reiten", — und das waren dann stets diese drei, denn einzig Reppo, als wohlhabender Offizier, konnte sich ein Pferd halten.

Der Adjutant wurde inzwischen von den Damen ein wenig ausgepreßt, damit das Gespräch interessanter wurde.

„Herr v. Gleiwitz, wissen Sie, wie es Hauptmann Hamann geht?" fragte die Amberg, sich etwas vorbeugend. „Ich fragte vorhin schon Tante Weißbach, aber sie konnte mir keine Auskunft geben."

„Sein Abschiedsgesuch ist bereits eingelaufen, gnädige Frau."

„Ach nein!" sagte sie ganz verwirrt. „Dann kommt er wohl gar nicht mehr nach Münde?"

„Schwerlich!"

„Armer Kerl!" bedauerte ihn die Hauptmann Schmidt „er ist doch noch so jung."

Die Weißbach zuckte die Achseln.

„Alles in allem hat er noch Glück genug gehabt. Weshalb peinigt er seinen Gaul so lange, bis er sich überschlägt und ihm den Brustkasten quetscht! Da es an der Spitze der Kompagnie geschah, war es natürlich ein Verunglücken im Dienst. Da hat er wenigstens Pension und Verstümmelungszulage, das ist immerhin etwas."

Thekla Amberg warf einen schnellen Blick auf ihre Tante. Wußte die wirklich nicht, daß der Hamann mit dem Pferde verunglückt war, weil er sich vor ihr präsentieren wollte? — In Münde blieb doch sonst nichts ver-

borgen! Aber sie nahm sich nun vor, erst recht kein Wort davon zu erwähnen, sei es, gegen wen es auch sei. —

„Sein Nachfolger ist uns auch schon bekanntgegeben", fuhr Gleiwitz wichtig fort, da er genau wußte, wie groß die Neuigkeit war, die er verkündete.

Alle blickten ihn gespannt an.

„Ein Hauptmann Enna! — Er kommt aus Berlin."

„Enna!" — Lena fuhr mit einem Ruck herum und starrte den Sprecher mit halbgeöffneten Lippen an. Aber niemand achtete auf sie, denn die Amberg stieß gleichzeitig einen Freudenschrei aus.

„Der Enna! — Nein, ist das aber nett! Wie mich das freut! — Aber der Enna hier in Münde!!"

Sie lachte herzlich. „Entzückt wird er ja nicht von diesem Wechsel sein, der arme Kerl! Das kann ich mir denken! Im Frühjahr traf ich ihn in Monte Carlo. Wir hatten beide Pech im Spiel, daher datiert unsere Freundschaft." Und sie wurde etwas rot, während sie mit der rechten Hand ihre Frisur auflockerte.

„So? Du kennst ihn schon, Thekla?" sagte die Weißbach trocken. „Nun dann erzähle mal von ihm!"

Die Amberg zuckte die Achseln.

„Gott, was man so kennen nennt!" In einem solchen internationalen Ort wirft eine Stunde die Menschen zusammen, die nächste reißt sie wieder auseinander. Hauptmann Enna war mir ein treuer, gefälliger Begleiter, das schätzt eine einzelne Frau in der Fremde doppelt."

‚Nein', dachte Lena, ganz verwirrt. ‚Das kann er doch nicht sein — Raoul Enna! Wo hätte der das Geld her, um nach Monako zu gehen? Er war allerdings in-

zwischen Hauptmann geworden, — — aber das reichte doch nicht aus, um sich solchen Luxus zu leisten. Außerdem steckte er voller Schulden.'

„Friert dich, Lena?" fragte in diesem Augenblick Gerhard, der den scharfen Farbenwechsel im Gesicht seiner Schwägerin bemerkt hatte. Und er hatte Grund, das anzunehmen, denn ein starker Wind hatte eingesetzt, blähte Kleider und Schals der Damen und riß an Hüten und Haaren. Es wurde merklich kühler.

„Etwas!" erwiderte sie und schauerte zusammen. „Da kommen auch schon die Kinder; wir könnten nach Hause gehen."

Sie stand auf, und das wirkte wie ein Signal, die ganze Gesellschaft erhob sich und schritt die Dünenpromenade herunter der Stadt zu. Lena mit den Kleinen, die müde waren, blieb bald zurück, ebenso Gerhard, nachdem er sich von den anderen verabschiedet hatte. Hilde Pressentin streifte ihn mit einem schnellen Blick, in dem etwas Schmerzliches lag; sie sagte aber kein Wort. Reppo stakte zwischen den beiden Gillesmädel einher; er hatte ein glattes, verschlossenes Schauspielergesicht, zu dem das randlose große Monokel, das er stets trug, besonders gut paßte. Jedenfalls besaß er einen gewissen vornehmen Schick, zu dem seine interessante Häßlichkeit die geeignete Folie war. Die Töchter des Stadtkommandanten hatten diesen Schick nicht. Aber, da sie sich als die ersten Damen in Münde fühlten, fanden sie es nicht einmal nötig, besondere Liebenswürdigkeiten an den Tag zu legen, und gerade Lena behandelten sie etwas von oben herab, ohne daß diese es besonders zu merken schien.

Sie hatte überhaupt keine einzige wirkliche Freundin, weder unter den jungen Frauen, noch unter den Mädchen, trotz allen Verkehrs blieben ihre Beziehungen herzlich oberflächlich. Gerhard begriff das gar nicht. Ihm erschien seine Schwägerin als das verehrungswürdigste Geschöpf auf der Welt.

Er sah jetzt, daß sie ihren Schal fester um die Schultern zog, da sich der Wind mit Heftigkeit gegen sie warf. Abendschatten standen schon über dem Meer, und im Westen verglomm ein breiter blutroter Streifen. Vor ihnen ging Reppo zwischen den Gillesmädeln. An der Ecke verabschiedete er sich von ihnen.

„Warum bringt er sie nicht nach Hause?" fragte Lena. „Er wird doch nicht am Ende zu uns zurückkommen?"

Sie waren sehr langsam gegangen. Die Kinder, ermüdet wie sie waren, trippelten nur noch, und Baby gähnte. Eine Gruppe nach der anderen hatte sich schon händewinkend verabschiedet, so daß sie ganz allein zurückgeblieben waren, — und nun kam Reppo wirklich auf sie zu.

„Nimm du ihn auf dich, Gerhard," sagte Lena hastig; „es ist so mühselig gegen den Wind zu reden und so belanglos, was man auch sagt."

„Ich dachte, dir macht die Geselligkeit Spaß? Du plauderteſt manchmal gern", sagte er erstaunt.

Sie seufzte unbehaglich.

„Was kannst du dagegen setzen? — Ab und zu muß man doch unter Menschen sein, nicht wahr? Womit könnte man auch sonst seine Tage ausfüllen?"

„Du hast Rudolf und die Kinder."

„Und dich und den Haushalt und Nähen, Kochen, Sticken — — lieber Gerhard, ich glaube wirklich nicht, daß das immer genug ist! — Etwas muß noch hinein in den Tag — irgend etwas — —"

Sie hatte zuerst spöttisch gesprochen, jetzt lag Unruhiges und Unbehagliches in ihrem Ton.

„Ja, Lena, nur widersprichst du dir selbst. Wie oft hast du gesagt, Geselligkeit gibt dir nichts."

„Laß! Da ist Reppo schon."

Er war wirklich dicht vor ihnen und schloß sich ihnen jetzt an. In Lenas Gesicht zuckte es.

„Ich möchte die Herren nicht in das Tempo einer Babypromenade zwingen," sagte Lena stehenbleibend, „bitte, nehmen Sie keine Rücksicht auf mich. Wir sind müde und hungrig und gehen direkt nach Hause. Auf Wiedersehen!"

Sie nickte mit dem Kopfe, beugte sich zu der Kleinen und zog ihr das Mäntelchen fester.

„Dann sind wir also entlassen. Kommen Sie, Heindorf", meinte Reppo, der einen Augenblick die Lippen zusammengepreßt hatte. „Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir über die Mole in die Stadt."

Sie waren ein gutes Stück am Strande entlang gegangen, ehe wieder ein Wort fiel.

„Ihre Schwägerin hat eine verdammt kurze Art, mich zu behandeln, das weiß Gott!" sagte Reppo und schaute vor sich nieder. „Eigentlich verdiene ich das doch nicht ganz — und es ärgert mich, Heindorf, es ärgert mich tatsächlich, denn gerade ich verehre sie besonders. Ich bin sogar entzückt von ihr. Ob sie schön ist, ob auch andere das finden, weiß ich nicht einmal, ist mir auch ganz

gleichgültig. Wahrscheinlich empfinden nicht alle Männer wie ich, aber — ich leugne es gar nicht, ich habe leider allzuviel für sie übrig."

Er betrachtete angelegentlich seine Lackstiefel, dadurch entging ihm der Ausdruck in Gerhards Gesicht.

„Warum erzählen Sie mir das?" fragte der junge Offizier nach einer Pause. „Solche Dinge behält man doch sonst für sich."

Er gab sich Mühe, dabei möglichst unbefangen zu sein; aber in ihm bäumte sich etwas auf.

„Weil ich möchte, daß Sie Ihre Schwägerin versöhnlicher gegen mich stimmten."

„Ich fürchte — das kann ich nicht. Lena ist wenig zu beeinflussen. Wahrscheinlich weiß sie auch gar nicht, daß sie an Ihnen eine Eroberung gemacht hat."

Reppo lachte laut auf.

„Kind, Sie!" sagte er spöttisch. „Eine Frau weiß immer, wie sie mit den Männern dran ist, wer ihr im stillen huldigt, wer nicht. Darin sind sie uns alle über; das ist so eine Art Hellseherei bei ihnen."

Gerhard schüttelte unbewußt den Kopf. Lena konnte das nicht wissen, denn sie mochte Reppo in der Tat nicht. Weshalb, ahnte er nicht, wußte nur, daß es so war.

„Sie hat jenes gewisse Etwas, das Männer, wenn sie es überhaupt empfinden, geradezu verrückt machen kann", fuhr Reppo unbeirrt fort. „Hüten Sie nur Ihr Herz, Heindorf; ich wenigstens, ich könnte nicht so Tag für Tag neben Frau Lena leben, ohne an ihr zugrunde zu gehen."

In Gerhards Gesicht schlug eine Flamme. Sein Herz klopfte plötzlich laut und heftig.

„Rudolf ist mein über alles geliebter Bruder,“ sagte er hart und laut, „das andere erübrigt sich also von selbst.“

Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich dachte, Sie machten den Gillesmädeln den Hof.“ Es lag ihm daran, das Gespräch unter jeder Bedingung zu wechseln.

„Haben Sie das schon bemerkt?“

„Ich sehe Sie immer in ihrer Gesellschaft.“

„Es sind doch zwei!“ Reppo lachte auf. „Und mit irgendwem muß man schließlich reden. Der Suse Dutter trau' ich nicht, die hat einen leidenschaftlichen Charakter, zu jeder Tollheit fähig. Leidenschaftliche, unbeherrschte Menschen mag ich aber nicht, außerdem sind sie gefährlich. Man gerät mit ihnen zu leicht in eine Mausefalle. Dazu käme es bei den Gillesmädeln nie. Sie sind hochmütig und kalt wie Hundeschnauzen.“

Gerhard empörte sich über die Art des Kameraden, obgleich er fühlte, daß er recht hatte. Aber so oft auch solche direkten Abneigungen gegen Reppo in ihm wach wurden; die nächsten Minuten löschten sie immer wieder aus, ja, machten ihn eigentlich nur noch anhänglicher. Er war ihm nun einmal der Liebste.

Nach einer Pause begann der lange Leutnant wieder:

„Hören Sie, Heindorf, wollen Sie morgen abend zu mir kommen? Ich habe Besuch, Damenbesuch. Da wird es meist nachher sehr gemütlich.“

„Danke, Reppo! Solche Sachen sind nun mal nicht mein Geschmack, das wissen Sie ja.“

Der andere sah zu ihm herab. „Dann will ich Ihnen wünschen, daß es Sie niemals packt. Wir anderen, wir haben so verschiedene Betäubungsmittel, deren wir uns

bedienen, und die schließlich gar nicht einmal so schlecht sind. Aber dem ganzen Katzenjammer des Lebens wehrlos gegenüberstehen zu müssen, wenn er uns einmal anfaßt, das ist sehr hart."

„Aber wenn man doch nicht kann! Es ist da wirklich gar kein moralisches Bedenken im Hintergrunde, es ekelt mich einfach an."

„Dann ist allerdings nichts zu machen. Gott sei Dank, daß ich nicht ähnlich denke! So eine kleine Lumperei hat mir schon über vieles hinweggeholfen; ich nehme eben das Leben, wie es ist."

Sie standen jetzt auf der von schäumendem Gischt überronnenen Mole. Das rote Einfahrtslicht spiegelte sich schon in dem dunkeln Wasser, und das bald aufblitzende, bald verschwindende Blinken des Leuchtturmes wischte hell darüber hin.

„Wir bekommen nasse Füße," sagte Reppo und hob ein Bein nach dem anderen auf, „lassen Sie uns nach Hause gehen."

Als sie wieder in den Dünen standen, von denen ein Weg in die Stadt führte, fanden sie es noch ziemlich hell.

Der Strandhafer raschelte hart in dem scharfen Winde, und der schrille Schrei der Möwen verfolgte sie.

Reppo öffnete den Paletot.

„Ich habe den Sturm gern," sagte er dabei, „es schüttelt mir Leib und Seele aus. Aber Sie, Heindorf, wie ich Sie beurteile, kommen Sie sicher nie zu einem Genusse, weil sich Ihre Phantasie stets mit allen möglichen Unglücksfällen beschäftigt und Ihr Herz vor Mitleid zittert. Man kann aber auch seine Phantasie diszi-

plinieren, sage ich Ihnen. Ich will nur das sehen, was mir gefällt, das andere kümmert mich nicht."

„So kann ich nicht empfinden," gestand Gerhard und fühlte sich neben dem Lebensklugen fast bedrückt, „an mich denke ich zuletzt."

„Das ist töricht, nur wenige tun das, wozu auch! Wir brauchen doch nicht, wie Christus, die Sünden und Leiden der ganzen Welt auf uns zu nehmen. Hören Sie hin, wie die Soldaten singen. Da ist jeder vollauf mit sich beschäftigt und zufrieden. So sollen wir es auch machen. Wünschen und Grübeln nutzt gar nichts. — Holla! War das nicht der Wagen der Amberg?"

Ein elegantes Gefährt kreuzte die Schifferstraße, in die sie soeben einbogen. Es fuhr in scharfem Trabe, die Pferde waren prachtvoll, nur der Kutscher etwas bäuerlich.

„Wie gefällt sie Ihnen eigentlich?" fragte Reppo und machte mit dem Kopf eine Bewegung gegen den Wagen, da er die Hände in den Paletottaschen hatte. „Ich wollte Sie schon öfter danach fragen."

„O — ganz gut! Das heißt, eigentlich ist sie nicht mein Geschmack."

„Der meine auch nicht. Ich bin kein Verehrer der ‚Linie' bei Frauen, mag sie auch noch so modern sein. Wenn ich dagegen an die üppige und dabei doch so geschmeidige Gestalt Ihrer Schwägerin denke, bin ich mir ganz sicher, daß zum Frauenreiz auch Fleisch, nicht nur Knochen gehören. Viele mögen einen anderen Geschmack haben, darüber läßt sich nicht streiten. Aber so pikant die Amberg sein mag, ich will nichts mit ihr zu tun haben."

„Gehen Sie nicht ein bißchen zu weit, Reppo? Schließlich ist jede alleinstehende Frau bedauernswert."

„Die Amberg nicht. Fragen Sie einmal, ob sie mit ihrer Vergangenheit tauschen möchte! Glück hat sie gehabt! Maßloses Glück. — Ihr Mann war ein Trinker. Der Rotspon — andere sagen noch etwas Schlimmeres — kam nie bei ihm vom Tisch. Und dann wurde er brutal — ja tätlich. Auch gegen sie. Na, und da ‚soll' er sie denn einmal in einem zärtlichen tête-a-tête mit dem Verwalter überrascht haben, warf sie zum Hause hinaus, wie sie ging und stand, ohne ihr etwas anderes mitzugeben als ein paar Jagdhiebe und die Aussicht auf Scheidung. — Aber in derselben Nacht noch, während sie zitternd und bebend heimlich bei der Mamsell kampierte, holte ihn der Teufel. Er erlag einem Schlaganfall. So blieb sie Herrin auf Storkow und reist seit den zwei Jahren ihrer Witwenschaft fast unaufhörlich in der Welt herum."

„Und die Verwaltung des Gutes?"

„Besorgt der Verwalter."

„Derselbe?"

„Nein! Natürlich nicht! Das hätten Weißbachs wohl kaum zugegeben. Die bringen sie ja doch in die Gesellschaft, decken sie mit ihrer Stellung, da muß alles reinlich und zweifelsohne sein. Denn wir sind hier wirklich sehr reinlich, Heindorf. Das werden Sie schon gemerkt haben."

Wenigstens habe ich keinen Grund, daran zu zweifeln."

„Ein bißchen pharisäerisch infolgedessen auch," fuhr Reppo fort, „aber das läßt sich nicht ändern. Also von der Storkower Affäre wußten Sie kein Sterbenswort?"

„Nein.“

„Dann klatscht Frau Lena also nicht. Das ist eine seltene Tugend, und macht sie doppelt anbetungswert. Ich hasse klatschsüchtige Frauen.“

Sie standen jetzt auf dem Marktplatze, den Rücken nach dem Bollwerk und sahen gedankenlos auf das Häuserviereck, das ihn umschloß.

Ihnen gerade gegenüber ging in gleichmäßigem Schritt die Schildwache vor der Wohnung des Stadtkommandanten auf und ab. Zwei Fenster dort waren hell erleuchtet. Reppo blickte empor.

„Die Gillesmädel dürfen das nicht von sich sagen, scharfe Mäuler, nadelspitze Redensarten. Wehe, wer denen in die Zähne gerät. Wenn es Ihnen recht ist, Heindorf, begleite ich Sie nach der Fährstraße hinauf, bis an Ihre Wohnung. Man weiß so nicht, wohin mit all den langweiligen Stunden, und dann schaue ich mal in die Konditorei Ihnen gegenüber hinein. Sie haben da ein neues Büfettmädel bekommen, aus irgendeinem dieser goldigen Nester hier herum; vielleicht lohnt es das Ansehen. Na, dann hätten Sie ja auch noch mal was fürs Auge. Ihr Fenster muß gerade da hinausgehen.“

„Allerdings! Aber wenn ich oben bei mir bin, arbeite ich und kümmere mich wenig um Aus- und Eindrücke.“

„Streber?“

„Bedingt, schon meinem Bruder zuliebe, dem ich alles verdanke.“

Reppo pfiff leise vor sich hin.

„Die Dankbarkeit, die ist bei einem anständigen Menschen manchmal der Würgengel der eigenen Per-

sönlichkeit; sollte es aber nicht sein! Ein gesunder Egoismus ist auch da notwendig. Ich will hier gewiß keine Romangespenster heraufbeschwören, aber es gibt doch wohl Situationen, in denen das eigene Ich stärker sein muß als alles andere. Ihr Bruder ist bedeutend älter als Sie?"

„Ja! 20 Jahre."

„Also 45 — und Ihre Schwägerin?"

„Ein bis zwei Jahre jünger als ich."

Reppo schwieg ein Weilchen. „So habe ich sie taxiert", sagte er dann. „Was für einen Mut haben manche Männer, so viel jüngere Frauen zu heiraten! Ich würde das nie tun! Die Lebenswünsche passen nicht mehr zueinander. — Es ist ja wohl eine Liebesheirat gewesen?"

„Von seiten meines Bruders zweifellos; er betet seine Frau an."

„Und von ihrer Seite sicher auch, so ein neunzehnjähriges Dingelchen überhaupt ... was weiß das denn vom Leben! Das liebt und heiratet frisch darauflos, und — meistens geht es ja dann auch noch ganz gut aus, weil der Frau doch immer eine gewisse Hörigkeit im Blute liegt, den meisten wenigstens."

„Und dann kommen Kinder ..."

„Ja, und das bequeme Dasein, und die ganze Wucht des einschläfernden Alltags — wenn ... der Teufel nicht einmal dazwischen fährt."

Gerhard lächelte.

„Für Lena würde ich die Hand ins Feuer legen, daß sie jedem Teufel das Spiel verdürbe", sagte er ruhig.

„Es lag mir völlig fern zu exemplifizieren, Heindorf", entschuldigte sich Reppo. „Übrigens, Frau Lena ... Na

ja, die hat wohl wenig Temperament, und das gehört in erster Linie zu allen Sünden gegen die heilige Tradition. Eine Frau unserer Kreise muß überhaupt langweilig sein, das ist sie uns schuldig, und außerdem ist es für eine glückliche Ehe geboten. Aber fassen Sie das nun nicht wieder falsch auf, Heindorf, ich denke dabei nicht an Ihre Schwägerin, behüte! Über die sind meine Akten ohnehin noch nicht so ganz geschlossen. Ich dachte vielmehr an die Gillesmädel und die Pressentin. Mit Suse Lutter und der Amberg würde man schon ein gewagteres Spiel spielen, die wären imstande und hingen mal die ganze Korrektheit in einer leichtsinnigen Stunde an den Nagel."

„Wie kommen Sie nur zu all diesen scharfen Urteilen, Reppo?" fragte Gerhard erstaunt.

Der lachte.

„Ich bin jahrelang hier und habe offene Augen; dafür kann man leider nichts." —

Vom Kirchturm schlug es dreiviertel acht, als sie die stumpfe Ecke erreichten, die des Doktors Haus nach der Straße zu bildete. Geradeaus schloß sich die mächtige Kastanienallee an, die zum Strande führte.

Sie reichten sich die Hände.

„Also Sie kommen morgen nicht zu mir, Heindorf?" fragte Reppo noch einmal, und man hörte seiner Stimme das Bedauern darüber an. „Dann will ich es Napoleon sagen, der hat so eine unbändige Freude an solchen Sachen. Natürlich wird ihn Kuhnert begleiten und den Hauptanteil auf sich nehmen. — Schade! —"

Gerhard lächelte. „Ich gönne es den beiden. Gute Nacht, Reppo, allerhöchste Eile, mein Bruder wartet nicht gern."

Sie schüttelten sich nochmal die Hände, und Gerhard sprang eilig die drei Stufen zur Haustüre empor, die mit dumpfem Knall hinter ihm zuschlug. Darauf hörte Reppo noch, ehe er sich zum Gehen wandte.

Als Gerhard eintrat, saß Lena schon am Tisch und schnitt Bot, Rudolf wusch sich im Nebenzimmer noch die Hände, kam aber jetzt auch über die Schwelle. Daß die beiden Männer Stiefbrüder waren, merkte man wohl. Neben Gerhards schmaler mittelgroßer Gestalt wirkte Rudolf klein und untersetzt. Sein Gesicht war intelligent, aber nicht hübsch; die Augen schützte ein goldener Klemmer. Wer Rudolf Heindorf genauer kannte, schätzte in ihm einen Mann von außerordentlicher Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit. Für alles, was zu ihm gehörte, sorgte er auf das beste. Allerdings besaß er auch die Fehler seiner Vorzüge. Er war etwas kleinlich, engherzig und despotisch. Alles sollte nach seinem Willen gehen — dazu war er pedantisch in all den Dingen, die er „Ordnung" nannte. Lena war genau das Gegenteil.

Auch jetzt kam er mit einem etwas gekniffenen Zuge um den Mund herein, in den Händen hielt er ein goldenes Armband.

„Weißt du wo das lag, Lena?" fragte er. „Darauf getreten bin ich im Schlafzimmer."

„Ich werde es heruntergerissen haben", meinte sie gleichmütig, nahm es und legte es neben sich auf den Eßtisch.

„Man verwahrt aber so etwas sicher und legt es auch nicht hier auf den Tisch, Lena."

Über ihr Gesicht flog ein Lachen.

„Gott, Rudolf, was ist denn dabei! Wie kann man

sich nur über Kleinigkeiten aufregen! Dazu bin ich gar nicht imstande!"

„Lena, Lena!" sagte er kopfschüttelnd, „du nimmst alle Dinge so leicht, und ordentlich wirst du sicher niemals werden."

Sie goß ihm, während er das beklagte, Bier ein. Ihr blonder Kopf mit dem schaumigen, etwas zerzausten Haar glänzte unter der Lampe goldig, ihr Gesicht zeigte keinerlei Bewegung.

„Willst du Salat oder erst Schinken, Rudolf?"

Sie streckte die Hand aus und sah ihn an — so hatte sie sich gewöhnt, seine Vorwürfe in aller Ruhe abzuschlagen, und sie standen sich vortrefflich dabei. Er hatte, ohne das es nun einmal nicht abging, „erzogen" und sie sich nicht weiter darüber aufgeregt.

„Weißt du schon Rudolf, daß in ein paar Tagen Ersatz für Hauptmann Hamann kommt", fragte Gerhard, während er es sich schmecken ließ.

„Nein! — Woher hast du es erfahren?"

„Gleiwitz erzählte es heute im Kurgarten. Lena hatte mich hinkommandiert."

„Das war sehr recht von ihr."

„Gott, eigentlich lohnte es sich nicht. Sie sind hier alle so gräßlich spießig", sagte Lena. „Die Weißbach mit ihren Soldaten, die Amberg mit ihren Reisen, Susens verworrene Ideen über die Stellung der Frau, ich kenne das alles schon auswendig. Etwas Neues müßte her, etwas Sauerteig, der gärt und klärt. Nicht, Gerhard?"

„Um Gottes willen," rief der Doktor, „das könnten wir gerade brauchen! Nur keine Änderungen! So wie es ist, ist es gerade gut."

„Dazu müßte man siebzig Jahre alt sein", meinte Lena und stützte den Kopf in die Hand. „Ja, siebzig, denn die Jugend fühlt anders."

„Ach, bewahre, die hat an sich selber Freude, das ist der ganze Unterschied. — Aber wer kommt denn her, Kinder?"

„Ein Hauptmann Enna aus Berlin", sagte Gerhard.

Lena sah ihren Mann an, ihre Augen wurden ganz groß und starr, die blaßgewordenen Lippen zitterten; sie öffnete sie ein wenig, schloß sie aber dann doch wieder.

„Jetzt nicht," dachte sie und atmete tief, „Gerhard ist ja dabei."

„Vielleicht dein gewünschter Sauerteig," meinte der Doktor lachend und schob eine halbe Schinkenscheibe in den Mund, „da kann er ja gleich bei der Amberg als Hamanns Nachfolger antreten."

Er wunderte sich, daß seine Frau schwieg und fuhr daher fort: „Der arme Kerl! Von Berlin nach Münde ist sehr schwer; umgekehrt ließ ich es mir eher gefallen. Nun wird er wohl hier den Großschnäuzigen spielen, und das wäre sehr schade, weil wir doch sehr aufeinander angewiesen sind. Ein unzufriedenes Element bringt oft einen anderen Ton hinein; aber wir werden uns wehren, wenigstens du, Gerhard, nicht?"

„Was habe ich mit ihm zu tun; er wird ja Napoleons Kompagniechef."

„Richtig! Na, dann ist die Sache für uns weiter nicht gefährlich. Napoleon ist sowieso ein verrücktes Huhn."

„Die Amberg kennt ihn von Monte Carlo her und tat sehr entzückt", erzählte Gerhard. Er wunderte sich über Lenas Schweigsamkeit, aber nur so nebenher.

„Die Amberg! So! — Na, mir kann's recht sein. Ich glaube, du hast dich erkältet, Lena! Du siehst blaß aus und redest ja kein Wort, hast auch nichts gegessen."

„Der Kopf tut mir etwas weh", sagte sie bedrückt. „Wenn es euch recht ist, gehe ich ein Weilchen ins Schlafzimmer."

Da stand sie nun am Fenster und starrte durch die Scheiben. Auch von hier sah man das weichende Licht des Leuchtturms, aber nur ganz matt; man hätte es für Wetterleuchten halten können. Sie kannte es lange, aber jetzt klammerten ihre Augen sich daran fest. Was sollte sie tun? War es klug, ihrem Manne offen und frei zu bekennen: dieser Raoul Enna war vor Jahren mein Jugendtraum? Ihm gehörten die heißesten und schwärmerischsten Gefühle meines Herzens, bis uns das Leben auseinanderriß — und länger noch, viel länger! — Gab es trotz Mann und Kinder jetzt immer noch eine Stelle in ihrem Herzen, an der er thronte, wenigstens die Erinnerung an ihn? — Rudolf war gut, wohl der beste Vater und Ehemann, den es geben konnte, trotzdem hatte er harte Stellen in seinem Charakter, an die niemand rühren durfte. Wie er solch Geständnis aufnehmen würde, jetzt, nach so vielen Jahren, in denen sie ihm oft versichert hatte, daß er der einzige gewesen, der in ihrem Leben eine Rolle gespielt, das wußte sie doch nicht so sicher, und ob er nicht schließlich mißtrauisch werden und ihr jedes Begegnen mit Enna, das ja nicht ausbleiben konnte, unmöglich machen würde?

Der Anstand in ihr verlangte eine Beichte, die Vernunft verweigerte sie, und ihre eigene Schwäche stellte sich auf seiten der Vernunft.

Damals war sie jung und frei gewesen, ihr Herz unbewacht, das sich damals hängen konnte, an wen es wollte, ohne daß jemand darnach fragte.

Jung und frei! — Das Haar war ihr damals lose um Nacken und Schultern geflogen, nur auf dem Scheitel mit einem blauen Bande zusammengehalten, — sie wußte noch genau, wie ärgerlich sie es oft, weil es so leicht und federig war, aus den Augen gestrichen hatte. Jetzt war sie eine vernünftige Frau und hatte zwei Kinder.

Wie seltsam das Leben spielt! — Damals, nachdem sie auseinander gegangen, — „denn sie hatte nichts und er hatte nichts", sagte ihr Vater — hätte sie ihr ganzes Dasein darum gegeben, ihn noch einmal wiederzusehen. Jetzt erschreckte sie der Gedanke.

Raoul Enna!

Der blonde Kopf preßte sich fester gegen die Scheiben, Tränen kamen, und das Herz wurde ihr schwer; aber sie durfte nicht weinen, Rudolf hätte dann gefragt! —

Mit Ennas Namen verband sich für sie die Vorstellung von Sonnenschein und einer Allee blühender Kirschbäume, durch die sie ihm entgegengeeilt war, ehe er beim Vater seinen förmlichen Besuch gemacht hatte. Der alte, mürrische Oberst im Krankenstuhl, der junge Leutnant davor, — alles stand zum Greifen lebendig wieder vor ihr, und sie dazwischen mit ihrem übervollen, seligen Herzen, das sich an der Gegenwart genügen ließ und keine Gedanken für die Zukunft übrig hatte. Wie glücklich sie gewesen war!

Dann kam es plötzlich anders. Zum Manöver rückten die Truppen aus, und als sie wiederkamen, fehlte Raoul

Enna unter ihnen. Ohne ihr ein Wort zu sagen, hatte er sich versetzen lassen; darum war auch der Abschied zwischen ihnen so aufregend und innig gewesen, daß er sie wochenlang über die Trennung hinweggetragen hatte.

Und dann kam sein Brief, und ihre Verzweiflung, die sie krank und unfähig machte, das Leben weiter zu ertragen. Er hatte ja recht!

Kein Geld! Auf welche Weise sollten sie zusammenkommen, wenn er nicht seinen bunten Rock opferte, und daran hatte sie nie gedacht.

Sie sah sich wieder in der kleinen Laube im Garten sitzen und hörte sich schluchzen — schluchzen — —

Lena dachte, daß sie so jetzt gar nicht mehr weinen könne, daß die großen, heißen Gefühle völlig in ihr erstorben wären. Ja, die großen heißen Gefühle! — Einstmals hatte sie die empfunden, aber das war doch lange, lange vorbei!

Und nun kreuzte er wieder ihren Weg.

An dem schrecklichen Herzklopfen merkte sie, daß doch noch nicht alles vorüber war. Aber es mußte ja sein, wenn sie auch darunter litte. Nun hatte sie Mann und Kinder.

Wie barbarisch und ernüchternd war das Leben doch in seinem Alltagsverlauf!

Bisher war sie zufrieden und glücklich gewesen. Die Wahl, die ihr Vater damals unter den drängendsten Beschwörungen für sie getroffen, den sehr viel älteren Stabsarzt zu nehmen, hatte sie still über sich ergehen lassen, weil ihr alles gleichgültig gewesen war, und die Zeit hatte ergeben, daß der kranke Oberst sehr klug gehandelt hatte. Er starb ganz plötzlich, und sie blieb mittellos zurück.

Aber Heindorf war wohlhabend, und so blieben ihr Sorgen erspart. Er hatte sie in seiner etwas despotischen Weise auch sehr lieb, das wußte sie genau.

Sie strich das Haar aus der heißen Stirn. Die Flammenzeichen des Leuchtturms legten sich ihr plötzlich beklemmend aufs Herz.

Wenn doch nur Enna nicht herkäme!

„Lena," rief der Doktor aus seinem Zimmer herüber, „willst du ein Antipyrinpulver? — Dann leg dich zu Bett, und morgen bist du wieder gesund."

Er haßte es, wenn seiner Frau etwas fehlte. Krankheiten hatte er draußen genug zu bekämpfen; im Hause mochte er nichts davon hören. Und Lena war auch all die Jahre hindurch kerngesund gewesen, so daß er seine Freude an ihrer aufblühenden Schönheit hatte.

Wenn ich nicht geweint hätte, ging ich wieder hinein, dachte sie und zündete schnell eine Kerze an. Allein wird man ganz toll.

Aber ihre Augen blickten heiß und trocken; auf ihren Wangen lag scharfes Rot. Seitdem sie erfahren, daß Enna nach Münde kam, hatte sie sich bis jetzt keine Sekunde Nachdenken gegönnt, die Kinder zu Bette gebracht, den Abendtisch besorgt, all die kleinen hausfraulichen Pflichten, die sie sonst gern dem Mädchen überließ, selbst ausgeführt, nur um von dem einen zehrenden Gedanken loszukommen. Und nun war sie ihm doch nicht entgangen.

„Du siehst ja nett aus", sagte ihr Mann, als sie auf die Schwelle trat. „Komm mal her, laß dir den Puls fühlen. — Natürlich im Kurgarten erkältet! Ich werde wohl ein Machtwort sprechen müssen, denn das Gelände

da ist sumpfig, und meine Frau sehr unvernünftig. Geh zu Bett, Lening, nachher schluckst du dein Pulver."

Sie beugte sich über ihren Mann und küßte ihn, auch Gerhard reichte sie die Hand, dann ging sie wieder. Vielleicht war Alleinsein doch das Beste. Rudolf von der Vergangenheit zu sprechen, daran dachte sie schon nicht mehr. Das war, als wenn man eine goldene Schale mit Bier füllen wollte. Ihre goldene Schale war die Erinnerung, und zu der hatte sie sich manchmal geflüchtet, wenn es gar zu alltäglich und langweilig um sie gewesen. Die durfte sie sich nicht entweihen.

Aber Münde war klein, konnte da etwas verborgen bleiben? Und wie würde sich Raoul Enna zu ihr stellen?

Ein feiner Zigarrendampf zog von ihres Mannes Zimmer zu ihr hinein; sie hörte den Klang der Stimmen drinnen, die leise miteinander sprachen, aber sie konnte nichts verstehen. Die Hände über den Kopf verschränkt, starrte sie in das Dunkel und sah immer nur blühende Bäume in endloser Reihe, zwischen ihnen ein blondes Ding und in der Ferne die hohe schlanke Gestalt eines jungen Offiziers.

Gott sei Dank, daß ich alles verbrannt habe, was an ihn erinnern kann, dachte sie dabei. „Keiner, keiner weiß etwas von ihm." —

* * *

Gerhard machte Miene, sich zurückzuziehen, da kam er aber bei seinem Bruder schlecht an.

„Machen wir es uns noch ein Weilchen gemütlich", sagte der Doktor, nahm selbst das Tablett mit den Bierflaschen und Gläsern und trug es in sein Zimmer. „Lena

schläft gewiß schon, und wir sprechen uns so selten mal unter vier Augen. Das entfremdet aber ein wenig, findest du das nicht?"

Gerhard schüttelte den Kopf.

„Zwischen uns kann es keine Entfremdung geben — niemals", sagte er dann nachdrücklich.

„Ja, ich weiß, du hängst an mir, und das ist mein Stolz und meine Freude, Kleiner. Einmal, ich weiß es noch ganz genau, stieg etwas zwischen uns auf, wenigstens von deiner Seite; das war, als ich mich verheiratete. Ja, Gerhard, da bist du mir ausgewichen auf alle mögliche Art und Weise. Knapp, daß du dich entschließen konntest, zur Hochzeit zu kommen. Du warst eifersüchtig auf die fremde Frau, von der du überzeugt warst, daß sie zwischen uns treten würde. Nicht, Brüderlein?"

Gerhard saß in einem tiefen Stuhl im Dämmer. Er hatte die Arme auf die Lehne, den Kopf an die Rückwand gelegt und blickte zu dem Stabsarzt hinüber. Sein feiner Kopf, die schmale, nicht zu große Gestalt bekamen dadurch etwas Schattenhaftes, das kurzgeschnittene, glatte dunkle Haar, in dem der Scheitel nur eine ganz feine weiße Linie bildete, die leuchtenden, etwas eingesunkenen Augen gaben ihm einen besonderen Ausdruck. Jetzt lächelte er.

„Damals vielleicht, bedenke, daß ich nichts und niemand auf der Welt hatte als dich, Rudolf. Du warst dem verwaisten Knaben alles!"

„Aber deine Befürchtungen sind nicht in Erfüllung gegangen, was? Die Liebe zu Frau und Kind hat reichlich Platz im Herzen neben der Liebe zum Bruder, das hat die Natur gut eingerichtet. Statt daß ich dir entfremdet

bin, hast du jetzt eine ältere Schwester, denn Lena ist nur ein bis zwei Jahre älter als du, hast Nichten und Neffen" —

„Du sprichst im Plural, Rudolf."

„Gott, was nicht ist, kann ja noch werden."

Der Doktor drückte seinen goldenen Klemmer fester. Ich mit meinen fünfundvierzig Jahren fühle mich auch noch jung — sehr jung sogar — —"

Er reckte die Arme und lachte, während er fortfuhr: „Das ist nämlich das Sonderbare im Menschen, daß er wohl weiß, die Jahre gehen hin, ihnen aber innerlich gar keine Konzessionen macht, allem Gerede zum Trotz."

„Du mußt auch noch recht lange leben, Rudolf, die Kinder müssen erst erwachsen und etwas aus ihnen geworden sein. Und dann Lena! Sie könnte einfach nicht existieren ohne dich."

„Trotz all meiner Tyrannei nicht, meinst du?" lachte der Doktor vergnügt.

„Ja, Gerhard, das merk dir für die Zukunft: Frauen wollen eine feste Hand fühlen, sonst ist ihnen nicht wohl, sie verlieren dann das Vertrauen. Hoffentlich wirst du auch einmal heiraten, dann erinnere dich, was ich dir gesagt habe."

Gerhard schüttelte den Kopf. „Nie!" sagte er.

„Hm! In deinen Jahren behaupten das alle, bis es sie dann auf einmal packt. Und glücklich wird man, Kleiner! Unmenschlich glücklich! Ihr, meine Familie, füllt mir doch das ganze Leben aus. Keinen könnte ich missen, keinen! Was hat man denn von all den fremden Menschen? — Nichts! Nur ihr, ihr allein gehört zu mir!"

„Ja, du hast es gut getroffen," meinte Gerhard kopfnickend, „aber nicht jede Frau ist wie Lena."

Er lehnte den Kopf fester gegen den Stuhl und sah verloren in den hellen Lichtschein, den die Lampe warf.

„Das weiß ich wohl am besten, und ihr Wohl liegt mir, neben deiner Karriere, wohl am meisten am Herzen. Dich möchte ich in einer hervorragenden Position sehen, und darum rede ich dir so viel zu, auf den Generalstab hinzuarbeiten.“

„Ich bin so wenig ehrgeizig, — so schrecklich wenig“, sagte Gerhard, und in seiner Stimme war ein etwas müder Klang.

„Nanu, mein Kleiner,“ — der Doktor horchte auf, — „fehlt dir etwas? In deinen Jahren muß man doch den ganzen Sack voll Rosinen haben, das gehört sich so. Und wenn du fleißig bist ... Ich halte dich nämlich für einen befähigten Offizier.“

„Ich nicht“, dachte Gerhard, und eine Menge Sünden gegen den heiligen Geist des Militarismus fielen ihm ein, von denen sein Bruder natürlich keine Ahnung hatte. Aber so viel an ihm lag, sollte der nicht enttäuscht werden.

„Ich verspreche dir, mein möglichstes zu tun“, sagte er ernst.

„Das genügt. Über sich hinaus kann keiner. Und nun wiederhole mir noch, daß du dich wohl bei uns fühlst, daß du gern bei uns bist, Lena und die Kinder lieb hast, kurzum, daß du zu Hause bist.“

„Ja!“ — Das klang voll und überzeugt, und während er aufstand, sagte er noch: „Auch die Heimat danke ich dir, Rudolf.“

Sie schüttelten sich herzlich die Hände zur Gute Nacht.

„Nimm das Licht hier mit“, sagte der Stabsarzt und zündete seinen Schreibtischleuchter an. „Draußen ist das

Gas längst aus. Es ist ja schon elf Uhr vorüber. Aber nett war es doch, daß wir einmal zusammensitzen konnten wie früher. Und Lena verschläft dabei den Kopfschmerz. Man kommt sich wieder näher, denn nicht jeder Tag ist dazu geeignet. Und höre, Gerhard, du brauchst dich unsertwegen nicht so fern von den Kameraden zu halten, wir nehmen dir das nicht übel. Jugend will zu Jugend. Was uns verbindet, ist doch etwas ganz anderes! Und nun gute Nacht, mein Junge!"

Gerhard stieg die Treppe hinauf, als hätte er stark getrunken. Und doch war nichts bei dem Abendessen über seine Lippen gekommen. Das war auch ein Punkt, der den Doktor ärgerte, diese Abstinenz! Er selbst war einem guten Tropfen durchaus nicht abhold, aber da war mit Gerhard nichts anzufangen.

Fürsorglich blendete der Doktor das Licht ab, als er bei seiner Frau eintrat. Sie schien zu schlafen, wenigstens rührte sie sich nicht, und leise ging er zu Bett, ohne zu ahnen, daß Lenas Wangen feucht waren.

* * *

Als Gerhard bei sich eintrat, löschte er das Licht, das sein Bruder ihm gegeben; denn durch das noch offene Fenster flutete der Mondschein in breitem Strom. Bis hart an das Fensterbrett trat der junge Offizier und sah hinaus.

Die Ferbersche Konditorei lag längst in Dunkel. Nur auf einem Fenster glitzerte noch das Mondlicht in trügerischem Glanz. Die Veranda nach der Magazinstraße lag mit ihrem scharfen Licht und Schatten ganz phantastisch da. Die sich schon entlaubenden Bäume jenseits des

weißen Weges streckten ihre Äste silhouettenartig in die klare Luft. Das Grollen der See drang in unaufhörlichem Rhythmus wie ein brausendes, gewaltiges Lied in die Stille der Nacht, doppelt laut sogar bis hierher. Totenstill und einsam lag die Fährstraße da, die sich in die Stadt hineinzog. Die Häuser niedrig, die Dächer schräg abfallend, aber über allem der weiße, schimmernde Mondschein.

Gerhard, als er so mitten im Licht und in der Stille stand, war zumute, als müsse er angestrengt über irgend etwas grübeln, ohne daß ihm zum Bewußtsein kommen wollte, worüber eigentlich.

Doch ja! Da war es! Rudolf hatte davon gesprochen, daß er jetzt ein Heim habe, eine Familie, zu der er gehörte, deren Mitglied er war, daß er eine Schwester habe.

An das Kadettenkorps mußte er denken, an alle die Jungen, mit denen er den gleichen Strang gezogen. Keiner war so einsam gewesen, wie er. Es gab doch einmal einen Ausgang, Schwestern, Cousinen, junge Mädchen, mit denen sie in Verkehr traten, ihm blieb das andere Geschlecht ganz fern. Er konnte sich niemals vorstellen, wie das sein mußte, mit ihm zu verkehren, obgleich er oft Sehnsucht darnach hatte. Von Jugend auf unter Männern gewesen, krankte er an dem Wunsch, auch Frauen kennen zu lernen, die ihm wunderbare Geschöpfe zu sein schienen, die er im stillen wie Heilige verehrte, und über die er doch so manches absprechende, ja rohe Wort der Kameraden hörte, ohne daß es seinen stillen Kult zu erschüttern vermochte.

Und doch hatte er, als er die Nachricht von der Verlobung seines Bruders erfuhr, dies eine Weib, das er

noch nicht einmal kannte, gehaßt, weil er glaubte, daß es ihm die Liebe des einzigen Menschen, zu dem er gehörte, entziehen würde. Er hatte sich gesträubt, nach Münde zu kommen, weil er dieses Gefühl immer noch nicht völlig überwunden, und war endlich nur gekommen, weil sein Bruder es dringend wünschte.

So war seine junge Schwägerin die erste Frau, die ernsthaft in sein Leben trat, die erste, die er täglich sah in ihrem Tun und Lassen, ihrem Denken und Handeln, und es ging bald eine absolute Beeinflussung seines Empfindens von ihr aus, der er sich weder entziehen konnte noch wollte. Warm machte ihn ihre Nähe, wunschlos und glücklich. Auch die Kinder waren kleine Götter für ihn, an denen er mit weichherziger Liebe hing.

Er wußte genau, daß er diesem Heim mit seinen Bewohnern, jedem für sich, mit Haut und Haaren verfallen war, daß sich für ihn die Welt nur um sie drehte, und das machte ihn sehr glücklich.

Mitten in dem kalten, klaren Licht stehend, fühlte er, wie seine Seele sich allmählich löste, die Gedanken verblaßten und entschwanden. Ins Uferlose, Unendliche hinein fühlte er sein Ich gezogen, wenn auch der Körper regungslos verharrte, und in diesem Unendlichen waren es zwei Hände, die ihn fortzogen, immer weiter, hinein in tiefes Dunkel, bis eine beklemmende Angst in ihm hochwuchs, daß er kaum noch atmen konnte.

Da ging eine Wolke über den Mond, sein Licht erlosch. Tief aufseufzend deckte Gerhard die Hand über die Augen, während es ihn eisig überlief. Hastig schloß er das Fenster und zog den Vorhang zu. Im Dunkel tappte er sich an seinen Schreibtisch und machte Licht, aber die

Angst, die ihn kaum atmen ließ, wich nicht. Und dann wußte er auf einmal, daß es Lenas Hände waren, die ihn in das grausige Dunkel gezogen, ihre weißen, weichen Frauenhände, die er so gerne ansah, weil sie ihm so schwach und hilflos dünkten, als wären sie nicht imstande festzuhalten, oder sich zu wehren.

Vielleicht liebte er gerade darum diese Hände.

* * *

Hauptmann Enna wußte recht wohl, daß es eine Strafversetzung war, die ihn nach Münde brachte. Er hatte in Berlin zu flott gelebt, aber er nahm sie mit zusammengebissenen Zähnen und dem festen Entschluß auf, das Beste daraus zu machen, was sich machen ließ. Zunächst schlug er allerdings allem Hergebrachten ins Gesicht, indem er die Wohnung des verabschiedeten Hauptmann Hamann, der auch Junggeselle gewesen, entschieden ablehnte. Sonst waren die Herren immer froh, auf diese Weise möglichst bequem unterzukommen; aber als Enna eines Tages inkognito in Münde gewesen war und erfahren hatte, daß diese Wohnung im Honoratiorenviertel lag, umgeben von Familienwohnungen verheirateter Kameraden, hatte er sofort darauf verzichtet; und Münde hörte zu seinem namenlosen Staunen, daß er sich in der Nähe der geschleiften Festungswälle zwei Zimmer zu ebener Erde genommen, deren Gegenüber nur Parkanlagen waren. Keiner der Herren wohnte dort, da es ziemlich weit vom Kasino und dem Exerzierplatz war.

Die Damen entrüsteten sich, die Herren zuckten die Achseln und lächelten etwas maliziös.

Sie verstanden die Gründe zwar, wußten aber auch genau, wie zwecklos das hier war, wo doch jeder über den anderen genau unterrichtet blieb. Nur Reppo behauptete ernsthaft:

„Der Mann imponiert mir“, und so war Raoul Enna schon vor seinem offiziellen Eintreffen in Münde eine interessante Persönlichkeit geworden, mit der man sich ausgiebig beschäftigte. —

Jetzt hatte er die offiziellen Meldungen hinter sich und stand mit finsterer Stirne, die Lippen zwischen den Zähnen, am Fenster seiner Wohnung.

Wie häßlich Münde heute war!

Der Regen floß in Strömen und überschwemmte die schlecht gepflasterte Straße. Die sich schon entblätternden Bäume trieften und sahen grau und trübselig aus. Auf dem ganzen Wege keine lebende Seele, und drinnen, um ihn herum, die ganze Unordnung des Umzuges, gegen die er nun anzukämpfen hatte. Er war in Berlin reichlich verwöhnt, und es wurde ihm schwerer, als er sich selber zugestehen mochte, hier auf tausend Dinge, an die er gewöhnt war, Verzicht leisten zu müssen.

Helm und Säbel hatte er achtlos auf den Tisch geworfen und starrte nur immer zum Fenster hinaus, als könne er nicht los von dem trostlosen Stimmungsbild. Der Bursche fragte nach etwas, er schnauzte ihn grimmig an; sah aber schließlich doch das Törichte seines Gebarens ein und gab Anweisung, wie er dies und jenes gemacht haben wollte.

Da klingelte es an seiner Türe. Die altmodische Schelle gab einen jammernden, kreischenden Ton von sich, und als er selber öffnete, stand draußen eine Ordonnanz

mit einem Briefe, der im Bataillonsbureau für ihn abgegeben war.

Raoul Enna blickte erstaunt auf das Kuvert mit den langen, steilen Buchstaben, die so manieriert aussahen, als wären sie ihm bekannt; aber er konnte sich nicht erinnern. Zum Fenster tretend, betrachtete er das Schreiben aufmerksam. Es war von einem ihm unbekannten Orte abgestempelt, aber die Adresse lautete richtig nach Münde; und jetzt empfand er einen leisen, feinen Wohlgeruch, der dem Papier anhaftete.

Mit einem angenehmen Gefühl der Erwartung und Neugier riß er den Umschlag auf und sah nach der Unterschrift: „Thekla Amberg."

Im ersten Augenblick konnte er sich gar nicht besinnen, endlich fiel es ihm ein. Monte Carlo, die Spielsäle, die schicke, heitere junge Witwe aus Norddeutschland, mit der er dort bekannt geworden, um ein paar Tage vergnügt in ihrer Gesellschaft zu verbringen...

Sie hatte ihm von der Ostsee erzählt, daß ihr Gut nicht weit davon läge, — ja, ja! Wie hieß es doch gleich? Er sah nach dem Kopf des Briefes: Storkow!

Er hatte sie ganz vergessen... Wie nett sich das aber nun traf. Es konnte ihn etwas mit seinem Aufenthalt aussöhnen, denn nun, in der Erinnerung, erschien sie ihm doppelt reizend und amüsant. Und es war da gleich eine Frau, mit der es sich lohnte, einen kleinen Flirt fortzusetzen, der ihm über die Öde der Tage hinweghalf, die in Münde vor ihm zu liegen schienen. Ohne Frauen vermochte er nicht zu leben; es war sein alter Fehler, der ihm schon viel Ärger und Unannehmlichkeiten bereitet hatte, von dem er aber doch nicht lassen konnte. Auch

seine Strafversetzung nach Münde stand damit im Zusammenhang, und da war es schließlich nicht mehr als billig, daß er hier wieder eine Frau fand, die ihn damit aussöhnte.

Er sah auf die Uhr. Noch war es ziemlich früh; das Essen im Kasino hatte er für heute des Umzuges halber abgesagt, also lag ein langer Nachmittag vor ihm. Es regnete zwar, und sicher erwartete sie ihn heute noch nicht, aber er war kein Freund langen Zauderns. So erkundigte er sich denn bei seinem Burschen nach Storkow, und als er hörte, daß es zu Pferde kaum ein und eine halbe Stunde bis dahin sei, gab er schnell die nötigsten Anordnungen, ließ satteln und ritt davon.

Thekla Amberg stand am Fenster ihres großen Speisezimmers und sah gelangweilt in den Regen. Zuweilen überfiel sie hier draußen in der tödlichen Einsamkeit eine Ungeduld, die an Verzweiflung grenzte. Ihr ganzes Leben hatte sie auf dem Lande zubringen müssen, immer mit der brennenden Sehnsucht nach Großstadtluft im Herzen. Für die Mündener und Storkower Verhältnisse war ihr Charakter zu abenteuerlich geworden; strenge, geregelte Tätigkeit war ihr ein Greuel, und wenn sie nichts fand, was sie ablenkte und zerstreute, fiel sie einer entsetzlichen Stimmung zum Opfer.

Der einzige Mensch, den sie hier — allerdings reichlich — in ihre Nähe zog, war der Verwalter, Leopold von Sahr, der seine ganze Kraft und Fähigkeit der Bewirtschaftung des Gutes widmete, nachdem ihm selbst nicht gelungen war, seinen eigenen Besitz zu halten, weil es ihm an Mitteln gemangelt hatte, die vorhandene Schuldenlast zu tilgen. Sein Bankerott fiel zusammen

mit der Katastrophe in Storkow, und der Justizrat Lutter hatte den tüchtigen jungen Mann gleich für sie gewonnen, da sie sich der Einsicht nicht verschließen konnte, daß ihr nur die Wahl zwischen sofortiger Verabschiedung ihres bisherigen jungen Freundes oder gesellschaftlichem Boykott blieb. Ihre Zuneigung war nicht stark genug gewesen, letzteren auf sich zu nehmen, außerdem wurde ihr Sahr von allen Bekannten auf das dringendste empfohlen; denn Storkow war unter seinem verstorbenen Herrn durchaus kein Mustergut gewesen, und die pekuniäre Lage Theklas stand eine Zeitlang recht mißlich.

Sahr hatte das Seinige mit Erfolg getan, wenngleich er zu den kostspieligen Wünschen der Besitzerin oft den Kopf schüttelte, ja ihr ganz unverhohlen und derb seine Meinung zu sagen pflegte, was sie stets aufs höchste erbitterte. Trotzdem wußte sie, daß sie ihm persönlich nicht gleichgültig war, und es machte ihr Vergnügen, bei den gemeinsamen Mahlzeiten mit ihm zu kokettieren. Ohne das wäre Storkow ihr überhaupt völlig unmöglich gewesen.

Daß Sahr wirklich eine ernste Neigung zu ihr gefaßt hatte, obgleich er ihren oberflächlichen Charakter mit seinen verschiedenen Auswüchsen genau kannte, setzte sie wohl kaum voraus, und es wäre ihr auch gleichgültig gewesen, denn bei einer zweiten Heirat zog sie nur noch den Aufenthalt in einer Stadt und allerhand Abwechslung für die langen Tagesstunden in Betracht, niemals mehr das Landleben.

Ihr feines Ohr hörte jetzt plötzlich den Schall von Pferdehufen auf dem Pflaster des Hofes, neugierig lief sie an das andere Fenster, und da sah sie Hauptmann

Enna gerade vor dem Verwalterhause anhalten, naß wie eine Katze und mit der Reitpeitsche an den Sattel klopfend, da keine Seele sich sehen ließ.

Thekla riß das Fenster auf.

„Willkommen! Willkommen!“ rief sie hinaus und schlug voller Freude die Hände zusammen.

Er grüßte und lachte. — Dies hübsche sorglose Lachen kannte sie noch so gut, es hatte ihr immer das Blut warm gemacht.

„Pünktlich! Was?“ rief er zurück, sprang ab und übergab dem Stalljungen sein Pferd.

Sie ließ das Fenster hinter sich auf und lief ihm entgegen, so sehr freute sie sich — während an den Scheiben des Verwalterhauses Sahrs etwas robustes, rotes Gesicht verschwand. Er sah alle Offiziersbesuche nicht ohne ein gewisses Mißbehagen.

„Eher des Himmels Einsturz hätte ich erwartet, als Sie bei solchem Wetter; und gleich heute!“ sagte Thekla strahlend und reichte ihrem Besucher beide Hände. „Aber Sie glauben gar nicht, wie ich mich freue.“

„Vielleicht doch nicht so sehr, als ich mich über Ihren Brief. Er traf mich in einer Stimmung, gnädige Frau — in einer Stimmung! . . .“

„Kann mir's denken“, entgegenete sie kopfnickend. „Von Berlin nach Münde ist kein schlechter Absturz. Aber trinken Sie eine Tasse Kaffee mit mir, Ihnen muß sehr feucht zumute sein.“

„Danke, ja! Darauf habe ich mich den ganzen Weg über gefreut.“

Während sie sich gegenüber saßen, betrachtete er sie verstohlen. Sie hatte ihm doch viel hübscher vorgeschwebt.

Am Ende hatte er sie mit einer anderen verwechselt. Wegen dieser da hätte sich sein Don Quichote-Ritt kaum gelohnt. Sie mußte nun natürlich glauben, daß sie ihm Gott weiß was für eine Erinnerung hinterlassen hatte. Immerhin! Es lohnte nicht, sich weiter darüber den Kopf zu zerbrechen.

Der Kaffee tat ihm wohl, nun nahm er auch seine Partnerin nicht mehr so streng unter die Lupe, und dann sah er sich um.

„Sie wohnen hübsch hier, gnädige Frau."

„Wenn es nur nicht Storkow wäre; dagegen ist ja Münde das reinste Paradies."

„Aber es ist Ihr Eigentum."

Sie zuckte mit den Schultern.

„Ein Gefängnis, in dem man sein Leben vertrauert."

„Ein etwas üppiges Gefängnis." —

Ihm fiel jetzt wieder deutlich ein, daß sie ihm von ihrem Gute erzählt, das er aber in das Konto der üblichen Badehistorien einrangiert und nie daran geglaubt hatte.

„Sind Sie nicht oft in Münde?" fuhr er fort.

„Gewiß, Oberstleutnant Weißbachs sind meine Verwandten. Aber das ist doch kein Vergnügen, immer auf der Achse liegen zu müssen, wenn man sich auch nur die kleinste Unterhaltung verschaffen will."

„Es gibt noch andere Unbequemlichkeiten", seufzte er, trat an den Kamin, in dem die Scheite prasselten, und wärmte sich die Hände. So, vom Feuer bestrahlt, konnte sie ihn genau betrachten, und ihr ging es wie ihm, nur umgekehrt, seine Erscheinung überraschte sie. Groß und stattlich, mit breiten Schultern, war er auch damals in

Zivil gewesen; aber sein Gesicht schien ihr über dem roten Kragen rassiger und magerer, besonders Nase und Augen hatten etwas Markantes, fast Brutales, das ihr unsäglich gefiel.

Da wandte er sich ihr plötzlich zu.

„Komme ich Ihnen auch anders vor?" fragte er lachend.

„Ja, aber das macht wohl die Uniform. Übrigens sagten Sie ‚auch'; ist es Ihnen mit mir ebenso ergangen?"

„Ja! — Aber das machte die Beleuchtung."

„Und die Langeweile", setzte sie kläglich hinzu. „Die verblödet ja beinah. Das werden Sie auch noch zu fühlen bekommen. Übrigens ist für einen Mann in einer kleinen Stadt doch alles noch anders wie für eine Frau."

„Etwas, gewiß. Aber helfen Sie mir nun einmal, mich in Münde zu orientieren, bitte."

„Von den dienstlichen Verhältnissen weiß ich nicht viel, und gesellschaftlich — Gott nichts als Langeweile, Langeweile und Spießbürgertum."

„Das kann ich mir denken. Damen gibt es natürlich eine Menge."

„Wenn Sie alle ohne Ausnahme rechnen, dann ja; tonangebend sind die Gillesmädchen, — pardon — die Töchter vom Stadtkommandanten, die Stabsarzt Heinsdorf — ja, sehen Sie mich nur so erstaunt an, es ist wahr, — dann Suse Lutter — ‚Justizrat seine' — wie es hier heißt, und nun meine Wenigkeit!"

„Genug, um den Hals darüber zu brechen," sagte er in seiner gehobenen Laune, „ich denke, ich werde mich bald entscheiden, an wessen Triumphwagen ich mich spanne."

Dabei sah er sie an, und Thekla errötete vor Freude.

„Die Heindorf gilt für schön und reizvoll", sagte sie trotzdem. „Leutnant Reppo hat ihr diese Glorie gewoben. Ich muß ehrlich gestehen, ich fasse das nicht. Fette, temperamentlose Blondinen sind mir stets ein Greuel gewesen."

„Oho, gnädige Frau!"

„Jetzt denken Sie, ich urteile aus versteckter Frauen-eifersucht heraus so hart, aber das ist nicht der Fall. Persönlich mag ich sie sogar ganz gut leiden; viel lieber als die Gillesmädchen."

„Gott bewahre mich vor meinen Freunden", sagte er amüsiert und stand abschiednehmend auf.

„So bald schon?" fragte sie traurig.

„Für einen ersten Besuch fast zu lange. Draußen wird es auch dunkel, und mein Pferd findet den Weg noch nicht."

„Sorgen Sie dafür, daß es ihn bald kennen lernt", bat sie liebenswürdig und reichte ihm die Hand. „Auf Wiedersehen, lieber Hauptmann! Sie wissen, Einsame zu trösten, ist auch ein gutes Werk."

Er küßte ihre überschlanken Finger, sprach nochmals seinen Dank und nochmals seine Freude über das unerwartete Wiedersehen aus und ritt heim. Krause Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Wenn er lange in Münde blieb, war ein Philisterstreich vielleicht zu entschuldigen, an den er in Berlin nie gedacht haben würde. Die Amberg schien sehr wohlhabend, seine Schulden drückten ihn, einmal mußte auch mit dem flottesten Leben gebrochen werden.

Nun, er wollte abwarten! Vielleicht machte sich ein

Aufenthalt in Münde besser, als er erwartet hatte. — Abwarten! —

* * *

Jeden Tag, sobald sie von ihren Mittagsausgängen nach Hause kam, fragte Lena erregt, ob niemand dagewesen sei; jedesmal erhielt sie eine verneinende Antwort und atmete dann auf.

In Münde war es nicht Sitte, den ersten Besuch anzunehmen; aber sie war fest entschlossen, Enna gegenüber diese Tradition zu durchbrechen, um ihn ein paar Minuten unter vier Augen sprechen zu können. Dann — wenn er wußte, wer sie war, würde alles gut werden, und die unerträgliche Erregung in ihr, die sie jetzt peinigte, erlöschen.

Das glaubte sie fest.

Die erste Woche war sie Tag für Tag zu Hause geblieben und hatte gewartet, aber dann jagte ihr Mann sie mit den Kindern in die frische Luft, und sie mußte gehen. Da suchte sie nun die einsamsten Wege am Strande auf, aus Furcht, Enna in der Stadt vielleicht zufällig zu begegnen. Dort — unter den Augen all derer, die vielleicht am Fenster standen, oder ihnen begegneten, in Gegenwart der Kinder und des Mädchens ihn zum ersten Male wiederzusehen, wäre ihr eine Unmöglichkeit gewesen.

Aber Tag auf Tag verging, sie sah ihn nicht, und er kam nicht. Manchmal fragte sie sich ernstlich, ob es nicht das Beste wäre, ihrem Manne die ganze Sache zu erzählen. In allen Dingen des Tages war er ja immer ihr Vertrauter und Berater, aber hier schreckte sie seltsamerweise zurück.

Denn vielleicht fand es Rudolf doch unverzeihlich, daß sie ihm nicht vor ihrer Verheiratung davon gesprochen; sie wußte, daß er zwar schwer in Erregung geriet, wenn aber, dann um so heftiger und andauernder, ganz anders wie ihr verstorbener, ewig aufbrausender Vater. Sollte vielleicht das Glück, die Ruhe ihrer Ehe an einem Phantom zugrunde gehen? Denn schließlich war es doch noch zweifelhaft, wie weit der Raoul Enna von heute dem von vor acht Jahren glich. Er konnte sie längst vergessen haben, er konnte ... Gott, was gab es da nicht alles für Möglichkeiten!

Wenn sie mit ihren Gedanken so weit gekommen war, nahmen ihre Augen einen starren, abwesenden Ausdruck an, und Gerhard hatte sie schon mehrmals mit seiner Frage: woran sie denke? daraus erweckt, so daß sie sich erschrocken zusammen nehmen mußte.

Wenn Enna nur erst gekommen wäre, oder wenn sie ihn nur erst gesehen hätte, dann würde alles besser werden, tröstete sie sich. Aber er kam nicht. Fragen wollt sie nicht; wie ein Verbrecher scheute sie alles, was sie auffällig machen konnte. Schließlich überfiel sie ein Gefühl der Ergebung, daß doch alles genau so kommen würde, wie es kommen sollte.

Trotzdem wurde sie im stillen ganz nervös. —

Da, eines Tages, als sie wieder vom Spaziergange kam, lagen auf der Visitenkartenschale im Korridor seine Karten. Gleich beim Eintreten sah sie es, und einen Augenblick mußte sie die Augen schließen, weil ihr schwindelte. Dann faßte sie nach den weißen Blättchen und starrte darauf nieder:

Hauptmann Raoul Enna

stand darauf.

Also auch die Möglichkeit, ihn vorzubereiten, war ihr genommen, und weil ihr Herz zu schlagen begann, zitterten ihre Finger heftig.

„Mama," sagte Fedy erstaunt zu ihr aufsehend, „ist dir kalt?"

Sie sah auf den Knaben herab mit einem Gesichtsausdruck, als ob sie weinen wollte, dann schüttelte sie den Kopf.

„Geht mit Marie", sagte sie nur zerstreut und trug die Karten hinein in ihres Mannes Zimmer, legte sie dort auf den Schreibtisch und starrte unablässig darauf nieder:

Raoul Enna.

Jeder Buchstabe schien nach ihr zu greifen, wie mit Schlangenarmen, jeder schien lebendig. Schon einmal hatte sie solche Karten in der Hand gehabt und ihrem Vater auf den Tisch gelegt. Damals war es der Beginn eines großen, leider nur zu kurzen Glückes für sie gewesen. Was würden sie ihr nun bringen?

Glück konnte es nicht wieder sein, also entweder Leid oder Gleichgültigkeit. —

War das letzte wirklich möglich? Ihre Liebe hatte sie damals durchrüttelt wie ein Sturmwind; es war nur natürlich, daß ihr jetzt vor einem Wiedersehen bange war, das ihr nur Enttäuschungen bringen konnte.

Stumm, den Kopf in die Hand gestützt, setzte sie sich nieder, sah auf die Karten und grübelte. Tausend feine Fäden zogen sie zurück in die Vergangenheit, aber das durfte doch nicht sein, sie hatte jetzt Pflichten, und ihr Mann besaß ein so feines Gefühl für alles, was sie anging.

Da hörte sie auch den Doktor kommen. Eine tolle Angst erfaßte sie. Wenn sie Enna schriebe, ihm sagte, daß Frau Stabsarzt Heindorf Lena Heldreich war, seine kleine Lena aus Impfingen, dann wußte er wenigstens, woran er war.

Etwas ruhiger ging sie ihrem Manne entgegen und bot ihm den Mund zur Begrüßung.

„Du siehst ja blaß aus, Lening", sagte er. „Hast du Ärger gehabt?" Sie verneinte.

„Es ist kalt heute!" Dabei zog sie fröstelnd die Schultern und zeigte zugleich auf die Karten. „Inzwischen hatten wir Besuch."

Er nahm die Blätter auf und legte sie in eine Schale zu den anderen, keinen Blick warf er darauf.

„Ich glaube, ich kann den Kerl nicht leiden", sagte er nach einer Pause. „Meiner Meinung nach wird er einen ungünstigen Einfluß auf unsere Herren hier haben."

„Warum?" fragte sie und fühlte, daß ihr das Sprechen schwer wurde.

„Ich kann es nicht so recht ausdrücken, Lening. Diese Großstadtleute sehen eben alle Dinge von ihrem Standpunkt an. Nichts ist ihnen heilig, und vernünftige Einschränkungen verlachen sie als spießig. Eine Atmosphäre von ‚Weibergeschichten' umgibt sie, und einer solchen soll der Enna ja auch seine Versetzung hierher verdanken."

„Wirklich? — Dann kommt vielleicht Thekla Amberg auf ihre Kosten."

„Vielleicht!"

Lena wußte nicht, warum sie das gesagt hatte, ihr tat das Herz plötzlich weh, und sie stand auf und starrte

zum Fenster hinaus, als hätte sie keine Gedanken mehr.

Die Sonne war fort, von der See her zog rauchartig Nebel heran und begann Münde einzuhüllen. Sie sah die letzten Blätter an den Ästen zittern und sich nässen, als weinten sie aus Furcht vor dem dunklen Grau, das sich allmählich verdichtete, und ihr wurde so traurig zumute.

„Sieh nach dem Essen, Lening, ich muß nachher bald fort", rief Rudolf aus dem Schlafzimmer, und sie ging in so absoluter Gedankenabwesenheit, daß sie direkt gegen Gerhard prallte, der eben in das Eßzimmer trat.

„Entschuldige", sagte er lächelnd, aber dann sah er ihr betroffen nach, als sie stumm hinausging.

Lena hatte plötzlich etwas ihm Fremdes bekommen. Ja, und nicht erst heute, — es fiel ihm ein, daß er das schon länger an ihr bemerkt hatte, seit ... Er grübelte. Seit wann, wußte er nicht. Aber es war da. Es sprang ihm entgegen, und es wunderte ihn.

* * *

„Lena! Petermann fährt schon vor."

„Ja! Ja!" tönte es aus dem Schlafzimmer, in dem sie noch zwecklos Kasten und Schubladen aufzog, um alles in greulicher Unordnung zu hinterlassen. Dann nahm sie ein paar Tropfen Parfüm und sah in den Spiegel.

Ihre Augen brannten, die flaumzarten Wangen waren rosig, sie sah sehr gut aus. Einen Augenblick erwachte ein Triumphgefühl, das sich heiß durch ihre Adern ergoß, dann dachte sie zitternd: „Hätte ich doch nicht geschwiegen! Einen einzigen von all den zerrissenen

Briefen abgeschickt! Nun ängstige ich mich fast zu Tode, denn heute gibt es kein Entrinnen."

Mit bebenden Händen strich sie an den duftigen Kleiderfalten herab und ging in das Eßzimmer, wo ihr Mann und Gerhard schon geraume Zeit warteten.

„Da bin ich", sagte sie hastig, während das Mädchen mit dem Mantel hinter ihr stand, bereit ihn umzulegen. „Entschuldigt nur, ich weiß selbst nicht, warum es so lange gedauert hat", und sie seufzte tief auf.

Der Doktor nahm dem Mädchen den Mantel ab, und indem er Lena einhüllte, drückte er flüchtig seine Lippen auf ihr Haar.

Sie fuhr herum und sah ihn mit funkelnden Augen an, so wild, so erschreckt, daß er auflachte.

„Ja, Lening, das mußt du dir schon gefallen lassen, wenn du mir so gut gefällst wie heute. Ich bin doch dein Mann."

„Dein Herr!" hatte es geklungen. „Dein Herr!" dachte sie, das Spitzentuch umnehmend. Das ist schließlich des Pudels Kern. Aber sie war nicht empört, nur traurig und schrecklich kalt wurde ihr, schrecklich kalt! —

Der Wagen setzte sich in Bewegung, etwas rumpelig und schwerfällig, wie all die Münder Gefährte, aber Doktors gingen nie, fuhren in jede Gesellschaft. Er konnte es nicht leiden, wenn Damen in Galoschen, verpackt wie Höferinnen zu Festen gingen, und seine Verhältnisse erlaubten ihm diesen Luxus, über den man in Münde immer noch sprach, trotz all der Jahre.

Oberstleutnant Weißbach eröffnete stets die Saison mit einer ersten, größeren Gesellschaft. Es stand da alles fest, die Bewirtung, die Stunde des Kommens und

Gehens, die Anzahl der Gäste, auch daß die Damen in großer Toilette zu erscheinen hatten, denn darauf legte die Wirtin ein besonderes Gewicht.

Weißbachs wohnten am Markt, der Stadtkommandant Oberst Gilles schrägüber am Bollwerk im Eckhaus. Den patroullierenden Posten konnte man von hier aus sehen. Äußerlich war in Münde alles eng befreundet, innerlich stand es anders, besonders zwischen diesen beiden Familien.

Die Gillesmädel bogen gerade tief vermummt um die Ecke, als Doktors ausstiegen.

„Protzerei!“ sagte Armgard bissig. „Sie würden auch nicht sterben, wenn sie die paar Minuten von der Fährstraße bis hierher zu Fuße gingen.“

„Ph! Laß sie doch!“ Clementinens Stimme war noch um eine Nüance bissiger. „Vornehmer wird sie ja dadurch doch nicht.“

Dann trafen sie mit Lena im Hauseingang zusammen und begrüßten sie auf das verbindlichste. Spezielle Meinungen behielt man eben für sich. Aber den Vortritt mußte ihnen Lena doch lassen, so richteten es die Schwestern schon ein, von dem Bewußtsein geleitet, daß er ihnen überall zukam.

Es war oben schon sehr voll und dementsprechend drückend heiß, als der Stabsarzt, seine Frau am Arme, endlich eintrat. Ein Dutzend neugieriger Augen konstatierte sofort, daß Lena heute „blendend“ aussah, nicht wie die Frau, eher wie die Tochter des etwas beleibten, gutmütigen Gatten, dem man ansah, daß er ein vorzüglicher Mensch, nimmermehr aber ein großes Geisteslicht sein konnte.

Die Uniform saß ihm etwas zu prall und erhöhte dadurch den Eindruck des Bürgerlichen, das neben seiner eleganten Frau doppelt wirkte.

Einen Augenblick stand Lena der Atem still, als sie sich hastig umsah, aber Enna, den sie suchte, fand sie nicht.

Die Oberstleutnant schüttelte ihr herzlichst die Hand.

„Wie hübsch Sie heute aussehen, meine liebe Frau Doktor! Hat Ihnen die Kardiff das Kleid gemacht?"

„Nein; ich habe es aus S., meine Cousine hat mir aussuchen helfen."

„Man merkt doch gleich, wenn etwas aus einer großen Stadt kommt! Übrigens Thekla sieht heute abend auch sehr gut aus. Ich liebe es, hübsch angezogene junge Damen bei mir zu haben!" sagte die liebenswürdige Wirtin und wandte sich anderen zu.

Ein paar Bekannte kamen noch, überall hörte sie schmeichelhafte Bewunderung. Dabei sprach und schwatzte sie, ohne recht eigentlich zu wissen was und wurde innerlich immer erregter, äußerlich immer hübscher, denn ihr Herz schlug wie ein Hammer.

Als sie der Türe gerade den Rücken drehte, hörte sie jemand eintreten. Augenblicklich wußte sie, — das war Enna. Dann kam der Oberstleutnant, ihn vorzustellen, langsam drehte sie sich um.

Ein Stuhl rückte laut, als würde er heftig fortgestoßen, eine Sekunde tauchten zwei Augenpaare ineinander, und aus dem dunkeln der Frau schwand alles Licht. Ihre Blicke wurden tot und stumm. Dann schwankte Lena, griff mit der Hand in die Luft und wäre umgesunken, wenn der Doktor sie nicht rechtzeitig aufgefangen hätte.

Er nahm sie fest in den Arm und führte sie hinaus. Unterwegs erholte sie sich schon, aber ihr Gesicht blieb weiß bis in die Lippen hinein.

„Was war dir denn, Lena?“ fragte er besorgt.

„Ich weiß nicht — ein plötzlicher Schwindel, nichts von Bedeutung, Rudolf. Laß uns schnell wieder hineingehen.“

„Einen Augenblick noch. Fühlst du dich wirklich wieder ganz wohl, Liebling, willst du lieber nach Hause?“

„Aber, nein, Rudolf! — Es ist schon alles wieder gut.“

Er sah ihr eindringlich in die Augen.

„Wirklich? — Die ganze Gesellschaft ist mir es nicht wert, daß du dir zuviel zumutest.“

„Wirklich, Rudolf, wirklich! Laß uns schnell wieder hineingehen, mir ist der Zufall schrecklich peinlich, und sie werden alle ihre Bemerkungen daran knüpfen.“

Er sah sie belustigt an.

„Aber Lenekind!“ sagte er dann zärtlich, zog ihren Arm durch den seinen und drehte mit ihr um.

Die Weißbach kam ihnen schon entgegen.

„Na, Gott sei Dank, Frau Doktor! Alles wieder in Ordnung, das sieht man schon an Ihrem Gesicht, nun könnten wir also zu Tische gehen.“

„Gewiß, gnädige Frau, — ich bitte nur vielmals um Verzeihung ...“ —

Die Weißbach hob lächelnd die Hand.

„Keine Redensarten, Liebste, das kann doch jeder von uns passieren! Und Sie, lieber Heindorf, informieren sich wohl über die Tischordnung, während ich Ihre Frau mit mir hineinnehme.“

Der Doktor verbeugte sich und warf Lena einen herzlichen Blick zu. Sie nickte lächelnd. In ihre Wangen trat wieder Farbe.

Hauptmann Schmidt bot ihr den Arm zum Souper; sie atmete auf und folgte ihm. Dennoch war ein leiser Stich in ihr. Warum konnte es nun nicht der andere sein? In all dem Geschwätz und Gelärme ringsum gab es dann vielleicht einen unbewachten Augenblick zu einem schnellen Wort, das sie von aller Angst befreit hätte. —

Erst als sie saß, blickte sie suchend um sich. Am anderen Ende des Tisches hatte er seinen Platz zwischen der Amberg und Suse Lutter. Ein gewaltiger Blumenaufsatz, dessen überreiche Füllung ihr nur selten einen Blick in sein Gesicht gönnte, stand zwischen ihnen. Meist sah sie nur ein Streifchen seines Profils. Aber wie kannte sie dieses Gesicht noch! — Es hatte sich etwas verändert, ein paar Fältchen an den Augenwinkeln, ein schärferer Zug um den Mund — aber sonst — — ! Dieses geliebte Gesicht! Was war es ihr nicht alles gewesen! — Heiß stiegen ihr Tränen auf, und umständlich machte sie sich mit ihrem Gedeck zu schaffen.

Hauptmann Schmidt sprach auf sie ein, forschte nach ihrem jetzigen Befinden — sie antwortete und lachte. Ab und zu nur warf sie einen flüchtigen Blick auf Enna, aber nie begegnete sie seinen Augen.

Und plötzlich wurde sie tieftraurig.

„Ja, so geht es uns armen Frauen immer!" dachte sie bitter. „Wenn der Reiz erst vorüber ist, den wir auf einen Mann ausgeübt haben, vergißt er so gründlich, daß ihm auch nicht das kleinste Gefühlsrestchen zurückbleibt. Eine andere steht dann an unserer Stelle und

füllt die bei ihm vollständig aus. Wir Frauen dagegen — wir kommen nie wieder ganz los! Ein Fünkchen schleppen wir immer noch mit, wenn unser Herz jemals gesprochen hat ... Wozu? — Ist es nicht Erniedrigung, so fest zu hängen?"

„Gnädigste," sagte Hauptmann Schmidt, „ich fürchte, ganz auf dem Posten sind Sie doch noch nicht. So zerstreut kenne ich Sie gar nicht. Soll ich vielleicht schweigen?"

Sie trank mit einem Zuge ihr Weinglas leer, dann sah sie zu ihm auf. „Verraten Sie mich bitte nicht, wenn ich noch ein kleines bißchen abgespannt bin," sagte sie, „das geht wohl bald darüber."

Sie wußte, er schwieg nicht mehr wie gern und widmete sich desto ausgiebiger den Tafelgenüssen; aber gerade heut abend hätte sie lieber jemanden an ihrer Seite gehabt, der viel gesprochen, der sie in Anspruch genommen hätte, so daß sie nicht zu sich gekommen wäre, während ihr nun Muße zum Beobachten und Nachdenken blieb.

„Warum sie die Heindorf nur immer zu dem Vielfraß setzen", sagte Reppo zu seiner Tischdame, einem der Gillesmädchen. „Dazu ist sie doch viel zu schade."

„Wen hätten Sie ihr denn gewünscht?"

„Nun, zum Beispiel, mich! Dann hätte sie wenigstens jemanden gehabt, über den sie sich ärgern konnte, und Ärger ist entschieden der Langeweile vorzuziehen."

„Was hat sie denn nur gegen Sie?"

„Die Götter mögen es wissen, — ich nicht! — Ich bin ihr feurigster Verehrer — von weitem — und finde, daß ihre blonden, schaumigen Haare, die leuchtenden Schultern und Arme zu dem schwarzen Kleide geradezu raffiniert wirken."

„Ja, sie ist immer sehr auffällig", tadelte Armgard, die sich innerlich furchtbar ärgerte.

„Sie haben recht, gnädiges Fräulein, Todesstrafe sollte darauf stehen, wenn eine Frau schöner ist, als die andere, und es versteht, den Männern die Köpfe zu verdrehen. In unseren Kreisen ist ja ohnehin nur das Korrekte möglich, wenn es auch manchmal dem Langweiligen verzweifelt ähnlich sieht."

„Sie bewegen sich mit Vorliebe im Paradoxen, Herr Reppo; ich möchte nur einmal wünschen, daß etwas Inkorrektes Ihnen Unbequemlichkeiten verursacht, dann wären gerade Sie derjenige, der Nüchternheit und Korrektheit als einzige Lebensklugheit auf seine Fahne schriebe."

„Das tue ich aber jetzt schon", versicherte er mit der Hand auf dem Herzen und sah in ihr etwas gekniffenes Gesicht. „Sie werden mich doch nicht auch noch verkennen wollen, gnädiges Fräulein?" —

Gerhard saß neben Hilde Pressentin. Ausnahmsweise war auch die Konsulin heute anwesend, und Hilde warf ab und zu einen Blick auf ihre pompöse Tante, ob die auch nicht merkte, wie glücklich ihre Nachbarschaft sie machte.

Die Million, die sie dereinst als einzige Erbin der Reederswitwe zu erwarten hatte, beeinflußte sie nach keiner Richtung; ein kleines bescheidenes Mädchen, hatte sie ihre stillen Träume von irdischer Seligkeit ganz im geheimen, und in diesen Träumen, die in letzter Zeit greifbare Gestalt angenommen hatten, spielte Gerhard Heindorf die bedeutendste Rolle.

Seine Augen aber hingen an Lena. Sie kam ihm so fremd vor in dem tief dekolletierten, schwarzen Chiffon-

kleide mit den Lafranceroſen an der Bruſt, daß er ſich gar nicht zu ihr zurückzufinden vermochte. Hilde folgte ſeinen Blicken.

„Ihre Schwägerin ſieht heute wieder wundervoll aus," ſagte ſie in der Hoffnung, ihm eine Freude zu machen, „ich finde ſie überhaupt entzückend und habe ſie von Herzen lieb."

Er hatte gar nicht zugehört, nur der Laut ihrer Stimme und das kaum bewußte Empfinden, daß ſie von Lena ſprach, war zu ſeinem Bewußtſein gedrungen.

„Wenn ich mein Bruder wäre," erwiderte er mit zuſammengepreßten Zähnen, „würde ich nie leiden, daß meine Frau ausgeſchnittene Kleider trüge. Sie ſo jedem Blicke bloßgeſtellt zu wiſſen, würde mich empören."

Voll Erſchrecken ſah Hilde auf den beſcheidenen Ausſchnitt ihres Kleides herab und wurde dunkelrot.

„Aber es iſt doch nun einmal modern", ſagte ſie ſchüchtern.

„Modern? — Ja fühlen denn die Frauen nicht, daß ſie ſich dadurch entwerten? Iſt es ihnen denn gleichgültig, vielleicht ſogar ſchmeichelhaft, ſich wie eine Ware von den Blicken der Männer abtaxieren zu laſſen? Ahnen ſie nicht, daß es ihnen den Hauch der Hoheit raubt, den wir um ſie breiten möchten? Ach!..."

Er ballte die Serviette zuſammen und fühlte, daß er in dieſem Augenblicke Reppo, deſſen Augen in nicht mißzuverſtehender Weiſe an Lena hingen, geradezu haßte.

Dann ſah er ſeinen Bruder an. Dem kamen wohl keine ähnlichen Gedanken! Mit Behagen vertiefte er ſich in ſeine Majonnaiſe, die Serviette ins Knopfloch gehakt, bieder, zufrieden, wie er immer war.

„Warum denken Sie so streng?“ fragte Hilde Pressentin, „ich glaube, niemand am Tisch empfindet ähnlich. Eine Gewohnheit, die uns immer umgeben hat, stumpft wohl alle solche Gedanken ab.“

Er sah sie nachdenklich an.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mich so gehen ließ! — Sie haben natürlich recht! Vielleicht ich auch, — aber das Altgewohnte ist doch wohl stets das Maßgebende in der Welt. — Nur, daß ich meine Schwägerin so ganz anders kenne.“

„Ich begreife schon!“ Ihr liebes, kindliches Lächeln, das sie immer verschönte, huschte über Hildes junges, aber nicht bedeutendes Gesicht. „Ganz genau weiß ich noch, wie mir selbst das erstemal im ausgeschnittenen Kleide zumute war. Aber man gewöhnt sich mit der Zeit.“

„Ja, leider gewöhnt man sich.“

Lena, die man heute so entzückend fand, stand unter schwerem Druck. Da war die Amberg in einer roten Toilette, die, im Empirestil gearbeitet, ihr fast von den schmalen Schultern glitt. — Sehr hübsch und sehr kostbar! — Aber der dadurch hervorgerufene Eindruck des Nackten wurde noch verstärkt, weil sie zuweilen mit den Schultern eine Bewegung in die Höhe machte, so daß das schwarze Samtband, der einzige Halt, bis tief auf den Oberarm rutschte.

„Eigentlich empörend,“ dachte Lena, „und wie sie ihn ansieht, den Enna! Gerade, als gehöre er ihr schon! — Und Suse! — Schämt sie sich als junges Mädchen nicht, solche sonderbaren Augen zu machen? — Ach damals! Damals! Da hätte Raoul Enna solche Frauen

weit von sich gewiesen, da liebte er etwas anderes, mich! Und ich war nie so! — Oder war es nur ein Irrtum, hatte er auch in mir nur eine Spielerei gesehen, gerade nur ein paar Sommerwochen auszufüllen?"

In demselben Augenblick trafen sich ihre und Ennas Blicke und wurzelten fest ineinander. Die lustige Bemerkung, die er gegen seine Dame gerade auf den Lippen gehabt hatte, blieb ungesprochen. Er vergaß, wo er war, und blickte nur Lena an. Ihn hatte die lebendig gewordene Erinnerung völlig unvorbereitet getroffen, alle Energie mußte er aufbieten, sich nichts merken zu lassen, wollte er Lena nicht kompromittieren. Aber als er sie nun ansah — zum ersten Male, — da glaubte er kaum Kraft genug dazu zu haben. Brausend stieg es ihm vom Herzen zum Kopf und nahm ihm Atem und Wort.

„Was ist Ihnen, Hauptmann Enna?" fragte die Amberg erstaunt. „Liegt denn Schwindel heute in der Luft? — Erst die Heindorf und nun Sie, denn Sie sehen auf einmal ganz verstört aus."

„Aber ich bitte sehr, gnädige Frau, in bezug auf mich besteht das wohl nur in Ihrer Einbildung."

Er lachte, empfand aber, daß ein falscher Ton in dem Lachen war, und goß ein volles Glas Wein hastig hinunter.

Lena! — Seine kleine Lena hier! War es nicht zum Lachen, sich so wiederzufinden?

„Ist das dort die Frau Doktor Heindorf", fragte er mit einer schnellen Kopfbewegung zu Lena hinüber. „Vorhin, im Strudel der Vorstellungen, konnte man die Persönlichkeiten nicht recht auseinanderfinden."

„Ja, das ist sie. Und der dort sitzt, ist ihr Mann! Ihre Kinder schlafen natürlich schon."

Den Stabsarzt kannte er bereits, war aber interesselos über ihn hinweggeglitten. Nun auf einmal wurde er ihm zu einer wichtigen Persönlichkeit.

„Ich weiß", erwiderte er völlig geistesabwesend, und seine Blicke rissen sich nicht von Lena los, obgleich die sich ihrem Tischherrn wieder zugewandt hatte, in tiefster Seele vor den Augen zitternd, die sie jetzt nicht verlassen wollten.

Er begriff. — Sie hatte geschwiegen! Die Vergangenheit gehörte ihnen beiden allein, niemand wußte darum außer ihnen, und eine wahnsinnige Freude durchzuckte ihn.

Lena! Seine Lena! — Was war aus dem kleinen harmlosen Mädchen von damals geworden! — Ein reifes, entzückendes Weib, das ihn nun wieder ganz in Flammen setzte.

Jahre waren über diese Liebesgeschichte hingegangen und hatten sie ihm völlig verwischt, wie sich alles im Leben verwischt, wenn weder Weg noch Steg zurückführt. Ja, er hatte sie vergessen, während er von Genuß zu Genuß getaumelt war, und wunderte sich jetzt über die Glut, die ihn plötzlich durchströmte! — Aber dort saß ihr Mann! — Und die Amberg hatte boshafterweise gleich von den Kindern gesprochen! Es gab ihm einen schmerzhaften Ruck durch die Glieder, als ihm das voll zum Bewußtsein kam, er preßte die Zähne fest aufeinander.

„Was haben Sie denn nur, Hauptmann Enna?" fragte die Amberg wieder, die ihn erstaunt beobachtet hatte. „Sie sind wie ausgetauscht. Wer oder was hat Ihnen die Laune verdorben?"

„Ich war nie in besserer Stimmung als in diesem Augenblick", behauptete er, neigte sich zu ihr und hob ihr sein Glas entgegen. „Auf Münde, gnädigste Frau."

Sie lachte. „Auf Münde? — Ich fürchte, der Toast wird Ihnen bald vergehen!“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich glaube kaum, denn ich will!“ Und ihn überfiel plötzlich eine heftige Sehnsucht nach Lenas sanfter Stimme, ihrem Blondhaar, das er so oft gestreichelt und geküßt hatte.

Er blickte zum Stabsarzt hinüber und wunderte sich, daß das nun ihr Mann sei! Nicht mehr jung, mit einem goldenen Klemmer auf der Nase und der in den Kragen eingesteckten Serviette. Lena hatte also aus gut realen Gründen geheiratet, wie so viele Menschen, ohne daß solche Ehen schlechter ausfallen als solche aus Liebe.

Daß das aber Lena bekommt! —

Und wieder sah er sie an, so gut es die Blumen zuließen, und vergaß darüber seine Nachbarin ein zweites Mal.

„Hauptmann Enna,“ sagte die Amberg, „starren Sie die Heindorf nicht so unverwandt an, der Stabsarzt könnte das übelnehmen.“

„Ich?“ Er fuhr auf. — „Ja, ja, Sie mögen recht haben, sie erinnert mich so sehr an jemand, und ich kann nicht darauf kommen, an wen.“

Dabei entsann er sich, daß er aus diesen blonden Haaren einmal hineingewehte Kirschblüten mit den Lippen gesammelt und aufgegessen hatte, damals — als er noch ein blutjunger Leutnant gewesen. —

Wußte sie das auch noch?

„Nun seien Sie aber einmal lustig,“ bat die Amberg und sah ihn mit merkwürdig glimmenden Augen an, „ich weiß ja, daß Sie das sein können.“

Und er gab sich einen Ruck und zwang sich, so gut es ging.

„Wenn nur erst einmal das Souper vorbei wäre — dieses elende, endlose Souper —, damit er sie eine einzige Sekunde sprechen konnte! — Denn das mußte er, wenn er nicht irgendeine grenzenlose Dummheit machen wollte. Er fühlte, wie der Wunsch in ihm aufschwoll, immer stärker und höher, so daß er sich kaum noch zwingen konnte, den Plaudereien der Amberg zu folgen.

Was wohl Lena jetzt dachte und fühlte?

Sie war ihm voraus, denn sie hatte sich lange auf dieses Begegnen vorbereiten können, während es ihn überfiel wie ein Raubtier, das ihn zerfleischte. —

„Nein, Gnädigste, Sie essen aber gar nichts", sagte Hauptmann Schmidt vorwurfsvoll. „Das kleine Unwohlsein immer noch nicht gehoben? Schade! — Diese Pute ist gut, die Krügern scheint auf ihre alten Tage doch noch etwas dazu gelernt zu haben. Na, wir können darüber froh sein, denn sie bekocht uns ja alle."

„Ich habe tüchtig gegessen", behauptete sie, obgleich ihr jeder Bissen im Munde quoll und sie tatsächlich fast nichts zu sich genommen hatte. „Aber ich finde es reichlich warm hier."

Sie fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn und ließ die Augen über den Tisch wandern. Lauter bekannte Gesichter! Und doch, wie ferne standen die Menschen einander, trotz jahrelangen Verkehrs. Gab es auch nur einen hier, dem sie von den Sorgen und Nöten ihres Herzens hätte sprechen dürfen? — Keinen! Ausnahmslos hätte man die Frau verdammt, die von ihrem Manne das Gute nahm und ihr Herz an einen

anderen geklammert hatte. Da ging Lena plötzlich das Bewußtsein auf, daß das auch niemals sein dürfe! Daß Rudolf mehr und Besseres um sie verdient, daß ihre Kinder Anrechte an sie hatten, — Raoul Enna aber gestorben für sie sein müsse.

Der dort drüben saß, war ihr ein Fremder, ein völlig Fremder, der sie nichts mehr anging, und den sie ruhig jener anderen überlassen mußte, die da neben ihm saß, ohne das nagende Gefühl der Eifersucht, das sie jetzt in sich fühlte. —

Ihr Platz war bei denen, die ihre Familie bildeten.

Unwillkürlich straffte sie sich und reckte sich hoch. Nein, sie würde die Welt nicht um eine jener Frauen vermehren, die sie bisher so tief verachtet hatte, die Glück und Leben der Ihrigen preisgaben, nur um für sich selbst zu schöpfen und zu genießen. Sie war ihrem Manne Dank schuldig, und er sollte nie aus seinem Wohlbehagen aufgestört werden, weil sie die Herrschaft über sich selbst verlor. Was wäre ohne ihn aus ihr geworden! Eines jener unglücklichen, heimatlosen Geschöpfe, die von Haus zu Haus pilgern, um sich in Dienstbarkeit ihr Brot zu suchen. Er hatte sie weich und warm gebettet, sie hatte ihren Platz in der Welt, und sie dankte jetzt ihrem Vater seine Überredung und Beschwörung, sein rücksichtsloses Klarmachen ihrer Zukunft, als sie sich damals mit aller Energie einer Heirat mit dem Stabsarzt widersetzt. — Sie hatte ihre Fügsamkeit noch nie bereut, im Gegenteil, und auch jetzt durften ihr keine schlechten, undankbaren Gedanken kommen.

Sie blickte auf ihren Mann. Sein starker Arm würde sie festhalten, seine vertrauende Gutmütigkeit das Böse in ihr entwaffnen. —

„Sieht sie nun wirklich in ihrem Gatten die Erfüllung all ihrer Wünsche?“ dachte Reppo erstaunt, der Blick und Ausdruck in Lenas Gesicht beobachtet hatte. „Unmöglich! — Allerdings — dann erklärt sich vieles. — Aber um Gottes willen, sie kann doch nicht mehr aus ihm machen, als er wirklich ist.“

Stets lag Reppo im geheimen auf der Lauer und beobachtete Lena. Irgend etwas in ihr schien ihm wie ungelöst und geheimnisvoll, er wollte auf den tiefsten Grund ihrer Seele blicken — —

Die Tafel war zu Ende. Allmählich hatte sich die Gesellschaft in zwei Teile gesondert, die Damen im Salon, die Herren in des Hausherren Zimmer, in denen ein paar Spieltische bereit standen.

Der Oberstleutnant nahm den Stabsarzt an der Schulter. „Sagen Sie, lieber Heindorf, geht es Oberst Gilles wirklich nicht gut? Er hat wegen Krankheit absagen lassen.“

„Ich habe Bettruhe verordnet, er fiebert stark.“

„So! Na dann ist das ja etwas anderes. Ich dachte schon ... Wollen Sie mittun, Doktor, ein paar Runden dächte ich ...?“

Die älteren Herren setzten sich um die Tische, die jüngeren verschwanden zu den Damen, Thekla Amberg hielt Enna fest. Immer wieder erwog er die Möglichkeit: wie zu Lena zu kommen, ohne auffällig zu werden? — Es gelang ihm nicht. Lena saß neben der sehr umfangreichen Konsulin, die durch ihre Lorgnette die Amberg beobachtete, mit einer Ungeniertheit, wie nur sie sich das hier leisten konnte.

„Na Gott bewahre,“ sagte sie dann zu ihrer Nachbarin, „weniger konnte sich die Thekla wohl nicht anziehen!

So hätt' ich mal in meiner Jugend gehen sollen! — Ich will ihr wünschen, daß der Hauptmann anbeißt und sie wieder in geregelte Verhältnisse kommt; denn die vielen Reisen scheinen sie etwas verwildert zu haben, sowohl im Anzug als auch im Benehmen. Die gute Weißbach will das einfach nicht sehen!"

„P . . . schutt!" machte die Hauptmann Schmidt, die an der anderen Seite neben ihr saß, aber als die Konsulin sie daraufhin fragend ansah, war es nur ein unterdrückter Nieser gewesen.

Da kam Gerhard und trat hinter den Stuhl seiner Schwägerin.

„Wie geht es dir, Lena? Du hast fast gar nichts gegessen."

„Danke, gut."

Lächelnd sah sie zu ihm auf, froh, daß er gekommen war. Die Blätter der Lafrancerosen fielen welk in ihren Schoß, mechanisch nahm sie eins auf und zerrieb es zwischen den Fingern. Die Konsulin plauderte nach links mit der Hauptmann Schmidt, so daß sie unbeschäftigt war, und sie drehte den Kopf ganz zu ihrem Schwager herum und begann ein Gespräch mit ihm. Plötzlich zuckte sie zusammen.

„Was ist das! — Was habe ich da hinten im Nacken, Gerhard? Ist es etwa ein Tier", fragte sie ganz entsetzt.

Er sah auf den Ausschnitt im Rücken.

„Nein, eine Haarnadel, nichts anderes."

„Bitte, nimm sie weg", bat sie nervös. „Das ist ein schauderhaftes Gefühl, dieses Tieferrutschen."

Ihm stockte der Atem, und er zögerte einen Augenblick, dann nahm er behutsam und mit spitzen Fingern die Nadel von der weißen Haut.

„Danke!" — Sie schob sie wieder in die Frisur, ahnungslos, was sie dem jungen Manne angetan hatte. Ihre Hände zu fassen, selbst zu küssen, daran war er gewöhnt, aber dies warme, weiche Fleisch zu berühren, das weiß wie Marmor war und sich sammetartig anfühlte wie ein junger Pfirsich, das stieg ihm heiß zu Kopfe. Es flimmerte ihm vor den Augen, er atmete schwer und beklommen. Weit, weit hätte er davonlaufen mögen, bis er die kalten Wasser der Ostsee um sich spürte, damit sie ihm den jäh aufsteigenden Drang löschten. Er sah gar nicht, was um ihn her vorging, erst als Enna dicht vor Lena stand, kam ihm das zum Bewußtsein.

Sie mußten schon gesprochen haben, deutlich hatte er den Klang der Männerstimme noch im Ohr, und jetzt stand Lena langsam auf und ging mit dem Hauptmann quer durch das Zimmer.

„Wir kennen uns nicht!" flüsterte sie gepreßt und tonlos, als sie außer Hörweite waren. „Ich bitte Sie, seien Sie vorsichtig."

„Heute ja, — aber wann kann ich Sie sprechen und wiedersehen? — Bald! Recht bald!"

Sie sah zu ihm auf. Langsam glitten ihre Augen an seinen vorüber.

„Unmöglich!"

„Es ist alles möglich, — wenn man will! — Morgen! Auf der Mole, nachmittags um 4 Uhr."

Sie gab keine Antwort, denn die Amberg stand plötzlich vor ihnen.

„Haben Sie nun Ihre Erinnerung wiedergefunden?" fragte sie Enna mit lautem Lachen. „Sie müssen nämlich wissen, gnädige Frau, er war vorhin hinter einer

davongelaufenen Erinnerung her, als er Sie bei Tische beobachtete. Das geht den Männern manchmal so, sie vergessen schnell."

„Aber sie verstehen auch wiederzufinden!" ging er auf ihren Ton ein. „Das ist dann doppelt genußreich."

In Lena erwachte etwas bei seinen Worten, wie eine leise, zärtliche Freude. Die gefürchtete Begegnung war vorüber, ohne ihr etwas Böses gebracht zu haben, und seine Blicke hatten ihr gezeigt, daß sie ihm, trotz allem und allem, etwas Liebes, Unvergessenes geblieben war. — Wenn auch kein noch so feiner Faden mehr hinüberleiten durfte zu dem Jetzt, es war doch ein Trost, zu wissen, er gedachte der vergangenen Zeiten gleich ihr. Vielleicht später, wenn auch er verheiratet war, fanden sie sich einmal in herzlicher Freundschaft zusammen. Mit grauen Haaren erst, — aber was tat das, wenn es nur einmal kam!

Lena wurde ganz sentimental und weichmütig, als sie sich das ausmalte, aber sie bedachte nicht, wie verlogen das alles war! Noch waren sie jung und erst einige Stunden vergangen, seitdem das Schicksal ihre Lebenswege wieder verknüpft hatte. — Die Gegenwart, nicht die Zukunft schwang das Zepter über ihnen.

„Wahrhaftig, das Gute haben die Weißbachschen Gesellschaften, daß man ziemlich früh nach Hause kommt", sagte der Stabsarzt gähnend und legte den Paletot ab. „Ein paar Runden, ein Glas Bier zum Schluß, damit basta."

Von den beiden Kirchtürmen der Stadt schlug es in dumpfen Tönen zwölf. Zuerst die große Uhr; die kleinere bimmelte eilig nach, damit sie nur ja nichts versäume.

Lena horchte auf den gewohnten Klang und dachte, daß sie endlich frei von aller Angst zu Bette gehen würde. Eine gewaltige Abspannung war in ihr, als könne sie gar nicht weiter denken, gerade nur noch über die nächsten Sekunden hinaus.

Wie einfach hatte sich schließlich alles gemacht!

So einfach wie das Leben selbst! — Es entwirrt und entwickelt sich doch alles ohne unser Zutun, ganz aus sich selbst heraus. Alle Spannungen und Aufregungen und Verwickelungen tragen schließlich nur wir hinein, und wenn wir alles laufen ließen, wie es wollte, ständen wir vielleicht erstaunt und verwundert, wie glatt und ruhig die Dinge im Sande verlaufen.

Sie saßen wie gewöhnlich nach solchen Gesellschaften im Eßzimmer noch bei einer Tasse Tee zusammen. Der Stabsarzt liebte das, er behauptete sonst seinen gewohnten ruhigen Schlaf nicht zu finden, und auch Lena hatte bisher immer mit großem Vergnügen ein bißchen gelästert. Heute lehnte sie schweigsam in ihrem Stuhl und sah gedankenlos vor sich hin.

„Wenn du müde bist, können wir ja zu Bette gehen, Kind," sagte Heindorf herzlich, „oder ist dir immer noch nicht ganz wohl?"

„Doch, doch, Rudolf, sorge dich nicht," — und nach einer kleinen Pause setzte sie lächelnd hinzu: „ich bin so froh, daß wir wieder zu Hause sind!"

Der Stabsarzt lachte.

„Ja, ja, man wird alt! Nur Gerhard hat noch ganz blanke Augen. Willst du nicht zulangen, Kleiner? Ich finde, nie ist man hungriger als nach einem solennen Souper."

Auf dem Eßtisch standen belegte Brötchen, und der Stabsarzt nahm tüchtig, die beiden anderen aßen nichts.

Vor Lena sprang plötzlich das Morgen auf, mit all seinen Gefahren, denn in Münde hatten oft die Steine Augen und Ohren; sie wußte das wohl.

Angst befiel sie, eine solche Todesangst, daß sie krampfhaft die Hände ineinander faltete.

Gerhards Augen hingen erstaunt an ihrem Gesicht, das heute einen ganz besonderen Ausdruck hatte. Sie kam ihm so fremd vor — fremd und fern, wie ein Geschöpf aus einer anderen Welt, an dem er keinen Teil hatte, und in dem vertrauten Zimmer wirkte ihre Erscheinung mit dem entblößten Halse und den weißen Armen doppelt auf ihn. Wie verstrickt fühlte er sich.

Der Stabsarzt schmauste weiter.

„Wie fandet ihr eigentlich die Amberg?" fragte er kauend. „Ich denke, ein bißchen reichlich nackt. Wenn da Formen drin gesteckt hätten, Donnerwetter! — Zum Glück kann sie sich das leisten. Du aber nicht, Lena."

Ein mattes Lächeln huschte über das Gesicht seiner Frau.

„Das beabsichtige ich auch nicht, Rudolf."

Sie hüllte sich fest in ihren Schal und lehnte sich in den Stuhl zurück, das Gaslicht überstrahlte sie hell und zeigte, wie bleich sie war.

Gerhard aber, der sonst jede Veränderung gleich an ihr bemerkte, sah jetzt nichts davon. Hatte er diese Schultern nicht vorhin berührt, als er die Haarnadel abnahm? Nicht ihre Frische und Sammetweiche gefühlt?

Jetzt begriff er erst Rudolfs Verliebtheit in seine Frau, und ein Gefühl schmerzlichen Neides regte sich in ihm.

„Das beste wäre am Ende, ich ginge fort aus Münde", dachte er zornig auf sich. „Fleißig will ich sein, daß sie mich zur Akademie einberufen, dann habe ich das meinige getan."

Aber als er nun daran dachte, fortzugehen aus diesem Hause, in dem es so warm und freundlich war, packte ihn ein plötzlicher Jammer.

„Es hat ja noch Zeit," beschwichtigte er sich, „so schnell geht das nicht, aber ich will Rudolf die Freude machen."

Er war sein ganzes Lebenlang ein weichherziger Mensch gewesen, und man hatte ihn oft damit geneckt. Wie ein verkümmertes Bäumchen hatte diese Weichheit bisher im Schatten stehen müssen, erst hier in Münde kam sie zu ihrem Recht. Scheu zwar, aber doch vertrauensvoll wuchs sie heraus und umfing das ganze Haus mit anbetender Liebe.

* * *

„Wo willst du hin, Lena?"

Gerhard trat seiner Schwägerin entgegen, als sie im blauen Tuchkleide, zum Ausgehen fertig, das Eßzimmer verlassen wollte. Sie sah blaß und erregt aus.

„Etwas an die Luft!" sagte sie kurz.

„Nimm mich mit, ich habe nichts vor."

„Nein, nein!" sie wehrte heftig ab, dann kam sie zum Bewußtsein ihrer Unfreundlichkeit. „Ich habe Kopfschmerz, Gerhard, den verlaufe ich mir am besten allein. Aber wenn du dich ein bißchen um die Kinder kümmern wolltest, wäre ich dir sehr dankbar."

„Selbstverständlich, Lena, du kannst ganz ruhig sein."

„Danke!"

Sie reichte ihm eine heiße, fieberige Hand; ihre Augen glommen dunkel wie in tiefster Erregung. „Du bleibst also zu Hause."

„Natürlich, gern."

Er erinnerte sich, daß sie in letzter Zeit oft über Kopfweh geklagt, und nahm sich vor, seinem Bruder gelegentlich davon zu sprechen. Lena durfte nicht krank werden. Vielleicht verheimlichte sie ihrem Manne etwas, um ihn nicht zu beunruhigen. Dann öffnete er die Tür, und die Kinder tollten herein. Baby nahm er auf den Arm und trat mit ihm an das Fenster. Die Kleine legte den Kopf an seine Schulter, sie war ein Schmeichelkätzchen, ihr lockeres Blondhaar umspielte ihm Mund und Wange. Es war Lenas Haar, Lenas sammetweiche Haut, die er da fühlte. Ihm wurde plötzlich wieder heiß, er setzte sich auf den nächsten Stuhl und ließ das Kind zur Erde gleiten. Es hob die Ärmchen und bettelte: „Tragen — tragen, Onkel!" So lieb sah es aus, so herzig! Sich niederbeugend, küßte er vorsichtig das blonde Gekräusel. Wenn es schon solche Ähnlichkeit mit dem der Mutter hatte, weshalb erregte ihn das plötzlich so sehr?

Mit schnellem Entschlusse hob er das Kind wieder hoch, nahm eins der kleinen Händchen und blieb so still mit ihm sitzen. Ein sonderbares Gefühl kam über ihn, wie ein Traumzustand, der ihn einhüllte und gefangen nahm.

„Wirst du auch einmal einen Mann so glücklich machen, wie deine Mutter meinen Bruder?" dachte er dabei, — „dann sei tausendmal gesegnet" — — — — — — — — —

Lena war indessen in die Kastanienallee eingebogen und verfolgte raschen Schrittes den Weg zum Strand.

Ihr Herz schlug so, daß sie kaum atmen konnte, und eine wilde Angst war in ihr, einem Menschen zu begegnen und aufgehalten zu werden.

Daß es zwischen ihr und Enna eine Aussprache geben mußte, darüber war sie sich von Anfang an klar gewesen, und doch erschreckte sie der Gedanke, daß sie jetzt zu einem Rendezvous ging, sie, die verheiratete Frau! Was würde ihr Mann, was Gerhard denken, wenn einer von ihnen sie hier treffen würde.

Aber ihr Mann war im Lazarett, Gerhard bei den Kindern, — und doch fuhr sie zusammen, sobald nur ein Blatt neben ihr zu Boden fiel. Wie schrecklich und aufreibend war es doch, verbotene Wege zu gehen! Einmal und nie wieder! Aber dies eine Mal mußte es eben sein, damit alles wieder klar um sie wurde.

Die Ostsee hatte einen feinen grauen Nebel über Stadt und Land geschickt, der nicht gestattete, weiter als hundert Schritte deutlich zu sehen. Lena dachte einen Augenblick, daß der Himmel es gut mit ihr meine, denn so konnte sie hoffen, unbemerkt zu bleiben.

Mit eiligen Schritten lief sie über die modernden, in ihren Farben verblaßten Blätter, die den Fußboden bedeckten und perlnaß zu ihr aufschimmerten; aber sie achtete nicht darauf.

Alle Konturen schienen verwischt, und eine große Stille war um sie, die nicht einmal das Wogen der See unterbrach, das der Nebel auch aufgeschluckt zu haben schien.

In dieser Stille ging Lea dem Meere zu. —

Als sie die Mole betrat, wischte sie mit der Hand über ihr feuchtgewordenes Gesicht; ganz in der Ferne

sah sie dämmerig das Holzgestell des Signallichtes und daneben etwas anderes — eine menschliche Gestalt. Hoch und unbeweglich.

Sie hätte fast aufgeschrien, so packte es sie.

Er! Er! O Gott! — Er! —

Mit wankenden Knien klomm sie auf den glitschigen, breiten Steinen vorwärts. Jeder Schritt eine Ewigkeit, und doch eine drängende Sehnsucht. Der Mann sah sie kommen, aber er rührte sich nicht, bis sie dicht neben ihm war; da sah er ihr in das Gesicht.

„Lena!"

Sie schlug die Hände vor die Augen und schluchzte auf, ihr Schirm fiel zu Boden; sie achtete nicht darauf, daß er ihn aufhob.

„Lena!" sagte er noch einmal und legte den Arm um sie wie einst.

Sie schob ihn weg.

„Ich bin hierhergekommen, Raoul, um Abschied von dir zu nehmen —, den Abschied, den ich damals nicht nehmen konnte, obgleich er mein Recht gewesen wäre", sagte sie unter Tränen. „Du hast mich verlassen — das Leben ist zwischen uns getreten — nun müssen wir für die Ewigkeit getrennt bleiben, denn ich habe einen Mann — und ich habe Kinder."

„Ich weiß es, Lena ... Aber diese paar Minuten gehören doch mir! — Du schenkst sie mir, nicht wahr?"

„Ja! Es sind die einzigen, — ein zweites Mal tue ich das nicht wieder! Ich kann es nicht, Raoul, wenn ich nicht zugrunde gehen soll! — Und — du hast mich auch verlassen — ohne Abschied, damals, als ich an dich glaubte wie an meinen Gott."

„Ich mußte doch, Lena! Dein Vater verbot mir sein Haus... Glaubst du, ich hätte nicht gelitten?"

„Mein Vater?" fragte sie ungläubig.

„Ja, weißt du das nicht? — Ich kam zu ihm und bat um deine Hand, kurz vor dem Manöver. Den bunten Rock wollte ich ausziehen und etwas anderes werden, Gott weiß, was! Man ist ja so jung und so selig! — —"

„Du? Du?" fragte sie hastig, packte seinen Arm und schüttelte ihn, „das hast du gewollt?"

„Ja, wußtest du das denn nicht, Lena?"

Sie stöhnte auf.

„Wenn ich es gewußt hätte, — nie, nie — hätte ich einen anderen geheiratet, Raoul, aber ich wußte von nichts."

„Dann ging ich also nach deiner Meinung einfach ins Mannöver wie jeder andere?"

„Ja!"

„Ich war so arm, Lena, Königszulage hatte ich, und dein Vater lachte mich einfach aus."

Sie rang stumm die Hände.

„Er hatte ja recht, Kind! Er hatte sehr recht! Das war alles blühender Blödsinn, was ich ihm sagte, aber doch ganz ehrlich gemeint, — denn — ich liebte dich, Lena."

„Und dann, Raoul, jene Nacht..."

Sie drängte sich fast wild an ihn, jetzt mußte sie alles wissen.

„Also von jener Nacht hörtest du doch?"

Sie nickte.

„Und wer erzählte es dir?"

„Mein Vater."

Enna nahm die Unterlippe zwischen die Zähne und starrte finster vor sich hin.

„Was tut man nicht alles, wenn man in Verzweiflung ist", sagte er verbissen. „Ich trank und spielte in jener Nacht, bis sie mich besinnungslos nach Hause trugen. — Was sagte dir dein Vater?"

„Später erst, viel später, daß dein Charakter keine besondere Gewähr für das Lebensglück eines Mädchens gebe... So ganz nebenher weißt du... Daß du ein Trinker und Spieler wärst... Aber alles gar nicht in bezug auf mich — immer nur so ganz gelegentlich."

„O, Lena!" sagte er erschüttert.

„Und dann kam dein Abschiedsbrief."

Er nahm ihre Hände und preßte sie heftig.

„Ja, damals war ich halb von Sinnen, und es hätte ja auch nichts genutzt, wenn ich dir dein Herz noch schwerer gemacht hätte."

Sie preßte die Hände gegen die Augen. Ein Laut wie schweres Stöhnen drang über ihre Lippen.

„Ja, und dann," fuhr er finster fort, „dann nahm ich eben das Leben zwischen die Zähne und suchte ihm an Genuß abzuringen, was es mir an reinem Glück vorenthalten hatte. — Ich wurde leichtsinnig, Lena, und tobte darauf los, so daß ich bald als liederlicher Kerl vor all denen stand, die mich kannten. Und ich vergaß auch, Lena, — wahrhaftig ich vergaß! — Bis ich dich gestern wiedersah. Da wurde alles lebendig in mir, was einmal gut gewesen."

Er brach plötzlich ab, denn sie weinte bittere Tränen und lehnte ihre Stirn gegen seine Schulter. Stumm sah er auf sie nieder. Ihre Haltung, ihre Erschütterung, das

leise Schluchzen, alles erinnerte ihn so lebhaft an das vergangene Einst, daß er kaum an sich halten konnte. Am liebsten hätte er sie in seine Arme gerissen und wild und leidenschaftlich geküßt. Daß das nicht anging, wußte er. —

Ein Dampfer fuhr hinter ihnen ins offene Meer hinaus, und die Sirene heulte. Der häßliche Ton rief Lena in die Gegenwart zurück.

„Und nun bin ich die Frau eines anderen, habe Kinder und Pflichten", sagte sie, mit weitgeöffneten Augen in den immer dichter werdenden Nebel starrend, daß sie von der ganzen Welt abgeschlossen schienen.

„Bist du glücklich, Lena?"

Er fragte das erst nach einer Pause, denn ihm tat etwas weh in der Brust und hinderte ihn am Sprechen.

„Ich glaube es wohl. Nachdem ich mich einmal gewöhnt hatte; — Rudolf ist gut zu mir, und die Kinder..."

Er lachte bitter auf.

„Die Sattheit und Bequemlichkeit des angenehmen Alltags, — ja, die soll man nicht unterschätzen, darin hast du recht! — Und nun wirst du mich beschwören, deine Ruhe nicht zu stören — und so weiter — und so weiter", höhnte er, denn daß sie offen zugab, sie wäre nicht unglücklich, traf ihn auf einmal wie ein Schlag, obgleich er selbst vorher zugestanden hatte, daß er sie vergessen. — Aber natürlich, was der Mann durfte, durfte die Frau nicht! Sie hätte wenigstens innerlich die Seine bleiben müssen. —

Sie nahm ihr kleines Tuch und trocknete Gesicht und Augen, dann sah sie zu ihm auf.

„Ja, Raoul! Wir beide sind anständige Menschen — und müssen uns fügen. Hart wird es werden, aber es muß sein. Mit redlichem Willen geht alles.“

„Weißt du das so sicher, Lena?“

„Ich weiß es! — Wie habe ich mich gewehrt gegen diese Heirat, Papa auf den Knien beschworen, aber er gab nicht nach.“

„Von seinem Standpunkte hatte der alte Herr ja recht; du solltest ihm dankbar sein.“

„Als ich Rudolfs Wert erkannte, war ich es auch.“

Er fuhr auf und sah sie drohend an. Die Herrennatur in ihm, die immer alles, was er begehrte, sofort und restlos besitzen wollte — empörte sich.

„Glaubst du, daß ich eine Lobeshymne über deinen Mann hören will? — Darum kam ich nicht her. — Es tut vielleicht nicht gut, daß wir überhaupt wieder im Leben zusammen gekommen sind.“

Sie sah zu ihm auf. Etwas Hilfloses, Banges lag in ihrem Gesicht mit den eigentümlichen, verheißenden Augen.

Er packte sie plötzlich bei den Schultern.

„Sieh mich nicht so an, Lena, — oder — ich wäre imstande, dich auf meinen Armen durch ganz Münde zu tragen und jedem, der uns begegnete, in das Gesicht zu lachen,“ stieß er zwischen den Zähnen hervor, „denn mir allein gehörst du doch!“

„Nein, Raoul!“

Sie machte sich frei und trat einen Schritt zur Seite. „Ob ich leide, wie ich leide, ist meine Sache, — niemand wird es erfahren. Aber eines weiß ich ganz sicher, was auch kommen mag, ich gehe nie und unter keinen Ver-

hältnissen einen Schritt vom Wege. Ich bin Rudolfs Frau und bleibe ihm treu, wenn auch mein Herz in Stücke geht."

„Und ich?" fragte er schwer.

„Du? — — Wirst dich weiter trösten." Sie sagte das mit ganz leiser, versagender Stimme. — Denn das mit ansehen zu müssen, schien ihr das Schwerste von allem.

„Du rätst mir dazu? — Lena?"

„Ich sage dir nur, wie es kommen wird und muß."

„Und du bist so ruhig dabei?"

„Habe ich es doch all die Jahre tragen müssen."

„Aber jetzt — vor deinen Augen! — Weib, wie bist du sonderbar!"

„Wenn ich tot wäre, geschähe es doch auch, und ich muß denken lernen — ich wäre tot."

Sie stand so hart am Rande der Mole, daß die See zuweilen zu ihren Sohlen hinaufleckte, und sie hatte halb unbewußt das Gefühl, daß es ein Versinken, ein Aufhören gab, wenn die Last zu schwer wurde, die sie auf sich nahm. Zugleich wunderte sie sich, daß er an ihrer Seite so still und schweigsam blieb. Endlich sah sie zu ihm auf.

Sein Gesicht war rot, ein Ausdruck lag darauf, den sie nicht kannte, von ihr weg starrte er in das Meer. Leise legte sie ihre Hand auf seinen Arm.

„Raoul — hilf mir, daß wir nicht versinken!" sagte sie, und jedes Wort wankte und bebte, denn sie wußte, welche Macht er über sie besaß. „Nur beide können wir dagegen kämpfen, nicht einer allein."

Da riß er sie plötzlich an sich und küßte sie wild. Es war, als wenn in seinem Innern eine Fessel sprang,

die jede Hemmung mit sich riß. Mit aller Kraft stemmte sie sich gegen seine Brust.

„So nicht," schrie sie, „ich bin eines anderen —"

Aber er gab sie nicht frei; erst als sie weinte und das salzige Naß seine Lippen traf, ließ er sie los. Seine Mütze lag auf den feuchten Steinen, er bückte sich und hob sie auf, dann wandte er sich ihr wieder zu.

„Warum bist du nicht fortgelaufen", fragte er bitter. „Du konntest es ja so leicht."

Sie sah ihn an. „Erst muß es klar zwischen uns werden", sagte sie langsam. „Glaubst du, ich betrete meines Mannes Haus eher, als bis ich weiß, wie wir miteinander stehen? — Das kann ich nicht."

„Wir stehen gar nicht, Liebling," sagte er voller Scham über seine Gewalttätigkeit, „ich bin ein einsamer Mann, du eine Frau im Kreise der Deinen. Da gibt es keinen Weg noch Steg."

Sie rang plötzlich die Hände in schwerster Herzensnot, ein schmerzlicher Aufschrei drang über ihre Lippen.

„Wie unglücklich wir sind, daß wir uns wieder begegnen mußten!"

„Ich werde es dir leicht machen, mich zu verachten, Lena. Die Sphäre, die dich umgibt, ist so tugendhaft, da wirkt der Gegensatz doppelt, und ich werde liederlich leben, um dich ruhig zu machen."

Schritte kamen. Man hörte sie in dem tiefen Nebel wie dumpfe Schläge.

„Um Gottes willen, — wenn uns jemand hier sieht, Raoul, bin ich verloren!" Mit bebender Angst flüsterte sie es, preßte das Taschentuch gegen ihr Gesicht und drehte sich zur Seite. Das Herz schlug ihr wie ein Hammer.

Niemand würde diesem tête-à-tête eine harmlose Ursache unterlegen, das wußte sie zu gut.

Ein alter Fischer tauchte dicht vor ihnen auf, die Pfeife im Munde; er qualmte und kümmerte sich wenig um die Anwesenden, nur daß er sie grüßte.

„Das ist Münde!" sagte Enna und sah der breitbeinig davongehenden Gestalt nach. Plötzlich kam es ihm scharf zum Bewußtsein, was es hieß, in einer so kleinen Stadt zu leben und die Frau eines anderen zu lieben; es war gleichbedeutend mit langsamer Folter, an der beide zugrunde gehen würden, nachdem alles getötet, was ihnen lieb und heilig war.

„Laß uns gehen", bat Lena. Sie zitterte, die Knie trugen sie kaum.

„Ohne Hoffnung? Ohne die Gewißheit, daß wir uns doch — doch lieb behalten werden, Lena?"

Sie sah zu ihm auf, ihre Augen standen voll Wasser.

„Ohne Hoffnung, Raoul; aber nicht ohne Erinnerung!"

„Das ist für einen Mann zu wenig."

„Mir soll es genügen, muß es genügen! Der Flecken, den dein Bild bisher gehabt, ist nun ausgelöscht, ich kann dich wieder lieb haben, aber nur in der Erinnerung, als meinen Jugendtraum."

„Das ertrage ich nicht, Lena."

Er hatte ihre Hand gefaßt und preßte sie wie im Schraubstock. „Etwas mehr muß ich haben! Manchmal eine Zeile, ja? Einen heimlichen Händedruck im Karneval, einen Blick, ein Wort. — Sage, daß du das wenigstens willst."

„Es wäre Untreue, Raoul — ich kann nicht treulos sein — ich stürbe daran."

Er schleuderte ihre Hand fort.

„Gut denn, — wie du willst. Ich bat um ein Almosen, selbst das hast du verweigert. Ihr Weiber, mit eurer verdammten Tugendhaftigkeit, mit der ihr die Männer zur Raserei bringt!! — Guten Abend, meine gnädige Frau —!“

Er ging. Sie schrie laut hinter ihm her, aber er hörte nicht, wollte nicht hören —

So auseinander zu gehen! So!! — Auf wessen Seite war denn die Schuld? Sie mußte doch so handeln! Warum sah er das nicht ein! Warum half er ihr nicht. Der Mann sollte doch der Stärkere sein.

In leisem Wimmern drückte sie die Hände wieder an den Mund.

Der alte Schiffer kam zurück, — ihr war es jetzt gleichgültig. Am liebsten hätte sie sich in die See fallen lassen, aber — zu Hause wartete alles auf sie ... Sie hatte ja ein Zuhause, — voller Menschen, mit denen sie rechnen mußte. — Es war allerhöchste Zeit zu gehen, schon sank die Dunkelheit schwer herab, Rudolf würde fragen, wo sie gesteckt, Gerhard — die Kinder ... Ein Schauer überrann sie plötzlich, und wie gejagt flog sie dahin.

Einmal tauchte Ennas Gestalt links von ihr auf, deutlich trotz des Nebels. Sollte sie hinterher und ihm noch ein gutes Wort sagen? — Nein, nein! Es war besser so, — der alte Zauber hatte wieder volle Macht über sie. — Wollte sie ihm nicht ganz verfallen, war keine Mauer hoch genug, um sie zwischen ihm und sich aufzurichten.

Das Licht des Leuchtturmes begann über ihren Weg zu wischen, hell — dunkel — hell — dunkel. Es tat ihr

weh, und sie lief und lief, bis sie völlig erschöpft zu Hause ankam.

Wenn ihr nun Rudolf entgegentrat, wie sie aussehen mußte! Verweint, erregt, durchnäßt vom Nebel! Bis auf den Grund ihrer Seele würde er blicken! — Was sollte sie ihm denn sagen?

Geräuschlos öffnete sie die Korridortür. Im Eßzimmer war Licht, aber als sie das Ohr an die Tür legte, schien es ihr ganz still darin zu sein. Sie öffnete — es war leer, auch Rudolfs Zimmer leer und dunkel. Gott sei Dank!

Im Schlafzimmer riß sie ohne Hilfe das feuchte Kleid ab und schlüpfte in ihren Schlafrock, wusch sich die Augen und machte sich etwas zurecht. Marie war sehr erstaunt, als die gnädige Frau schon umgekleidet in das Kinderzimmer trat; sie bestellte, daß auf den Herrn Doktor nicht gewartet werden solle, er wäre für den Abend vom Herrn Justizrat eingeladen. Auch der Herr Leutnant wäre nicht da, sondern im Kasino.

Lena atmete auf. Allein! Welch ein Glückszufall! Dann warf sie sich in ihrem Palmenerker auf die kleine goldene Rokokochaiselongue, die sie in ihrer zierlichen Form so liebte, und versuchte nachzudenken. Aber aus dem Nachdenken wurde ein wilder Schmerzenserguß.

Als Gerhard nach Hause kam und die Türe zum Eßzimmer öffnete, sah er seine Schwägerin auf das Gesicht geworfen, die Finger in die seidenen Kissen gekrallt, mit bebenden Oberkörper fassungslos schluchzen. Er stand erst wie erstarrt, dann kam er näher, ohne daß sie ihn hörte.

„Was ist dir, Lena?"

Sie fuhr auf und sah ihn wild an; allmählich glätteten sich ihre Züge, sie gewann Herrschaft über sich. Das zerzauste Haar strich sie aus der Stirn; sie mühte sich sogar zu lächeln.

„Was ist dir, Lena?“ wiederholte er noch einmal dringender.

„Ich weiß nicht...“ Sie stotterte etwas. — „Ich muß geschlafen, — geschlafen, — geträumt haben...“ und dann aus tiefster Brust: „Gott sei Dank, daß du da bist, Gerhard.“

Der Spuk, — alles mußte weichen! Ihr Heim hielt sie ja mit festen Banden.

* * *

An demselben Abend saß Raoul Enna vor seinem Schreibtisch und kramte in Stößen alten Papiers, das er aus Bequemlichkeit nie gesichtet und verbrannt hatte. Irgendwo mußte noch ein Jugendbildnis Lenas stecken, das sie ihm damals in Impfingen gegeben. Er hatte lange nicht mehr daran gedacht, jetzt sehnte er sich, es zu finden.

Es kam auch endlich zum Vorschein, verblaßt, an den Rändern vergilbt, und das Kind, das ihn daraus mit großen dunklen Augen ansah, war seine Lena von einst. Merkwürdig doch, wie dies Wiedersehen gepackt hatte! Heute noch mehr als gestern, denn heute hatte er sie im Arm gehabt und ihre Lippen geküßt; und hatte die alte Geschichte doch längst überwunden geglaubt.

Den Kopf in die Hand gestützt, sah er auf das Bild. Draußen hatte sich der Nebel in Regen aufgelöst, melancholisch klatschten unaufhörlich die Tropfen auf das Blech vor seinem Fenster.

Vieles, was lange in ihm begraben gewesen, rührte sich wieder und beschwerte ihn.

In Berlin hätte er Zivil angezogen und wäre bummeln gegangen, das war ein probates Mittel, alle Gedanken zu vertreiben. Hier aber war er auf sich allein angewiesen, wenn er nicht in das Kasino gehen wollte. Schon griff er nach Säbel und Paletot, — aber — was wollte er eigentlich unter diesen jungen Leuten, die ihm äußerlich und innerlich gleich fern standen? Die Herren in seinem Alter waren sämtlich verheiratet.

Er blickte sich um. Das Zimmer schien ihn zu erdrücken in seiner Totenstille; nicht einmal seinen Burschen hörte er irgendwo pfeifen. Langsam stellte er den Säbel zurück und hing den Paletot wieder an den Nagel. Ja, da hieß es nun mal sich an die Einsamkeit gewöhnen! Wie schwer ihm das fallen würde, wußte er; er war ein Mensch der Freude, der Geselligkeit.

Die Hände in den Hosentaschen ging er im Zimmer auf und ab, mit verbissener Wut, wie ein gefangenes Raubtier. Auf die eine Ecke des Sofas blickte er. Wenn da Lenas blonder Kopf geschimmert, wenn sie ihn mit ihrer weichen Stimme getröstet hätte! Er wußte, wie zärtlich und anschmiegend sie war, gerade so wie er Frauen liebte.

Die Ecke war leer. Das Licht der trübe brennenden Petroleumlampe schickte seinen rötlichen Schein kaum bis dahin. Er drehte sie höher auf. Nun blakte sie und erfüllte das Zimmer mit üblem Geruch. Fluchend warf er sich auf das Sofa in die leere Ecke.

O Gott, dieses Münde! — Und Lena ihm so nah, so erreichbar! Was ging ihn ihr Mann, ihre Kinder an!

Das Weib wollte er! Moralbegriffe sind doch Fatzkereien, die man nach Belieben drehen und wenden kann. Wenn niemand etwas davon erfuhr, blieb eben die Moral heil und unangetastet.

Sie wollte nicht! Sie dachte streng und ernst und gab lieber ihn als ihre Pflichten auf.

Sie sollte wollen! — Es müßte ja mit dem Teufel zugehen, wenn er hier nicht Sieger bleiben sollte, wo das Herz mitsprach! Die Frauen hatten ihn alle verwöhnt, also würde auch diese eine, nach der er verlangte, sein werden...

Und dann? —

Auf einmal war die unbequeme Frage da und ließ ihn nicht los. — Die Verhältnisse waren dieselben geblieben, sie hatten beide nichts. Selbst wenn sie frei gewesen, konnte es keine Vereinigung zwischen ihnen geben; denn die Schulden, die er inzwischen gemacht, waren groß und verlangten zu ihrer Tilgung eine reiche Frau. Ging aber sein Herz in bezug auf Lena mit ihm durch, konnte es nur einen Skandal geben, er mußte den Rock ausziehen und stand vis-à-vis von nichts. Ganz abgesehen davon, was er auch ihr noch antat.

Knirschend warf er den Kopf auf die Sofalehne. — Mußte es denn gerade Lena sein, die seine unerträgliche Einsamkeit verscheuchte? Mit offenen Armen stand die Amberg da, hatte augenscheinlich Geld, war also eine Partie. Die kleine Lutter hatte ihm neulich bei Weißbachs schmachtende Augen gemacht, und in Berlin besaß er Freundinnen genug. Ein Brief — und jede half ihm über diesen Jugendtraum hinweg, der tot sein mußte und ihn nur deshalb in solchen Gefühlsüberschwang

gestürzt hatte, weil er so unerwartet, so plötzlich wieder vor ihm aufgetaucht war.

Eine andere! — das probate Mittel kennt jedermann.

Er ging an seinen Schreibtisch, schrieb ein paar flüchtige Zeilen, kuvertierte und klebte eine Marke darauf. Dann horchte er auf den Regen, ob er selber zum Kasten gehen könne; aber draußen klatschten die Tropfen unablässig weiter, der Boden mußte schon ganz aufgeweicht sein. Er schob den Vorhang zur Seite und sah hinaus. Ein trostloses Bild! Links eine Laterne, deren zitterndes Licht sich in Wasserlachen spiegelte, dahinter schattenhaft aufragend halb entblätterte Bäume, — sonst Dunkel! — Tiefes Dunkel! Kein Mensch kam ja auch durch diese gottverlassene Straße.

Er ließ sich Abenbrot bringen und nahm eine Zeitung zur Hand, aber immer fühlte er Lena in und um sich. — Wie hübsch und üppig sie geworden war als Frau und Mutter!

An den Doktor dachte er mit einem Gefühl von Widerwillen. Dessentwegen hätte er unbedenklich die Hand nach ihr ausgestreckt. Selbst Lenas Empfinden würde ihn nicht zurückgehalten haben, allein sein Egoismus kam für ihn in Frage. — Nur, daß die Folgen schwerer schienen, je länger er darüber nachdachte. Deshalb war es das Beste, ihr möglichst aus dem Wege zu gehen; und dabei sollte es nun bleiben.

Morgen kam der Brief zur Post; das war das erste Ablenkungsmittel.

* * *

Einmal in der Woche, am Donnerstag, tranken die jungen Offiziere ihren Nachmittagskaffee in der

Ferberschen Konditorei. Es gab zwar nichts Besonderes da, immerhin saß eine Maid hinter den Likören und Süßigkeiten, und einer oder der andere widmete sich ihr in schönem Streben.

Früher war das anders gewesen. Da hatten sich allmählich alle Offiziersdamen, die lebenslustig und jung waren, zu diesen heiteren Nachmittagen eingefunden, man hatte Kaffee getrunken, Kuchen gegessen, geplaudert, gelacht, und es war gewissermaßen ein Festtag unter all den Alltagen gewesen. Die ganze Woche hatte man sich darauf gefreut.

Aber eine Konditorei ist neutraler Boden. —

Allmählich und schüchtern, aber an Stärke zunehmend, erschien auch Mündes andere weibliche Jugend dort. Die Töchter der Lehrer, der Kaufleute, der Steuerbeamten, kurz die zweite Gesellschaft. Und da diese Mädel manchmal recht hübsch und lustig waren, schlängelten sich manche Herren zuweilen da heran und begannen heimliche, zarte Fäden zu spinnen, die ihnen meistens ebensoviel Vergnügen sicherten als bei ihren eigenen Damen.

Den Gillesmädchen blieb diese Entdeckung vorbehalten; sie warfen die Nase hoch und behaupteten, daß man anstandshalber nicht mehr zu Ferber gehen könne.

Da die Gillesmädchen die erste Stimme bei der Jugend der Gesellschaft hatten, so wurde mit heimlichem Bedauern und Seufzen bald Abstand von diesen Donnerstagen, wenigstens seitens der Damen genommen, — nur die Herren hielten daran fest. Für erstere galt es jetzt sogar als völlig unstatthaft, dort zu erscheinen, und allmählich blieb nun auch die andere weibliche Jugend fort; ob auf Befehl oder freiwillig, wußte niemand.

Am meisten setzte sich gegen dieses Veto die Frau des Hauptmanns Baginski zur Wehr. Sie war jung, eine fesche Österreicherin und amüsierte sich gern.

„Ich möcht nur wissen, warum die Gillesmädeln gar so vornehm tun“, sagte sie ärgerlich zu ihrem Manne. „Auf die Weis' kriegens zuletzt an Mann! Leben und leben lassen ist mei Wahlspruch! Und du kannst glauben, Tonerl, die armen Hascherl von der zweiten Garnitur hier in Münde wollen sich auch gern a mal amüsieren. S' Häuserl wird davon nicht einstürzen.“

Sie ging noch mehrere Wochen lang eigensinnig zu Ferber, aber schließlich mußte auch sie sich ducken und wegbleiben; denn der Mann sprach ein seltenes, aber wirksames Machtwort.

Nun war nicht mehr viel los in dem langen altmodisch niederen Zimmer mit seinen eingesessenen Plüschsofas, blinden Marmortischen und wertlosen Bildern an den Wänden.

Zeitungen und Witzblätter lagen in einem hohen Regal, bezüglich ihrer Frische ebensowenig einwandsfrei wie Torten und Kuchen. — Heute war es ausnahmsweise voll in dem warmen Zimmer, denn draußen schneite es große Flocken, und ein ziemlicher Nordost blies von der See herüber.

Alle möglichen Getränke standen vor den Herren, und der Rauch der Zigarren stieg in dicken Wolken zur Decke hinauf. Einer oder der andere kam immer noch, und jetzt hastete noch jemand nach, augenscheinlich außer Atem und in großer Aufregung. Die sehr stämmigen kurzen Beine trugen einen untersetzten, mittelgroßen Körper mit auffallend starkem runden Kopf, auf dem das

Haar fast völlig rasiert war, was ihm ein komisches Ansehen gab.

„Absynth“, schnarrte er, als er durch den Laden stürmte, und: „Napoleon!“ riefen ihm die anderen entgegen, „wo stecken Sie denn so lange?“

Seekuhn, — er hieß wirklich mit Vornamen Napoleon und bildete sich sehr viel darauf ein, behauptete auch dem großen Korsen sprechend ähnlich zu sehen, sobald er nur sein Haar wachsen ließ, — was man aber immer energisch in Abrede stellte, — Seekuhn also klopfte sich den Schnee vom Paletot und zog ihn dann schweigend aus.

„Sie sehen ja so geheimnisvoll aus“, sagte Reppo, den kleinen Kameraden lächelnd betrachtend. „Sie haben wohl was auf der Pfanne, Seekuhn?“

Napoleon machte eine großartige Armbewegung.

„Später meine Herren, später! Erst muß ich zu Atem kommen.“

Er warf sich in eine Sofaecke, goß Wasser auf die Eisstückchen in der Glasschale und sah tiefernst zu, wie der dunkelgrüne Saft sich allmählich milchig färbte.

„Erzählen! Erzählen!“ hieß es neugierig im Kreise.

In dem Augenblicke klang wieder die Ladentüre, und Lena trat ein. Sie bestellte Verschiedenes, auch Schokolade und Süßigkeiten für die Kinder und ließ sich dann erfroren und voll Schnee, wie sie war, an einem der kleinen Tische im Laden nieder. Ihre Pakete legte sie ab und bestellte eine heiße Tasse Tee. Sie hätte ja in ihr Heim hinübergehen können, es lag ebenso nahe, aber sie war müde, hatte viel eingekauft, denn es war kurz vor Weihnachten, und die Konditorei war bei dem Schneesturm das nächste, was sich ihr bot.

Da es im Laden ganz still war, konnte man die lauten Reden nebenan deutlich verstehen.

„Ob Gerhard darunter ist?" dachte sie einen Augenblick, dann horchte sie unwillkürlich auf, denn Seekuhn erzählte, und sein scharfes Organ betonte jedes Wort:

„Als ich vorhin die Bahnhofsstraße hinunterhing . . ."

„Wie kamen Sie denn in die Bahnhofstraße? fragte Reppo erstaunt. Dessen Stimme erkannte Lena gleich.

„Meine Sache — wie", schnarrte Seekuhn gereizt. „Also, ich ging die Bahnhofstraße herunter und kam schon an den Markt. Da sehe ich vor mir eine Dame gehen. — Jawohl, eine Dame, meine Herren! — Wie sie Münde nicht hat! Totschick, sage ich Ihnen, aber totschick von Kopf bis Fuß. Auf rotem mächtigen Haarschopf einen Hut wie ein Wagenrad und Federn! . . . Soviel Federn habe ich überhaupt noch nicht zusammen gesehen. Plötzlich blieb sie stehen und sah sich um. Bescheid wußte sie nicht, das sah man, sie suchte etwas. Ich pürsche mich heran, — schön war sie, bei Gott — und wollte ihr meine Dienste anbieten, da läuft mir doch so ein Kerl von der ersten Kompagnie über den Weg, den sie sich sofort angelt. Nachdem der vergeblich einige Armschwenkungen gemacht hatte, die sie jedesmal mit Kopfschütteln beantwortete, drückt sie ihm ein Geldstück in die Hand und zieht mit ihm los."

„Aber Napoleon, wie konnten Sie nur! Wie konnten Sie sich das entgehen lassen!"

Alle sprachen auf ihn im Tone des Vorwurfs und Tadels ein. — Er wurde rot, nahm einen Schluck Absynth und entgegnete kleinlaut:

„Bedenken Sie doch, meine Herren, wenn sie mich hätte abfallen lassen ... vor einem Soldaten — die Blamage!“

„Richtig!“ sagte Reppo völlig ernsthaft, die langen Beine weit von sich streckend. „Napoleon hat recht! Nur das nicht!“

Jeder im Regiment kannte Seekuhns unüberwindliche Schüchternheit. Vorher riß er den Mund stets gewaltig auf, der Augenblick selbst fand ihn immer fassungslos.

„Herr Gott, das hätte ich sein sollen“, sagte Kuhnert und strich sich den Bart. „Ein Abenteuer in Münde! Ein veritables Abenteuer, und dieser Mensch geht nur hinterher! Denn Sie sind doch wenigstens hinterhergegangen, Napoleon, nicht?“

Der nickte melancholisch.

„Sie ließ sich — zu Ennas Wohnung führen.“

Reppo pfiff laut auf: „Was nützet mir ein schöner Garten, wenn andere drin spazieren gehn.“

Napoleon aber fuhr auf: „Sie war eine Dame, Reppo! Mir können Sie schon glauben. Soviel Menschenkenntnis habe ich Gott sei Dank. Ich wette auf eine Verwandte, denn sie hatte seine hohe Figur. Auch muß sie ihm doch überraschend gekommen sein, sonst würde er sie wohl abgeholt haben, wie es ... Hm ... Die anderen Herren mit ihren Cousinen machen.“

„Sie vergessen, daß sich vor kaum einer Stunde Krüdener von seiner Kompagnie erschossen hat, da waren doch Meldungen und Untersuchungen notwendig, die sich nicht um die Einfahrt des Berliner Zuges kümmern, nicht wahr?!“

„Nun, wenn er nicht — und das ist er ja nicht —, ein Esel ist, wird er das Versäumte schon nachholen", sagte jemand.

„Ich beneide ihn!" Seekuhn sprach mit dem Brustton tiefster Überzeugung: „Wir allen können ihn beneiden, meine Herren!"

Lena hatte den Kopf in die Hand gestützt und hörte zu, jedes Wort traf sie wie ein Stoß. Mit dem Löffel rührte sie mechanisch in der Tasse. Er hatte Ersatz gesucht! — Aber das war doch nur natürlich, menschlich!

Seit jener Unterredung auf der Mole hatte sie ihn nicht wiedergesehen, bei ihren Ausgängen ängstlich die Stadt vermieden, oder wie auf der Flucht einsame Gäßchen aufgesucht. — Nun tat er, wozu er als Mann das Recht hatte, — vergaß sie — bei einer anderen. Warum tat ihr das nur weh? Sie wußte doch, daß sie nie zusammenkommen konnten. Ja, es tat weh! — merkwürdig!!

Ihr Tee, den sie erst so ersehnt hatte, wurde kalt. Sie selber schauerte im Frost zusammen. Wie ist doch das Leben so niedrig! So erniedrigend! Sie hatte es während der letzten Zeit oft gedacht. — Wieder fiel nebenan Ennas Name, und sie horchte abermals angespannt. Aber jetzt war es ein anderes Thema, das behandelt wurde.

„Warum mag sich der Krüdener nur erschossen haben? Das ist bei uns doch niemals vorgekommen. Trifft Enna vielleicht irgendeine Schuld? — Härte bis zum äußersten traue ich ihm wohl zu."

„Das weiß niemand, nicht einmal murmeln darüber habe ich bis jetzt gehört", sagte Seekuhn, der in der Kompagnie Frontoffizier war.

„Die Untersuchung wird ja wohl Licht hineinbringen", meinte Reppo, „obgleich solche Fälle meist im Dunkeln verlaufen; Enna ist natürlich außer sich."

„Ach wo, gar nicht!"

„Das ist ja ganz unmöglich, Seekuhn."

„Ich glaube wirklich nicht, daß er sehr feinhäutig ist," schnarrte Napoleon, „ganz im Gegenteil. Angebrüllt hat er mich heute, meine Herren! — Als ob ich taub wäre! — Aber Gott sei Dank, ich bin weder taub noch blind. Diese Herren aus der Großstadt bilden sich ein, uns überlegen zu sein, in Wahrheit sind sie es aber nicht."

„Sie sind ihm doch nur neidisch seines Besuches wegen, daher Ihr Zorn," sagte Reppo wohlwollend, „das kennt man ja bei Ihnen."

„Er leidet vielleicht, darum ist er so schroff und hart," dachte Lena und biß sich auf die Lippen, „aber er darf sein Herz nicht verhärten! — O, daß ich ihm das sagen könnte!"

Von dem Selbstmord wußte sie schon. Ihr Mann war darüber aufgeregt und sehr verstimmt gewesen, aber es war ihm nicht eingefallen, Enna damit in Verbindung zu bringen. Diese jungen Herren mußten nur immer nach Sensationen suchen. Was konnte er denn auch damit zu tun haben? Sie haßte diese unbedachten Schwätzer fast.

Da öffnete sich die Tür, und Gerhard trat heraus, er wollte noch etwas bestellen. Als er Lena sah, flog ein heller Schein über sein Gesicht.

„Du hier? Das ist ja reizend!" sagte er.

Da er die Türe aufgelassen, drängten die anderen Herren auch über die Schwelle und begrüßten die junge

Frau. Lena lächelte allen zu, sie zeigte auf die hochgetürmten Pakete ringsum und sagte:

„Ich fror und war müde. Weihnachtsmann zu spielen ist gar kein so leichter Beruf.“

Reppo dachte: „Sie sieht blaß aus. Warum läßt man sie auch in der Kälte so lange herumlaufen. Er würde das bei seiner Frau nicht gelitten haben.“

„Im Laden zieht es doch so, gnädige Frau,“ sagte Napoleon ritterlich, „kommen Sie zu uns hinein, da ist es kuchenwarm, und gestatten Sie, daß ich Ihnen den Tee nachtrage.“

Er bemächtigte sich des Teeglases und ging hinter ihr her, denn Lena war wirklich aufgestanden und trat in das Nebenzimmer, sie fror noch immer. Die Pakete trugen alle im Triumph hinter ihr her.

Von dem einen löste sich der Bindfaden, und ein Wachspüppchen kam zum Vorschein mit grellblauen Augen und blonden Löckchen.

„Das sollten Sie Napoleon schenken, gnädige Frau,“ sagte Reppo, es hochhaltend, „der liebt doch so etwas schwärmerisch.“

Sie blickte flüchtig zu ihm auf. Ihr Gesicht hatte nicht den Charme wie sonst, wenn sie lächelte.

„Oder Ihnen.“

„Mir, o nein! Für mich muß Seele drin stecken, und — ein weiches Herz.“

Sie wandte sich um und rief Gerhard heran.

„Packe doch einmal aus und zeige den Herren meine Herrlichkeiten, ja?“

Napoleon nahm ein Steckenpferd zwischen die Knie und galoppierte damit herum. Der eine polterte mit dem

Baukasten, der andere ließ einen Eisenbahnzug um den Tisch sausen, Reppo hielt das Püppchen fest.

Eine harmlose, laute Fröhlichkeit entstand, nur Lena und Gerhard blieben still. Die Zeit verrann, es schlug acht Uhr.

„Wir müssen nach Hause, Lena."

„Ja! Nimm ruhig alles uneingewickelt in den Arm, ich trage den Rest", sagte sie und bepackte ihren Schwager.

Es erwies sich, daß für sie nichts übrig blieb, nur das Wachspüppchen nahm sie aus Reppos Hand. Als er es ihr reichte, versuchte er, einen Blick von ihr zu erhaschen, aber sie heftete die Augen auf das kleine Ding und sagte ruhig „Danke".

Reppo seufzte. Ein Gefühl von Neid folgte dem Kameraden, als er mit ihr über die Straße ging.

„Eine reizende Frau, die Doktorin", sagte Napoleon, lehnte an der Türe, die Arme übereinandergeschlagen wie sein großer Namensvetter und sah ganz melancholisch aus. „Wer es doch auch so gut hätte, wie der Stabsarzt!"

„Ich möchte schon lieber Heindorf II sein, ein Schwager ist selbst der treuesten Frau interessanter als der Ehemann."

„Meine Herren!" — Reppos Stimme grollte, und sein Monokel schien drohend zu blitzen — „jede Kritik einer Dame unserer Kreise scheint mir inopportun — nicht kavaliermäßig."

Sie schwiegen einen Augenblick.

„Die Gillesmädel könnte ich doch molchen, daß sie uns die gemütlichen Nachmittage gestört haben," sagte Leutnant Wendt grollend, „dadurch wird ihre Stellung bei uns um keinen Deut höher."

Er sah Reppo herausfordernd an, bekam aber keine Antwort. Der schnallte gerade den Säbel um und machte damit ein mächtiges Geräusch.

* * *

Etwas geärgert und mißlaunig ging der Doktor im Eßzimmer auf und ab. Es war acht Uhr, also hatte seine Familie zu Hause zu sein; zu warten liebte er nicht.

Da kamen sie zusammen, Gerhard und Lena, er den ganzen Arm voll Spielzeug, das er ihm lachend entgegenhielt. Aber Rudolf achtete nicht darauf, sah nicht einmal hin.

„Wo bleibst du denn so lange?" fragte er übellaunig seine Frau.

„Ich habe eingekauft, wie du siehst, und dann war ich noch einen Sprung in der Konditorei."

„Bei Ferber! — Heut ist doch Offizierstag."

„Das hatte ich vergessen. Aber wenn auch, gestört habe ich keinesfalls. Sie waren alle sehr vergnügt, als sie die Spielsachen auspackten und sich mit ihnen amüsierten."

Rudolf schwieg, aber man sah ihm an, daß er ärgerlich blieb. Gerhard warf sich ins Mittel.

„Ich stöberte Lena auf, als sie im Laden war, also war ich schuld daran."

„Du brauchst sie nicht zu entschuldigen, mein Junge, ich kenne meine Frau sehr gut. — Selbst wenn sie daran gedacht hätte, daß die Donnerstage jetzt verfehmte Tage sind, würde sie doch gegangen sein, sofern es ihr gepaßt hätte."

„Gewiß, Rudolf! Denn ich sehe nicht ein, wie die Gillesmädel dazu kommen, uns Vorschriften machen zu

wollen. Mögen sie doch wegbleiben, wenn ihnen etwas nicht paßt."

„Du bist immer so revolutionär, Lena; ich wünschte, du wärst das Gegenteil, es würde mich sehr beruhigen. Übrigens sind die Gillesmädel hierbei nur das Sprachrohr einer Notwendigkeit geworden, denn wir gehen schließlich alle zwischen Gleisen, aus denen es kein eigenmächtiges Ausbrechen gibt, wenn wir in einer bestimmten Menschenklasse leben wollen und müssen. Ganz frei ist nur der Einsame, niemals ein Glied der Gemeinsamkeit."

Gerhard sah seinen Bruder erstaunt an; er fand dies schwere Geschütz für diesen einfachen Fall zu reichlich und auch ungerecht. Aber da er sich nicht einmischen wollte, legte er schweigend alles Spielzeug auf die Chaiselongue mit der goldenen Lehne, und unwillkürlich fiel ihm dabei ein, wie Lena hier in verzweifeltem Schluchzen gelegen und gebebt hatte. Seitdem kam sie ihm stiller und ernster vor wie vorher, ihr Lachen erklang so selten.

„War Rudolf immer gleich gut und liebevoll zu ihr?"

Er suchte verstohlen das Antlitz des Bruders. Eine Wolke stand darauf; aber er las eher Engherzigkeit als Ärger über seine Frau daraus.

Lena kam gleich zurück, hatte, da sie sich allerdings sehr verspätet, nur Hut und Paletot abgelegt. Die Worte ihres Mannes schien sie mit ziemlichem Gleichmut zu ertragen.

Als sie ein Weilchen bei Tische gesessen hatten, sagte der Stabsarzt:

„Entschuldigt mich heute, Kinder, daß ich gereizt bin, und meinetwegen lacht mich aus! Aber so ein Selbst-

mord aus unaufgeklärten Gründen geht mir immer an die Nerven. Das ist besonders bei einem Arzt lächerlich, ich weiß es, kann aber trotzdem nicht dagegen an. Ich frage mich immer: ja wissen denn die Leute eigentlich, was sie damit tun? — Und immer verneine ich es mir. — Hat jemand eine Schuld auf sich geladen, irgendein schwer belastendes Moment, das ihm das Leben für immer verleidet, — dann meinetwegen, dann ist dies eine vielleicht leichter für ihn, als das andere. — Aber so ein junger Bursch! Das einzige Kind seiner Mutter, — nein — das verstehe ich nicht!"

„Versteht man sich denn selbst immer, Rudolf?" fragte Lena und sah in die helle Flamme über dem Tisch. „Ich glaube es nicht!"

„Ich hoffe es. Und wenn du einmal nicht weißt, was dir ist, Lening, dann komm nur vertrauensvoll zu mir, ich löse dir gern alle Rätsel; versprich mir das."

Sie blickte ihn an und schwieg lange, dann nickte sie leicht mit dem Kopfe. — Würde ihr Mann sie wirklich jemals verstehen können, wenn sie zu ihm kam und sagte: „Ich habe jenen geliebt und liebe ihn noch, aber trotzdem dich und die Kinder nicht weniger?" — Wäre es überhaupt möglich, daß sie ihm jemals ihr Herz so erschließen konnte?

„Nein!" dachte sie entschieden. „Den Kampf muß ich allein ausfechten."

„Prost, Lening", sagte der Stabsarzt und trank seiner Frau zu. Er glaubte, sie wäre noch ein wenig über seinen Empfang gekränkt. „Na, nun laß gut sein!"

Er nickte und lachte ihr zu. Gerhard hätte ihm die Hand drücken mögen dafür, daß der alte, liebe Kerl nun

wieder zum Vorschein kam. — Nein, der konnte seiner Frau keine trüben Stunden bereiten, das war unmöglich.

Auch Lena lächelte zu ihrem Manne hinüber, nur kam es Gerhard vor, als wäre sie doch anders als früher, — auch darin. Vielleicht war sie abgespannt und müde, oder er bildete sich das alles nur ein, seitdem er wußte, daß sie so verzweifelt weinen konnte.

Warum nur? — Ihm würde sie ja nichts sagen, und Rudolf mochte er nicht fragen. Vielleicht hatten das Frauen manchmal so an sich, er kannte sie ja so wenig.

„Was um Gottes willen fehlt denn dem Enna?“ fragte Oberstleutnant Weißbach den Stabsarzt. „Drei Tage war er schon krank, und nun sagt mir Gleiwitz eben, daß er sich noch weitere drei Tage krank gemeldet hat.“

Heindorf zuckte die Achseln.

„Ich habe den Hauptmann nur dienstlich aufgesucht, des Selbstmörders wegen, der bei seiner Kompagnie stand. — Um ärztlichen Rat hat er mich nicht gebeten.“

„Nimmt er sich etwa die Geschichte so zu Herzen? — Schließlich kann er doch wohl nichts dafür, hat eben erst in die Kompagnie hineingerochen; aber ich kann mir ja vorstellen, wie peinlich es für ihn ist.“

Weißbach hatte Heindorf konsultiert, eines alten Leidens wegen, das ihn manchmal gereizt und unwirsch machte, er sprach auch jetzt wie zu einem guten Bekannten.

Heindorf lächelte. „Den Eindruck hatte ich gerade nicht“, entfuhr es ihm unwillkürlich.

„Warum nicht?“

Der Oberstleutnant machte sehr erstaunte Augen, und der Stabsarzt kam etwas in Verlegenheit; er war nicht gern Angeber, aber dies hier lief fast darauf hinaus.

„Na?“ drängte Weißbach — und nach einer kleinen Pause in bestimmtem Tone: „Ich bitte um reinen Wein, Doktor.“

Nun, in Münde blieb ja ohnehin auf die Dauer nichts verborgen, also in Gottes Namen, dachte der Stabsarzt.

„Hauptmann Ennas Krankheit hat, wenn man den Gerüchten Glauben schenken will, einen ganz anderen Grund, Herr Oberstleutnant: Besuch aus der Großstadt! ... Wir waren ja auch mal jung“, setzte er entschuldigend hinzu.

Weißbach zog die Brauen zusammen.

„Gerade jetzt, jetzt bei dem Unglücksfalle? — Da ist die Geschichte doppelt peinlich. Der Enna sollte wirklich mehr Takt an den Tag legen.“ Er nahm den Bart zwischen die Zähne. — „Also man spricht davon?“ —

Was würde seine Frau dazu sagen! Er hatte sie stark im Verdacht, daß sie für den Hauptmann auf Thekla Amberg spekulierte, und ... ja — ganz entschieden machte er der auch den Hof — das waren nun freilich zwei getrennte Dinge, immerhin ...

„Teufel! Teufel!“ sagte er mißmutig, „wenn schließlich ganz Münde davon weiß, kann ich kaum schweigen.“

„Wollen der Herr Oberstleutnant etwa den Hauptmann Enna für seine Krankheit bestrafen?“

Heindorf lächelte, ein gutmütiges, nachsichtiges Lächeln; es lag ihm daran, seine Mitteilung abzuschwächen. Aber der andere schnippte ärgerlich mit den Fingern.

„Er soll wenigstens seinen gehörigen Rüffel haben. Ja, glaubt er denn, Münde ist Berlin, daß er hier so etwas riskiert?“

Er läutete dem Burschen.

„Gehen Sie ins Bataillonsbüro, ich lasse den Herrn Adjutanten bitten. Und Sie, Doktor, bleiben Sie noch! —

Das war wie ein Befehl.

Herr von Gleiwitz kam, und Weißbach machte ihn mit den Vermutungen des Stabsarztes bekannt.

Der Adjutant lachte.

„Aber gewiß Herr Oberstleutnant, das ist ja öffentliches Geheimnis in Münde. Trotz alledem kann natürlich Hauptmann Enna krank, das Ganze nur ein peinliches Zusammentreffen sein."

Weißbach wurde immer gereizter.

„Ich muß aber sehr bitten, meine Herren! — Schicken Sie sofort eine Ordonnanz, Gleiwitz, daß ich ihn zu sprechen wünsche, — wenn — sein Gesundheitszustand das erlaubt. — Sofort!"

Gleiwitz zögerte noch einen Augenblick, aber der Oberstleutnant konnte unter Umständen sehr unangenehm werden, und jetzt war er auf dem besten Wege dazu. Der Adjutant verbeugte sich also und verließ eilig das Zimmer.

„Was ist denn dem Heindorf nur eingefallen zu petzen", dachte er voller Erstaunen. „Wenn der Enna schlau ist, kommt er nicht, läßt meinetwegen sein Ableben melden."

Da ihn aber weder der Hauptmann noch der Stabsarzt näher anging, hatte er keine Veranlassung, sich weiter einzumischen.

* * *

„Das ist eine verteufelt unangenehme Geschichte für mich", sagte Heindorf nachher zu seiner Frau; „daß ich da mit hineingekommen bin, ist mir außerordentlich zu-

wider! Reppo hatte schon recht mit der „Atmosphäre von Weibergeschichten", die um den Enna liegt; aber schließlich, was ging's mich an!"

Lena stickte eifrig an einem Kleidchen für Baby und sah nicht auf. Aber das Herz klopfte ihr immer lauter, immer voller, so daß sie jeden Schlag zählen konnte. Seit Tagen dachte sie unaufhörlich an das Haus in der Magazinstraße und seinen einsamen Bewohner, seit Tagen mühte sie sich davon loszukommen, — es mißlang ihr jedesmal.

„Er muß doch Rücksicht nehmen, daß er nicht in Berlin, sondern in Münde ist", schloß der Stabsarzt ärgerlich seine Erzählung, „was denkt er sich denn eigentlich! Hier vor aller Augen! Ich wünschte, der Oberstleutant machte ihm gehörig den Standpunkt klar."

Seine Frau schwieg noch immer; er sah sie erstaunt an.

„Ja, was sagst du denn dazu, Lena?"

Sie legte die Arbeit fort und erhob sich, das Stillsitzen war unerträglich, denn sie kam sich fast wie seine Mitschuldige vor.

„Was kann ich zu solchen Dingen wohl sagen, Rudolf."

„Du mußt doch einsehen, daß ein anständiger Mensch so etwas der Gesellschaft nicht antun darf. Rücksichten muß man überall nehmen, oder man ist ein egoistischer Zyniker."

„Du bist sonderbar hart, Rudolf."

„Schön! Vielleicht, weil ich darin verwickelt bin, ferner aber, weil ich noch immer den Patschuliduft rieche, der das Zimmer durchzog, den raschelnden Seidenton der Unterröcke höre, als die Dame entfloh... Nee, Lena, solche Frauen führen keinen Mann auf eine hohe Warte."

Sie seufzte auf.

„Machen es andere Männer besser?"

„Diskreter, Lena."

„Also darauf kommt es schließlich an!"

Es klang bitter. Dasselbe hatte ihr ja Enna gesagt. Sie aber empfand anders; die Tat an sich war das Unrechte, die Klatscherei der anderen absolute Nebensache. —

„Kannst du Unannehmlichkeiten dadurch haben, Rudolf?"

„Daß ich es Weißbach verriet? — Ja, wer kann's wissen! Jedenfalls ist Enna kein gemütlicher Mensch, ich möchte ihn nicht allzunahe haben. Übrigens werde ich ihm bei passender Gelegenheit ein entschuldigendes Wort sagen; nicht seinet- sondern meinetwegen, ich will nicht als Klätscher dastehen. — Wußtet ihr wirklich alle davon?" fragte er seinen gerade eintretenden Bruder, der die letzten Worte gehört hatte.

„Ja natürlich."

„Dann wundert es mich nur, daß Weißbach so unwissend war wie ein neugeborenes Kind."

„Wer sollte dem davon sprechen?" fragte Gerhard erstaunt.

„Gleiwitz; es wäre seine Pflicht gewesen."

„Er wird sich hüten. Außerdem ist es doch keine besonders erbauliche Affäre."

„Nein! Warum mußte nur gerade ich der Dumme sein, der ins Fetttöpfchen trat. — Na, Gott befohlen, Kinder, in einer Stunde bin ich wieder zurück."

Er ging, und Lena nahm ihre Arbeit aufs neue auf. Das Herz tat ihr jetzt doppelt weh, und sie sehnte sich nach einem Trostwort.

„Glaubst du, daß Rudolf Unannehmlichkeiten haben kann?“ fragte sie besorgt.

Gerhards Gesicht rötete sich in plötzlichem Schreck.

„Ich hoffe nicht, Lena! — Es ginge auch gar nicht an, daß ich so etwas zuließe. Rudolf steht doch zu hoch, als daß man ihn gemeinen Klatsches verdächtigt, und er ist uns allen hier — dir, mir, den Kindern so notwendig, wie die Luft zum Leben.“

„Um so eine Person!“ sagte sie plötzlich verächtlich und richtete sich hoch auf. Eifersüchtiger Zorn sprühte aus ihren Augen. „Gerhard, begreifst du, daß ein Mann an solchem Mädchen Geschmack finden kann?“

„Ich nicht, Lena. Aber mich darfst du nicht fragen, denn für mich ist die Frau etwas Hohes, Heiliges, so daß ihre Zerrbilder mich nicht fesseln können, im Gegenteil. Aber andere denken anders, das weiß ich.“

„Was für ein Elend,“ sagte Lena, die Hand an die Stirne legend, „daß wir solchen Personen schließlich doch in allem Äußerlichen gleichen, Gerhard. Wenn uns der Mann selbst nicht höher stellt, — wir könnten auf den höchsten Bergesgipfel klettern und blieben der Menge doch immer nur das Weib! Das Weib! — Darum gibt es auch keine ehrliche Freundschaft zwischen den Geschlechtern, kann es keine geben, so tröstlich sie oft werden könnte!“

Gerhard schwieg und sah seine Schwägerin erstaunt an, wieder trat das Fremde in ihrem Wesen zutage. Warum erregte sie sich? Warum klagte sie? Bestand zwischen ihnen nicht Freundschaft? Oder waren alle guten warmen Gefühle nur auf seiner Seite?

„Ich bin dir doch ein wahrer Freund, Lena“, sagte er vorwurfsvoll.

„Ja, du!“ — Sie sah flüchtig über ihn weg, als dächte sie an ganz etwas anderes. „Vielleicht du!“

„Möglichenfalls beweise ich dir es einmal, Lena.“

Sie zuckte zusammen und sah erschreckt aus, als hätte er ein Unglück heraufbeschworen.

„Nein! Nein!“ wehrte sie hastig. „Wozu denn? Das Leben ist ganz gut so, wie es gerade ist.“

„Aber schließlich kann es doch einmal ernster kommen.“

Sie faßte nach seiner Hand und drückte sie heftig.

„Du fürchtest ja doch für Rudolf!“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Gib es nur zu! — Aber das — das überlebte ich einfach nicht.“

„Wie lieb sie ihn hat!“ dachte er froh, obgleich in seinem Herzen ein ganz kleiner Stich war. „Ja, Rudolf ist glücklich.“

Lena stickte weiter, aber sie war so unaufmerksam, daß sie sich in den Finger stach; ein Blutstropfen quoll heraus. Ganz erschrocken sah sie darauf nieder und nahm dann den Finger in den Mund. Nach einer Weile sagte sie: „Es ist überhaupt nutzlos über eine Sache zu grübeln, es kommt ja doch alles, wie es kommen soll. Ich glaube an Kismet, Gerhard.“

Er lächelte.

„Es kommt, — gewiß —; aber wir sind diejenigen, die die Fäden vorher in der Hand halten, soweit es uns selbst betrifft! — Das wäre eine bequeme Weltauffassung, die du da hast, Lena.“

* * *

Hauptmann Enna stand vor Oberstleutnant Weißbach; er war also doch gekommen. — Warum sollte er nicht?

Das hätte ja wie Furcht aussehen können, und er fürchtete niemand.

„Sie sind krank, Herr Hauptmann?"

„Jawohl, Herr Oberstleutnant."

„Was fehlt Ihnen, wenn ich fragen darf?"

„Bronchitis. Ich habe alle Ursache mit meinen Atmungsorganen vorsichtig zu sein."

„Warum konsultierten Sie nicht den Stabsarzt?"

„Weil ich meine probate Heilmethode schon lange kenne und anwende."

Das war Schlag auf Schlag. Weißbach wurde nervös und begann im Zimmer umherzurennen.

„Gut, gut! Lassen wir das! — Wissen Sie, warum ich Sie herbitten ließ, trotz Ihres ‚leidenden Zustandes'?"

„Ich kann mir's nicht denken, Herr Oberstleutant."

„Sie haben Besuch, Herr Hauptmann... Damenbesuch! Ganz Münde ist darüber orientiert", schnaubte Weißbach wütend.

„In der Tat, Herr Oberstleutnant?"

„Unverheiratete Herren haben hier keine Damenbesuche zu empfangen."

„Bitte um Verzeihung, Herr Oberstleutnant, dieser Besuch ist eine Familienangelegenheit — sehr wichtige Familienangelegenheit!"

In Ennas Augen funkelte es, er war jähzornig und leicht gereizt.

„Wollen Sie mir etwa einreden, es wäre eine alte Tante, die da Zigaretten raucht und die anderen Herren ganz wild macht?"

Der Hauptmann reckte sich hoch auf.

„Ich muß schon bitten, daß der Herr Oberstleutnant meinen Worten glaubt und ihnen keine andere Deutung beimißt — Familienangelegenheiten, nichts weiter."

Weißbach trat ans Fenster und starrte hinaus. Er ärgerte sich über die versteckte Frechheit, die Art und Weise, die über dem ganzen Enna lag. Nach einer Weile sagte er ruhiger:

„Ich erwarte, daß diese Familienangelegenheit bald ein Ende nimmt. — Wir sind hier nicht in Berlin."

„Morgen schon, Herr Oberstleutnant. — Und was das letztere anbelangt — leider! —"

„Ja, das möchte den Herren wohl so passen!"

Weißbach begann wieder auf und ab zu gehen. „Sie vergessen dabei nur eins, daß in einer kleinen Stadt gleich alles an die große Glocke kommt."

Enna lächelte. „Ich habe nicht geahnt, daß Münde so scharfes Interesse an meiner bescheidenen Person nimmt."

Der Oberstleutnant räusperte sich.

„Tun Sie nur nicht so", sagte er jetzt in anderem Tone. „Das ist doch ganz natürlich, auch können Sie kaum erwarten, daß die Waschfrau in ihrem Hause diskret ist, sie wäscht bei allen Familien."

„Durch die haben Herr Oberstleutnant die greuliche Anklage gegen mich erfahren?" fragte Enna ganz unschuldig.

Weißbach bekam einen roten Kopf.

„Natürlich nicht, was fällt Ihnen denn ein. Der Stabsarzt mußte heran, denn ich glaubte, der Selbstmord des Mannes aus Ihrer Kompagnie hätte Sie melancholisch und krank gemacht."

Über Ennas Gesicht lief ein Zucken.

„Ich selbst schätze das Leben viel zu niedrig ein, um mich darüber aufzuregen, daß ein anderer es fortwirft“, sagte er schroff.

„Na hören Sie mal ... Aber ich will Sie jetzt nicht länger aufhalten, wenn Sie mir versprechen, daß Ihre Familienangelegenheiten morgen ein Ende haben.“

Enna verbeugte sich schweigend.

Als er auf den Korridor trat, öffnete die Frau Oberstleutnant gerade ihre Tür, schloß sie aber sofort wieder ganz behutsam. „Aha!“ dachte Enna und ging dann mit dem befriedigten Rachegefühl, daß nun auch Lena darum wissen und hoffentlich darunter leiden würde!

„Ihr Mann hatte ja Weißbach die Geschichte erzählt!“ Er ballte ingrimmig die Hand zur Faust. Welch ein Ekel, dieser „Kerl“!! — Schnell machte er sich ein Bild seines Charakters zurecht und fand es danach nur in der Ordnung, daß er alles versuchte, ihm die Frau zu nehmen, die ja viel zu schade für ihn war.

Und mußte er schließlich mit ihm Abrechnung halten, — nun gut, er war dazu bereit! Die Stimmung, in der er sich jetzt befand, machte ihn zu allem fähig.

„Wenn man ihn hier doch nur unbeachtet lassen wollte!“ — Wie gebunden und geknebelt kam er sich vor. Er öffnete den Paletot und bot dem Winde die Brust. „Ja, am liebsten fort von hier! nur fort!“ — Aber es gab kein Entrinnen. Die Ketten des Dienstes klirrten und zwangen ihn zum Aushalten.

„Ah! Das verwünschte Dasein!“

* * *

Im Kasino ging es recht lebhaft zu, besonders Napoleon konnte sich nicht genug darin tun, Ennas Verhalten zu kritisieren.

„Das hätten wir nur ausfressen sollen! Ein einziger von uns! Selbst Reppo, der sich im allgemeinen immer eine Extrawurst braten läßt, wäre nicht so glimpflich davongekommen. Wir anderen hätten unbedingt brummen müssen. Mindestens drei Tage Stubenarrest, wenn uns der Alte mal erst beim Wickel gehabt hätte. Und was geschieht dem Enna? — Nichts, gar nichts! — Es ist um aus der Haut zu fahren."

„Regen Sie sich nur nicht so auf, Napoleon," sagte Reppo wohlwollend, „das bekommt schlecht, und ich halte Sie sowieso für einen angehenden Apoplektiker. — Übrigens machen Sie doch so was überhaupt nicht, das wissen wir ja alle!"

„So!" schrie Seekuhn ganz rot im Gesicht. „Ich danke Ihnen zwar für Ihre gute Meinung, Reppo, aber so schroff wollen wir das doch nicht hinstellen! — Gleichgültig übrigens! — Ich rede hier nur von dem zweierlei Maß, mit dem bei uns gemessen wird! —"

„Schön! Ihren Gerechtigkeitssinn in Ehren. — Aber wenn zwei dasselbe tun, ist es darum noch nicht dasselbe. Enna hat sich jedenfalls glänzend aus der Affäre gezogen."

„Wenn zwei dasselbe tun?" ... äffte Seekuhn ihm wütend nach, „ja, dann gibt es eben Entschuldigungen für jede Ungerechtigkeit in der Welt."

„O nein!" sagte Gerhard, der neben Reppo saß, „der Meinung bin ich nicht."

„Gibt es in Ihren Augen wirklich todeswürdige Ver-

brechen?" fragte Reppo etwas spöttisch. „Sehen Sie, Heindorf, das glaube ich gar nicht einmal."

Gerhard machte große Augen.

„Ich bin mir bewußt, nach keiner Richtung hin laxe Ansichten zu haben."

„Gewiß nicht, aber Sie sind die Güte selbst und entschuldigen immer. Der bunte Rock paßt zu Ihnen wie die Faust aufs Auge."

„Er war nicht meine Wahl, Sie wissen es ja; aber trotzdem bin ich kein weichmütiges Kind."

„Was würden Sie also unentschuldbar finden, bitte?"

„Wenn mir jemand das Liebste nähme, was ich hätte, oder auch nur beschmutzte, dann würde ich das bis zum letzten Blutstropfen rächen", sagte er ernst.

„Das heißt, Sie würden den anderen fordern und es der Kugel gütigst überlassen, wer von Ihnen daran glauben müßte. Aber das ist ja selbstverständlich."

„O, nein! Ich könnte auch hingehen und den Beleidiger töten, wie ich ein Raubtier niederschieße, das in die Herde einbricht, — ohne irgendwelche Skrupel oder Gewissensbisse."

„Und dann?"

„Dann würde ich sühnen, wie es die irdische Gerechtigkeit verlangt; das heißt, ich würde mich äußerlich jedem Richterspruch beugen, innerlich mich aber frei von jeder Sünde fühlen."

„Das wäre ja Mord, Heindorf", sagte Wendt, der ihm gegenüber saß.

„Nennen Sie es, wie Sie wollen, mir erscheint es das einzige, was ich tun könnte. Immer vorausgesetzt, daß wirklich etwas Edles zugrunde gerichtet, ein Glück, ein Mensch zerstört würde."

Reppo schüttelte den Kopf.

„Was sind Sie für ein eigentümlicher Mensch, Heindorf, und wie anders sehen Sie die Dinge an als wir. Immer ist eine Kluft zwischen Ihren Anschauungen und den unserigen. Es ist ja nicht das erstemal, daß mir das auffällt."

„Worin empfinde ich denn anders?" fragte Gerhard mit großen Augen. „Ist es so unnatürlich sich zum Opfer zu bringen, wenn für andere dadurch Segen gestiftet wird?"

„Nein, nur die Berechtigung zu den Taten, die Sie da naiver Weise anführen, ist es, die ich Ihnen abspreche."

Gerhard schüttelte den Kopf.

„Auf die Form kommt dabei nichts an, nur auf den Zweck."

Napoleon mit seinem scharfen Organ lachte laut auf.

„Na, wissen Sie, Heindorf, wenn jemand über sich im Unklaren ist, dann sind Sie es. Ich erinnere mich noch, mit welcher Sorgfalt Sie im Sommer Fliegen aus Ihrem Bier fischten und beinahe mit dem Taschentuch abgetrocknet hätten, damit die lieben Tierchen nur ja keinen Schaden nahmen. Jedem Käfer gehen Sie aus dem Wege, sogar eine ekelhafte Wespe töten Sie nicht, sondern wachen auch über sie. Aus solchem Holz sind keine Mörder geschnitzt."

„Einem Geschöpf, das mir nichts tut, tue ich auch nichts, besonders wenn es schwächer ist als ich. Wenn Sie sich erinnern, sprach ich auch nur von etwas ganz Schrecklichem, das sich nicht wieder gutmachen läßt, wo man nur die Wahl hat: der Gute oder der Böse."

„Aber Herrschaften!" sagte Richter achselzuckend, „was für unerquickliche, unmögliche Diskussionen! An unserm

Tische sitzt keiner, der sich je vom Wege verirren könnte, das weiß ich sicher, wozu also solche unnützen Redereien. — Prost Rest, meine Herren. Da ist mir Ennas Affäre bei weitem interessanter."

Sie tranken noch eine letzte Runde, würfelten sie aus und gähnten sich schließlich herzhaft an, denn draußen schneite es wieder, und in Münde war nichts los. —

„Wozu reden Sie solch Zeug zusammen," sagte Reppo ärgerlich zu seinem Nachbar, „das wird nun in den verschiedensten Varianten kolportiert und erregt entweder Lachen oder Kopfschütteln. — Lassen Sie nicht jeden in Ihr Herz sehen, Heindorf."

„In mein Herz," fragte Gerhard erstaunt, „tue ich das? — Was ich ausspreche, sind doch nur Ansichten, denn in meinem Herzen wohnt niemand als meine Familie."

Aber Reppo blieb gereizt.

„Gut! Gut! Vergessen Sie trotzdem nicht, daß unser guter Napoleon ein arger Schwätzer ist."

Er warf seine halb gerauchte Zigarette in den Aschbecher, aus dem sich alsbald dichter Rauch emporkräuselte, den er ernsthaft mit seinem großen Monokel verfolgte.

„Einstehen für sich selbst in jeder Lebenslage und gutsagen, kann schließlich niemand," fuhr er dann fort. „Soviel man auch von der Kenntnis der Psyche redet, so wenig — davon bin ich überzeugt — weiß man von sich. Jeder urteilt und handelt naturgemäß nur von seinem Standpunkt aus. Man kann verzeihen, ohne zu begreifen, aber — den Mund soll man immer hübsch halten. Das ist das oberste Gebot."

* * *

Weihnachten war vorüber und Lena recht froh. Sie hatte mit den Vorbereitungen viel zu tun gehabt und fühlte sich nun müde und abgespannt. Mit großem Behagen dachte sie an den goldenen Schatz in ihrem Schreibtische, den ihr Mann unter dem Christbaum hatte aufmarschieren lassen. — Grundsätzlich kaufte er ihr nichts mehr. Seine Versuche in diesem Punkte waren stets mißlungen.

Auf die langstieligen Rosen, die ihr Gerhard gegeben, goß sie jeden Tag frisches Wasser, um sie vor dem Welken zu schützen, aber es half nichts mehr, jetzt bekamen sie doch braune Ränder.

Zu dem heliotropfarbenen, langen, schmalen Briefpapier, das er ihr außerdem noch geschenkt, und das ihr Monogramm in Silber trug, hatte sie gelächelt. Es war ja sehr schick und eigenartig, aber sie wußte keinen Menschen, dem sie darauf schreiben konnte. Da mußte es denn aufgehoben werden zu Einladungen oder dergleichen. Jedenfalls war es sehr hübsch von ihm, sich so viel Mühe zu machen, denn er hatte es direkt aus Berlin verschreiben lassen, und sie liebte alles Aparte.

Bei Gerhard standen seit Weihnachten die Bilder der Kinder in einem hübschen Rahmen auf dem Schreibtische und dasjenige Lenas in Kabinettformat auf einem eigens dazu hergerichteten Sockel. Es freute ihn, daß er sie allein auf einem Bilde hatte, in ihrem ausgeschnittenen Ballkleide, um den blühenden Mund ein mildes Lächeln.

Beinahe einen Altar hatte er für ihr Bild hergerichtet, ungefähr so, wie sie in seinem Herzen thronte, hoch über allem, frei und stolz wie eine Königin.

Das Bild hatte ihn so gefreut, daß er gar keine rechte Ausdrucksform für seinen Dank gefunden, und Lena

lächelnd gesagt hatte: „Nicht wahr, du hast mich so oft und in so vielen Variationen alle Tage, daß es dir wirklich wenig Freude machen kann, mich nun noch in deinem Zimmer zu sehen, aber ich rühre mich da ja nicht, störe dich nicht."

Trotzdem störte sie ihn. Versonnen starrte er oft lange, lange Zeit auf ihre Züge, mit dem Bewußtsein, daß etwas Liebes, Schönes da sei, das ihm das Leben teurer machte als bisher; ihre Persönlichkeit war um ihn, mehr traumhaft, als bewußt, aber er fühlte sich glücklich dabei.

Lena ahnte wohl etwas von der Verehrung ihres Schwagers, sie lächelte still dazu und freute sich. Wie eine ältere Schwester dünkte sie sich neben ihm, — und da sie nie einen Bruder besessen, hatte es einen stillen Reiz für sie, ihn sich zu unterjochen. Am glücklichsten aber war der Stabsarzt über das Verhältnis zwischen Frau und Bruder. Gerhards anfängliches Ausweichen, seine stumme Verzweiflung darüber, daß der Bruder ihm durch seine Frau entrissen würde, hatte ihn schmerzlich getroffen und unruhig gemacht.

* * *

Zur Silvesterfeier waren die Offiziersfamilien, die nicht in Urlaub gegangenen unverheirateten Offiziere und ein paar der ersten Familien Mündes stets im Kasino zusammen, um bei brennendem Baum und reichlichem Punschgenuß den Beginn des neuen Jahres zu feiern. Die Damen brachten Süßigkeiten und Kuchen mit, so daß der Abend einen ganz intimen Charakter trug.

Lena wußte, daß Enna nach Berlin gegangen, sie ihn also heute nicht antreffen würde. Teils war ihr das eine

Befreiung, teils tat es ihr leid, kein freundliches Wort für ihn haben zu können, denn soweit war sie allmählich innerlich gekommen, daß sie sein brüskes Abbrechen ihrer ersten Unterredung doch nur für einen Beweis seiner Liebe hielt, und sich danach sehnte, diese Wunde mit leiser Hand zu streicheln, denn nur sie allein wußte ja, warum er Münde durch seinen Besuch von außerhalb einen solchen Schlag in das Gesicht versetzt hatte. Er wollte sich betäuben, sie kränken, — gewiß — Rache war da zweifellos mit untergelaufen.

Lena stand vor ihrem Ankleidespiegel, im Begriff für den Silvesterabend ein braunes Tuchkleid anzuziehen. Es war sehr elegant, kleidete sie aber wenig. Im letzten Augenblicke, halb unbewußt, griff sie plötzlich nach einem dünnen, lavendelblauen Kleide, von dem sogar ihr Mann entzückt gewesen war, weil es ihr etwas Jung-Mädchenhaftes gab.

Die Damen würden über das Kleid reden, das wußte sie, aber daraus hatte sie sich ja nie etwas gemacht. —

Es war im Kasino wie alle Jahre an diesem Abende. Voll, heiß, und die dicken Stearinkerzen an dem funkelnden Weihnachtsbaume, die die Ordonnanzen um zehn Uhr anzündeten, brannten mit ruhiger, heller Flamme in das Grün hinein.

Die Amberg und die Baginski, die gut Freund waren, saßen beieinander dicht am Baum und sprachen halblaut. Lena beobachtete Suse Lutter und Leutnant Wendt, die sehr ineinander vertieft schienen, und hatte Gerhard mit einem Machtwort zu Hilde Pressentien geschickt, die sie am liebsten hatte. Sie war ordentlich ärgerlich darüber, daß ihr Schwager so wenig Eindruck von der zu haben schien.

— Jetzt war ihr wohl, daß sie so ruhig dasitzen und schweigen konnte, denn auch der Stabsarzt saß äußerst vergnügt mit den Hauptleuten beim Punsch, nachdem die mit den Damen das ihrige schon getan hatten. —

Ein unbehagliches Angstgefühl vor dem kommenden Jahre ergriff sie. Was würde es ihr bringen, nachdem Enna wieder in ihr Leben getreten war? Wie einem maskierten Feinde blickte sie demselben entgegen, dessen Tücke oder Harmlosigkeit man noch nicht recht abzuschätzen vermochte.

Da öffnete sich unerwartet die Tür, und Enna in Person trat über die Schwelle.

Niemand hatte ihn erwartet, denn er hatte noch zwei Tage Urlaub, und daher machten alle bei seinem Eintritt erstaunte Augen. Er aber grüßte, schüttelte aller Hände und sagte so obenhin, daß er den Beginn des neuen Jahres unbedingt in Münde erleben wollte, weil es sich für einen braven Soldaten zieme, stets auf dem anvertrauten Posten zu sein. Auf diese Weise gelangte er endlich auch zu Lena, vor der er mit einer Verbeugung stehen blieb.

„Münde hält mich mit eisernen Banden, Berlin wurde mir verhaßt“, sagte er durch die zusammengepreßten Zähne. „Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen, gnädige Frau.“

Lena sah zu ihm auf. Schreck, Furcht, Glück und heißes Erbarmen lag in ihren dunklen Augen. Denn er sah elend und unruhig aus. Sie murmelte etwas Unverständliches, weil sein Blick so fest in dem ihrigen brannte, daß es sie schmerzte.

„Jesses, die Heindorf macht dem Enna Augen! Da seh einer die stillen Wasser“, lachte die Baginski der

Amberg zu. „Das dürfen wir keinesfalls leiden, Thekla, den müssen wir zu uns holen. Bei uns verschlagt's nit viel, wenn er uns was in den Kopf setzt, denn Sie sind frei, und mein Mann ...!" Sie zuckte die Achseln, stand auf und faßte die Amberg unter. „Wissen's, bei Doktors — da ist so eine glückliche Eh', da soll er die Finger von lassen."

Schon standen sie dicht hinter Enna, und die Baginski rief:

„Servus, Herr Hauptmann! Ja, haben's uns denn gar net gesehn? — Dafür muß Strafe sein. Wir nehmen Sie halt jetzt mit uns."

Er folgte den beiden, saß zwischen ihnen nieder und schien sich sehr heiter seiner Haut zu wehren.

„Ja, sagen's einmal," begann endlich die Baginski, „was machen denn Sie für Streiche? Erst die Geschicht mit Ihrem Damenbesuch, und nun kommen's gar zwei Tag früher vom Urlaub heim. Wollen's denn mit aller Gewalt Münde auf den Kopf stellen? Man kennt sich ja gar nimmer aus."

Die Amberg lehnte sich etwas zurück. Leise streifte dabei ihr Arm den seinen. „Für wen bringen Sie dies letzte Opfer?" fragte sie etwas leiser. „Man kommt doch nicht eher nach Münde zurück, als man muß."

„Unter Umständen doch, meine gnädigste Frau, wie Sie sehen."

„Ach, uns machen's keine Mätzchen vor," lachte die Baginski und schnippte mit den Fingern, „wenn's mei Tonerl wär, würd' ich ihm auf den Kopf zusagen: du, dein Geld hat nit weiter gelangt!"

„Ein bißchen prosaisch, gnädige Frau."

„Na, — entweder is's Prosa — will sagen der Geldbeutel, oder das Herz — also die Lieb —, die die Menschen im Leben dirigiert. Das können's mir nit abstreiten, Enna."

„Ich denke nicht daran zu streiten!" Er lachte. Die lustige Laune der Wienerin riß sein bewegliches Temperament mit.

„Dann bin ich ja zufrieden." Sie sah ihn listig an. „Fragt sich also nur noch, wo steckt's!"

„Was krieg ich, wenn ich's errat? — O Gott, mein Tonerl winkt mir, da muß ich schnell mal hin."

Sie kniff die Amberg verstohlen in den Arm und tänzelte durch das Zimmer, um aus ihres Mannes Glase zu trinken.

Empört sahen ihr die Gillesmädel nach.

„Ich als verheiratete Frau würde mich auch etwas mehr in die Zügel nehmen," sagte Armgard spitz, „die treibt es ein bißchen arg."

„Sie kämen nie in die Verlegenheit, gnädiges Fräulein," antwortete Reppo, „Ihnen ist der Zügel schon angeboren."

„Ist das ein Kompliment oder das Gegenteil?" fragte Klementine erwartungsvoll.

„In meinen Augen das beste, was man einer Dame nachsagen kann."

Einen kleinen bemerkbaren Ton legte er auf das Wort Dame, und die Augen der Schwestern leuchteten.

Raoul Enna schien völlig in seinem Flirt mit der Amberg aufzugehen, so daß er keinen Blick mehr für Lena hatte. — „Ich freue mich, daß Sie hier sind," sagte Thekla, und ihre glimmenden Augen streiften die seinen,

„etwas hat Münde vor Berlin voraus, man wird für das Gute hier so dankbar.“

„Rechnen Sie mich etwa zum Guten im Leben?“ — fragte er herausfordernd.

„Ja! Mir war Storkow ganz unmöglich ohne die Hoffnung auf das Geklapper der Hufe Ihres Pferdes.“

„Zur Strafe werde ich jetzt alle Tage kommen.“

„Zur Strafe?“

Wieder fühlte er eine leichte Berührung ihres Armes. „Nun, dann bitte ich um eine recht lange und ausgiebige Strafe.“

Sie lachte, er aber fühlte wohl, daß ein zitternder Ton darin lag und dachte dabei:

„Warum läßt mich gerade dieses Weib so kalt? — Sie ist nicht häßlich, hat Geld, alles was ich mir einmal ersehnt hatte, wenn ich an meiner Zukunft schmiedete. Und nun rührt sich nichts in mir, nicht einmal der Wunsch — meine Gläubiger loszuwerden. Wenn ich es doch tue, — opfere ich ebensoviel wie ich gebe, und niemand anders ist daran schuld als Lena.“

In dem Augenblick rissen die daneben postierten Ordonnanzen die Fenster weit auf.

Mit dem kalten Luftstrom drang auch der Klang der zwölf Glockenschläge von der Kirchenuhr herein, in den sich Geläute mischte. Irgendwo sangen Männerkehlen vielstimmig einen Choral, denn Münde war ja eine kleine Stadt.

Der Doktor lief hinaus, holte den Mantel seiner Frau und legte ihn ihr um die Schulter.

„Damit du dich nicht erkältest, Lening!“ Und dann küßte er sie vor allen Leuten herzlich auf den Mund.

„Nichts besseres und anderes als immer so weiter," sagte er dabei, „wir sind glücklich und zufrieden."

Dicht neben ihnen stand Enna an dem geöffneten Fenster; wie er dahin gekommen, hatte Lena nicht gesehen. Nun trafen sich ihre Augen. Lena wurde rot, und in seine Stirne grub sich eine Falte.

„Glückliches neues Jahr, gnädige Frau", sagte er und verbeugte sich tief.

Impulsiv reichte sie ihm die Hand. Ein heißer, bebender, fast schmerzender Druck, ein ebenso heißer Kuß. Er durchschauerte sie. Ein liebes, gutes Wort hätte sie ihm sagen mögen, aber die Lippen blieben geschlossen, und sie dachte nur in brünstigem Flehen:

„Nicht die Amberg! Um Gott, nicht die Amberg!" Dazwischen schüttelte sie andere Hände, sagte unzählige Male die konventionelle Glückwunschformel und kam endlich erschöpft auf ihren Platz zurück.

Suse Lutter und Hilde Pressentien hängten sich in ihre Arme. Sie sahen beide froh und angeregt aus. Zuletzt kam auch Gerhard.

„Was soll ich dir wünschen, Lena?" fragte er vergnügt und sah ihr in das Gesicht.

„Dasselbe was mir Rudolf gewünscht hat, — keine Änderung."

„Kann es nicht eine Änderung zum Guten geben?" fragte Suse und drückte ihren Arm. „Ich wünsche es mir so. Von der Hoffnung zehre ich in meiner jetzigen Einsamkeit."

„Ja, Kind, Sie haben das Leben noch vor sich."

„Wie pessimistisch das klingt," sagte die Amberg, die neben Lena stand, „ich verlange auch noch etwas vom Leben! Viel!" —

Dann hörte Lena Schritte und Ennas Stimme.

„Ich dächte, wir könnten das Fenster schließen, gnädige Frau, feierlich waren wir nun genug.“

Er beugte sich vor und schloß es. Das dunkle, mit Sternen besäte Firmament verschwand, die Glockentöne verhallten, — trotzdem trat Lena dicht an die Scheiben und sah hinaus. Ihr war weh zu Sinne. Ein heftiges Sehnen preßte ihr die Brust zusammen, am liebsten hätte sie geweint, und dabei hörte sie, daß die Amberg sagte:

„Sie haben nun zwei verlorene Tage vor sich, da Sie zu früh zurückgekommen sind, Hauptmann Enna. Wollen Sie den einen nicht in Storkow zubringen? Ich erwarte Sie dann zum Kaffee.“

„Gern, gnädige Frau, und tausend Dank. Ich bin froh, daß ich das „Gute“ auch im neuen Jahr sein darf und werde es mir tüchtig zu Nutze machen.“ —

„Kommen Sie möglichst jeden Tag“, antwortete sie warm, „Sie ahnen ja nicht, was es heißt, Tag für Tag auf dem Lande allein zu sein.“

„Malen Sie den Teufel nicht zu heftig an die Wand!“ Sie lachte lustig.

Lena sah plötzlich das alte Herrenhaus vor sich, darin die Amberg und ihn — ganz allein! Ohne irgendeine Gardedame, ohne jemand, der sie hinderte zu sprechen, was sie wollten.

Und dazu Raouls Temperament!

Sie biß auf die Lippen. Das Ende war so klar! Und sie konnte ihm nie ein Wort sagen, das keiner hörte, immer war sie überwacht, stand unter Kontrolle von diesem oder jenem. Umschnürt und geknebelt war sie!

Bisher hatte sie es nur nicht gemerkt, aber jetzt begann es, sie zu peinigen. Sie konnte Enna nicht zu sich laden, Rudolf war der Herr des Hauses. Sie konnte nichts tun! Nichts. —

Sich umwendend sah sie in den Saal hinein. Da ging die dicke Hauptmann Schmidt mit der Baginski Arm in Arm. „Wie ein Rassehund neben einem fetten Mops“, mußte sie denken. Gilles hatte ihren Mann beiseite genommen und fragte ihn dringlich, ob auch Punsch sicherlich keine Magensäure im Gefolge habe, das sei ein ekliger Zustand. Die junge Welt trank noch lachend und heiter von dem schon lange kalt gewordenen Punsch. Da stand Enna plötzlich zum zweitenmal vor ihr.

„Ihretwegen kam ich bereits heute und hatte nirgends Ruhe, gnädige Frau“, sagte er halblaut. „Aber was gibt mir eigentlich das Beisammensein mit Ihnen, sprechen kann ich Sie ja doch kaum.“

„Wozu auch?“ fragte sie, und ihre Stimme zitterte.

„Wäre es nicht möglich?“

Lena schüttelte den Kopf.

„O ja! Es gibt überall einen Weg, wo der Wille da ist. Nur manchmal ein kleines armseliges Wort, Lena.“

Seine Augen, seine Stimme, der ganze Mann bat, flehte; sie kannte seine Macht wohl. Ein Ausdruck der Hilflosigkeit und Angst trat in ihr Gesicht.

„Ich kann nicht!“ flüsterte sie leise, „und wenn ich selbst wollte — ich könnte nicht!“

Sie wußte kaum, warum sie das hinzusetzte, sah aber, daß über sein Gesicht ein Leuchten ging, das sie verwirrte. Ehe sie noch etwas sagen konnte, trat die Amberg zu ihr und schob ihren Arm durch den Lenas.

„Was machen Sie morgen früh, Hauptmann Enna?“ fragte Thekla, deren Wunsch dahin ging, sich seine Gesellschaft, soweit es ging, zu sichern.

„Ich?“ Er reckte sich auf, etwas Sieghaftes lag auf ihm, von heimlichem Hoffen durchsonnt.

„Ich will hinaus aufs Meer, segeln — soweit, daß ich nichts sehe als Himmel und Erde, um Kraft zu sammeln für alles, was kommt.“

„Aber die See ist bewegt.“

„Desto besser, ich fürchte mich nicht. Sehnsucht habe ich nach Wind und Wellen.“

„Nehmen Sie mich mit.“

„Nein, Gnädigste. Mein Leben kann ich aufs Spiel setzen, wann und wie ich will. Aber ein kostbares Gut, wie das Ihrige, — dafür übernehme ich keine Verantwortung.“

„Kostbar?“ wiederholte sie trübselig. „Hier, Frau Doktor Heindorf, deren Leben ist kostbar, sie hat für andere zu leben und sich ihrer Familie zu erhalten, aber ich . . .“ — Sie zuckte die Achseln, dann wandte sie sich um. „Alles bricht ja schon auf, schade! Es war ein reizender Abend.“

Als sie die Kastanien-Allee herabgingen, vor sich die kompakten Umrisse der dunklen Stadt, über sich das funkelnde Sternenheer, rechts und links die Gruppe der im Sommer so dicht belaubten Bäume, nahm der Stabsarzt den Arm seiner Frau, und Gerhard trat an ihre andere Seite.

„So, Lening“, sagte Rudolf herzlich, indem er ihren Arm an sich drückte, und nun noch einmal: „Alles Gute im neuen Jahr! — Mir bist du das!“ —

Ihre Wange streifte dankend seinen Ärmel, aber sie sagte nichts.

„Es wäre mir lieb, wenn du dich nachher der Konsulin anschlössest, Gerhard,“ fuhr er fort. „Heute nacht ist männlicher Schutz wohl ganz gut angebracht, wenn man auch sonst in Münde nichts zu fürchten hat. Sie bat mich vorhin darum.“

Der Leutnant ging sofort, und das Ehepaar blieb allein. Hinter ihnen klang das Lachen und Schäkern der Jugend; man unterschied deutlich das hohe Organ der Amberg, der Baginski und Ennas sonore Stimme. Unwillkürlich horchte Lena darauf, dann fühlte sie neben sich den Arm ihres Mannes, und auf einmal dachte sie: „Wie gekettet bin ich doch! — Wie nimmt doch eine Ehe jede Freiheit, jede Bewegungsmöglichkeit. Wenn man das immer vorher wüßte!“ —

„Bist du müde, Lena?“ fragte der Doktor. „Es sind ja nur noch ein paar Schritte.“

Und dann verabschiedeten sie sich, nur flüchtig, denn es war kalt, und das Brausen der See orgelte deutlich herüber. Ennas Hand konnte Lena nicht mehr fassen; er führte die Amberg wohl bis an ihr Hotel, aber wenigstens sah sie noch, daß Weißbachs sich dem Paare anschlossen, und das war ihr ein Trost.

„Ja, du bist wirklich müde, Lening, flink ins Bett“, sagte der Stabsarzt oben beim hellen Gaslicht; „den ganzen Abend warst du schon so still, und blaß siehst du auch aus.“

„Es war doch reizend, Rudolf.“

„Na, wenn es dir nur gefallen hat! Ich finde eine Silvesterfeier zu Hause schöner.“

Er ging und sah noch einmal nach den Kindern; das tat er jeden Abend. Selten kam Lena mit. Bei Marie waren sie ja in guter Hut, und oft neckte sie ihren Mann mit seiner Ängstlichkeit.

Inzwischen stand sie mit halberhobenen Armen, im Begriff das Haar zu lösen vor dem Spiegel und sah sich an. Sie achtete nicht darauf, ob sie gut oder schlecht aussah, nur nach dem sehnsüchtig hungrigen Zuge spähte sie, der ihr heute zum erstenmal aus den Linien ihres Gesichtes entgegensprang.

Merkte den denn weder Rudolf noch Gerhard? Und er war doch so deutlich lesbar.

Keiner besaß ihn, nicht einmal die Amberg. — Ihr aber hatte man eben die goldene Schüssel des Lebens vom Munde genommen, als sie daraus essen wollte, — nun mußte sie sich mit trockenem Brote begnügen.

... Sie unterschätzte das Brot nicht, um Gott, nein! — Aber die goldene Schüssel wäre doch wohl noch etwas anderes gewesen ... etwas unausdenkbar Schönes!

Da hörte sie Rudolfs Schritte und wandte sich eilig weg.

* * *

Am Neujahrsnachmittage, bei herrlich klarem, leichtem Frostwetter machten die Münder einen Spaziergang am Strande.

Über dem Wasser lag ein feiner, perliger Duft, und die dunkelgrünen Wogen gingen hoch, bis weit hinaus trugen sie schmale Schaumkronen.

Ein einzelnes Segelboot schoß ins Meer hinaus. Wer darin saß, konnte man nicht erkennen, nur zwei Köpfe sah man deutlich sich vom Himmel abheben.

„Welch ein Unfug!“ sagte Weißbach zum Stabsarzt. „Der Wind ist konträr, es friert leicht, und die See geht hohl. Wenn nachher etwas passiert, ist der Teufel los. Wer mag denn das nur sein? Blinkt die Sonne nicht, als wären da metallene Knöpfe an einem Mantel?“

Weißbach war bekannt dafür, daß das Wasser ihm kein Vertrauen einflößte, aber diesmal hatte er recht.

„Scheint wirklich so“, meinte der Doktor, die Augen zukneifend, während das Boot wie ein Vogel dahinschoß. „Eine etwas kühle Fahrt, glaube ich.“

Lena, die mit den Kindern an der Hand einen halben Schritt hinterherging, hörte jedes Wort. Sie wußte wohl, wer im Boot saß, mochte aber nichts sagen. Mit angespannter Aufmerksamkeit verfolgten ihre Augen das Segel Es tauchte auf, verschwand, war schließlich nur noch ein winziger Punkt in dem bewegten Wasser.

Fredi sprach zu seiner Mama in die Höhe, ohne daß sie es beachtete, Baby hatte sich den Fuß an einer Planke gestoßen und weinte, — sie kümmerte sich nicht darum, ebensowenig darum, daß die beiden Kinder, die wie Schneeflocken gekleidet, neben ihr hergingen, allgemeines Entzücken erregten. Ihre Seele fuhr mit auf dem dunklen Wasser, und sie sehnte sich danach, mit in dem Boot zu sitzen. Dann mochte eine Welle kommen, es hochheben, bis in die Wolken oder es herabsausen lassen in die Tiefe. Ein verhallender Schrei, ein instinktives, leidenschaftliches Aneinanderklammern, und das Leben mit all seiner Not lag für ewig hinter ihnen.

Aber gleichzeitig schauderte sie bei dem Gedanken an solch einen kalten, nassen Tod und streckte unwillkürlich ihrem Manne die Hände entgegen, als solle er sie halten.

„Warum weint Baby?" fragte der, blieb stehen und ließ die Seinigen an sich herankommen. „Wahrscheinlich friert mein Kleines."

„Toßen!" schluchzte das Kind, hob das Füßchen hoch und purzelte sofort in den Sand, während die Tränenkugeln noch immer über das Gesicht liefen.

„Willst du nicht mit den Kindern nach Hause, Frau?"

Lena verneinte fast gereizt. Ihr war, als hinge all ihr Heil davon ab, das nun verschwundene Boot erst wieder zurückkehren zu sehen; es nahm ihr fast den Atem.

„Dann gehe ich mit ihnen." Der Stabsarzt nahm sein Töchterchen auf den Arm und bog links ab, während er seiner Frau noch zurief, sie möge sich nicht erkälten, der Wind ginge scharf.

Lena sah ihrem Manne nach, und etwas wie Reue regte sich in ihr. Sie ging hier gelangweilt und mit den banalsten Redensarten vollgestopft neben Weißbachs, ohne irgendein Interesse. Warum nur? Der Wind blies ihr kalt um die Ohren; unwirtlich und jeden sommerlichen Reizes entkleidet, starrten die holzverschlagenen Villen auf die fröstelnden Spaziergänger.

Sie konnte Enna doch nicht festhalten, sie durfte keinen Teil an ihm haben; höchstens die anderen.

Zu Hause war es warm und behaglich, eine Tasse Tee, ein bequemes Hauskleid winkten ihr. Der Alltag in seiner besten Form. Nun sah sie nicht mehr in die rollende See hinaus, sondern verabschiedete sich von Weißbachs mit der Begründung, sie wolle lieber auch nach Hause gehen.

„Recht so", sagte die Oberstleutnant. „Nicht, daß ich etwa glaube, Ihr Kleinchen habe Schaden genommen,

Kinder weinen leicht, aber so einen goldigen Mann wie den Ihren, den soll man hochhalten. Er ist der beste Mensch, der mir in meinem Leben begegnet ist. — Sie haben in den Glückstopf gegriffen, liebe Frau Doktor, und ich wünschte der Thekla nur annähernd etwas ähnliches. Ihr jungen Frauen! Ihr habt noch so wenig Lebenskenntnis ..." Sie ließ die Stimme nicht sinken, so, als wenn sie fortfahren wollte, aber den Oberstleutnant fror.

„Auf Wiedersehen, gnädige Frau", sagte er unvermittelt.

Gerhard kam und wollte auch mitgehen, aber Lena litt es nicht.

„Später, später!" sagte sie, und ging eilig davon.

Die Weißbach machte ihrem Manne Vorwürfe, daß er sie nicht habe weitersprechen lassen.

„Die Heindorf ahnt ja gar nicht, was sie an dem Manne hat; sie ist viel zu jung für ihn, da nimmt man alles Gute viel zu selbstverständlich; man muß ihr das klar machen."

Aber der Oberstleutnant war nicht dafür, sich mit anderer Leute Angelegenheiten zu befassen, wenn es nicht absolut nötig war.

Lena ging schnell, um bald nach Hause zu kommen. Sie wußte nicht einmal, ob Enna wirklich in dem Boote gewesen, alles war ja nur vages Denken, Hirngespinste. Das tat nicht gut, damit mußte sie aufräumen, und das wollte sie auch. Und selbst wenn er verunglückte, ihr war er dann nicht ferner gerückt als jetzt; im Gegenteil — dann durfte sie ihn wieder ohne Furcht und Aufregung lieben.

Der Stabsarzt war sehr erstaunt, daß seine Frau so bald kam. Auf ihre besorgte Frage nach Babys Fuß lachte er sie frohlaunig aus.

„Du weißt ja, wie Kinder sind! Aller Kummer ist längst vergessen.“

Sie setzte sich zu ihm an den Teetisch und nahm ein Blatt der Zeitung, die er gerade behaglich las. So friedlich war es um sie, so heimlich! Lena empfand dies Geborgensein fast wie eine Schuld, als sie des dahinsausenden Bootes gedachte, in dem vielleicht ein einsamer Mann saß, für den niemand sorgte, wenn er heimkam.

Und dann trat plötzlich etwas ganz Neues in ihr Bewußtsein. Etwas noch nie Gedachtes. Wer war denn eigentlich hier bei ihnen der gute Hüter des Hauses? — Nicht sie, sondern Rudolf! Von ihm kam alles, was das Leben sicher und angenehm machte, sie hatte nur die kleinen, oft versäumten Haushaltspflichten; er dagegen sorgte für das Ganze, war ihr Stab und Stütze in jedem Falle.

Täglich brauchte sie ihn so notwendig, und ihr Dank war — daß sie jetzt einen anderen nachsann. Ein schlechter Dank! Und ein Glück, daß er das nicht wußte.

Reuig stand sie auf und küßte ihren Mann, indem sie die Arme um seinen Nacken legte.

Er strich über ihr blondes Haar.

„Zu Hause ist es doch am schönsten, nicht?“ sagte er voller Wohlbehagen. „Wir brauchen wirklich keine anderen Menschen.“

Dann las er ruhig weiter, und auch Lena versuchte es. Aber das schaukelnde Boot lief ihr zwischen die Zeilen und machte sie unruhig, trotzdem fand Gerhard, als er

nach Hause kam, im Eßzimmer ein Bild des Friedens, und froh setzte er sich zu ihnen.

* * *

Reppo und Gerhard schnallten die Säbel um und verließen miteinander das Kasino. Es war heute sehr leer dort gewesen, denn Münde hatte auf vier Wochen den seltenen Genuß eines Theaters.

Das Gebäude stand zwar immer da, ein kleiner würfelförmiger Kasten mit seinem Garten davor, der an die Ferbersche Konditorei grenzte, aber gespielt wurde darin nur vier Wochen im Winter und acht Wochen im Sommer während der Saison.

In bunter Reihenfolge wurden dann den Mündernern alte und neue Stücke vorgesetzt. — Voll war es jedesmal.

„Was wird denn heute eigentlich gegeben?" fragte Reppo, als er neben Gerhard durch die Anlagen schritt. „Es ist noch reichlich früh, dächte ich."

„Ja, besser aber ich warte, als Lena wartet."

„Richtig! — Also das Stück?"

„Ich weiß wirklich nicht. Aus dem Französischen, dächte ich."

„Aha! Eines jener heillosen Dinger, die den Ehebruch verherrlichen, ich weiß schon. Wenn ich eine Frau hätte, nie und nimmer erlaubte ich ihr, sich so etwas anzusehen."

„Aber Reppo!" Gerhard lachte. „Wie mittelalterlich das klingt! Glauben Sie wirklich, daß so etwas abfärbt?"

„Vielleicht! — Wer kann's wissen! — Wenn ich an all die Scheußlichkeiten denke, die jetzt tagtäglich passieren, möchte man es fast glauben. Das Samenkorn mag in uns liegen, die Befruchtung kommt von außen.

Vielleicht war wirklich bei manchem so ein scheußliches Stück oder Buch die Veranlassung dazu, sozusagen der letzte Tropfen."

„Und Sie wollen dafür wirklich die Kunst verantwortlich machen?"

„Die Kunst? — Ja, ist das Kunst? Früher habe ich mir immer eingebildet, die sollte erheben, veredeln; jetzt — bin ich anderer Meinung geworden."

Gerhard sah ein Weilchen still vor sich hin.

„Weltklug mögen Sie sein, Reppo, der Kunst stehen Sie jedenfalls mit geschlossenen Augen und Ohren gegenüber."

„Aber wieso denn? Hat sie sich Ihnen vielleicht anders offenbart?"

„Ich fürchte", antwortete der andere leise.

Reppo schlug den Kragen hoch, versenkte die Hände in die Taschen seines Paletots und stakte mit seinen langen Lackstiefeln, den Kopf gesenkt, ohne ein Zeichen des Erstaunens, neben dem anderen her.

„Das wußte ich, Heindorf! — Wenn jemand ein schlechter Offizier, sonst aber ein ganzer Mensch ist, muß er es wo anders sitzen haben. Ich bin Soldat mit Leib und Seele. Es gibt auch in unserem Stande viel zu tun, viel redliche Arbeit, wenn sie sich auch nicht so breit macht, sondern mehr im geheimen wirkt. Ich hoffe, meinem Könige und dem Vaterlande auch gute Dienste zu leisten, so wenig es auch den Anschein hat. Allerdings, — Zeit bleibt einem dabei, — bisweilen etwas zuviel Zeit! Und das ist manchmal ein Unglück."

„Über zuviel Zeit kann ich mich nicht beklagen," meinte Gerhard seufzend, „im Gegenteil. Mich tötet nur im Dienst das ewige Einerlei, die ständige Wiederholung."

„Wenn man Lena Heindorf zur Schwägerin hat und sich außerdem auf die Akademie vorbereitet, hat man allerdings keine Zeit.“

„Nein, nein!“ unterbrach ihn Gerhard schnell, „das ist es nicht. Aber — — ein einsamer Mensch, Reppo, sitzt manchmal sinnend am Schreibtisch und feilt, streicht aus und feilt wieder, bis er die richtige Form für seine Gedanken, sein Fühlen gefunden hat, und dann — ist er ganz glücklich.“

„Wenn ich Sie recht verstehe, sind Sie also ein Dichtersmann.“

„Ich versuche wenigstens einer zu sein.“

„Und was sagt Ihr Bruder und Frau Lena dazu?“

„Niemand weiß etwas davon. Es ist bisher mein eigenstes Geheimnis gewesen. Ihnen nur verriet ich es — warum weiß ich selbst nicht. Aber Sie sind so kühl und objektiv in allem, da werden Sie vielleicht auch Verständnis für anders geartete Menschen haben.“

„Ich hoffe es! — Kann ich nicht einmal etwas von Ihnen hören? Soll ich morgen zu Ihnen kommen?“

„Morgen nicht, das wäre mir ein Unbehagen, weil ich Sie mit meinem Geständnis überfallen habe wie ein Wegelagerer. Aber ein anderes Mal, ja, gern.“

Reppo klopfte sich den Schnee vom Paletot.

„Sie sind verdammt feinhäutig. Bequem ist das nicht.“

Gerhard zuckte die Achseln. „Niemand kann aus seiner Haut heraus.“

„Leider! Also dann auf bald; ich sage Ihnen offen, ich bin neugierig, wie Sie die Welt ansehen. —“

Sie waren vor dem Theater angelangt und schüttelten sich die Hände; Gerhard bemerkte nicht den langen,

ernsten Blick, mit dem Reppo ihm nachsah; er fühlte nur, daß es auf dem schmalen Korridor, in dem die Garderobe untergebracht war, zog und frostig war. Die Hände in den Taschen ging er auf und ab.

Das Gemurmel von der Bühne drang zu ihm heraus, er achtete nicht darauf. Es war ihm wie ein Wunder, daß er Reppo etwas anvertraut, das niemand bisher gewußt hatte, über das er geschwiegen seit seinen ersten Versuchen. Aber es tat ihm nicht leid. Gott sei Dank, es tat ihm nicht leid. — —

Im Theater ging allerdings ein Ehebruchsdrama über die kleine Bühne, aber ein ernstes, nachdenkliches, das augenscheinlich das Publikum interessierte.

In einer Loge saß die Weißbach mit der Amberg und der Baginski; zuweilen steckten sie die Köpfe zusammen und tuschelten sich ein paar Bemerkungen zu. Dann war Suse Lutter da, die mit hochroten Wangen nachdachte, ob es wohl Frauen gäbe, die so handeln könnten, und wie die Männer beschaffen sein müßten, um die man sündigte und schließlich freiwillig aus der Welt ging. Wie Leutnant Wendt sicher nicht. Der war vergnügt, da kamen einem solche Gedanken gar nicht; eher wie Hauptmann Enna... Ja, das wäre möglich. Er saß nicht weit hinter ihr und neben ihm die Heindorf, die sich etwas verspätet hatte. —

Als Lena sah, welche Nachbarschaft ihr der Zufall gegeben, erschrak sie so, daß ihr der Theaterzettel aus den Händen glitt und zu Boden fiel. Beim Zurückgeben berührten sich ihre und Ennas Hände für eine flüchtige Sekunde.

„Wenn es nicht mal so zufällig kommt, sieht man Sie nirgends, gnädige Frau," sagte er halblaut, und dann

sprach er mit etwas erhobener Stimme allgemeines, das jeder hören konnte. Erst als es dunkel wurde, sagte er wieder ganz leise:

„Wir müssen dem Zufall etwas nachhelfen, so kann ich hier nicht leben, immer auf der Suche, immer in der Hoffnung, Ihnen zu begegnen."

„Unmöglich", erwiderte sie mit zitternder Stimme.

Aber allmählich berauschte sie seine Nähe. Sie fing an, die Dinge mit anderen Augen anzusehen. — Warum alles unmöglich? — Es brauchte ja nichts Böses dabei zu sein, — nur ein flüchtiges Begegnen ab und zu, in Gegenwart der Kinder. Sie sah zu ihm auf und wollte ihm das sagen, aber er blickte gerade in die Loge der Amberg und lächelte. — —

Es war eine so einfache Geschichte auf der Bühne, allem Theatralischen fern. Zwei Leute, die sich liebten, der Ehemann, der nichts ahnte; ein kleines Milieu, aus dem alle diese Personen herauswuchsen, einfach und doch voller Tragik. Schließlich die Katastrophe. Die Frau ertrug den Schmerz nicht, den sie dem liebenden Gatten zugefügt, aber zu schwach, dem anderen zu widerstehen, endete sie ihr zerbrochenes, zwiespältiges Leben mit eigener Hand.

Lena hatte geweint. Bittere, unaufhaltsame Tränen flossen über ihre Wangen; wie Zentnerlast legte es sich ihr auf die Brust.

So mußte es kommen! Es gab keinen Ausweg mehr, wenn Liebe über Pflicht siegte. So würde es auch ihr gehen, wenn sie nicht stark genug war.

Und sie war gar nicht stark! Schwach war sie!

Enna drückte leise ihre kalten Finger; niemand sah es, alles lauschte gespannt. Er war wütend auf den Dichter,

wagte jetzt aber kein Wort zu sagen, denn Lenas Erschütterung trug den Stempel echter Wahrheit. Er wußte, daß dieses Stück ihm ein neues Hindernis auf seinen Weg warf, aber vielleicht gerade darum klammerte sich sein Herz noch eigensinniger an das für ihn verlorene Weib. —

Das Stück war aus. Die Menge strömte in den Gang, da flüsterte er rasch ein paar heiße, leidenschaftliche Worte in Lenas Ohr, so daß sie erschrocken zusammenzuckte.

Die Damen begrüßten sich dann draußen, während sie auf Mäntel und Hüte warteten, die die Herren für sie holten; auch Gerhard hatte die Nummer seiner Schwägerin schon in der Hand.

„Das arme Hascherl," sagte die Baginski und streifte Lena mit einem spöttisch lächelnden Blick. „Wie's geweint hat! O Gott, Frau Doktorn, wenn man immer so wehleidig sein möcht! — Sie hat doch auch ihre Freud gehabt, und warum nimmt er sich keine ledige, es laufen doch genug herum! Wer nascht, wird gestraft, das ist ganz gerecht."

„Dummes Zeug!" meinte die Weißbach. „In Wahrheit macht eine anständige Frau solche Sachen nicht."

„Oder sorgt dafür, daß es hübsch heimlich bleibt," lachte die Baginski, während die Amberg stumm und augenscheinlich peinlich berührt schwieg. „Aber schauens nur, Frau Oberstleutnant, die Gillesmädeln sind richtig wieder nicht hier. Die denken immer gleich, sie könnten einen Flecken kriegen."

„Die haben recht," meinte die Weißbach. „Einem jungen Ding könnte ja grausen, wenn es so was sieht! — Und es kommt auch selten genug vor, denn die paar Sachen, die man hört, sind eben die Ausnahmen."

Sie nahm ein gestricktes, schwarzes Wolltuch über den Kopf und reichte allen Damen die Hand.

„Gute Nacht! Gute Nacht!"

Lena hatte kein Wort gesprochen, ihre Augen brannten, sie schämte sich des Weinens und fühlte doch, daß es ihr noch in der Kehle saß und gleich zum Weiterheulen wirkte. — Ennas Stimme klang hinter ihrem Rücken, ebenso die Gerhards. Sie drängte hinaus; doppelt kalt und unfreundlich nach der Hitze drinnen schlug es ihr entgegen.

„Hast du dich amüsiert, Lena?"

„Es hat mich erschüttert."

Sie fröstelte und zog den Kopfschal fester, noch waren ihre Augen rot und ihre Stimme belegt.

Vielleicht hat Reppo doch recht, dachte Gerhard heimlich, sie sollte so etwas nicht sehen.

Um sie herum schwärmte die ganze Schar der Theaterbesucher; es gab keinen anderen Heimweg für die meisten, darum schlug Lena einen immer schnelleren Schritt an, sie wollte um keinen Preis mehr mit jemanden reden.

Endlich hatten sie ihr Heim erreicht. Sie atmete auf, dort würde sie wieder zur Ruhe kommen, denn noch jagte ihr erregtes Blut durch die Adern.

Sie fand ihren Mann am Tische sitzend und lesend, gegessen hatte er schon.

„Nehmt es nicht übel, Kinder", sagte er entschuldigend, „ich habe euch aber noch genug übrig gelassen, denn ihr werdet auch Appetit haben."

Lena setzte sich an ihren Platz und versuchte zu essen; es gelang ihr nicht.

„War es schön?" fragte Rudolf. „Es sieht ja beinahe so aus, als hättest du geweint, Mäuschen?"

Sie nickte. „Das habe ich auch. Ein so trostloses Stück! Ich fragte mich immer, gibt es denn im Leben nur Schuld und Sünde? Oder ist alles Bestimmung, was kommt?“

„Immer nur Schuld, Lena. Niemand wird in etwas hineingehetzt; er geht selbst, Schritt für Schritt, meist mit dem klaren Bewußtsein des Unrechtes. Dafür haben wir unser Gewissen.“

„Und glaubst du an kein Gefühl, das so stark ist, um über alles hinwegzustürmen?“

„An Gefühle glaube ich natürlich, Kind. An die starken, kräftigen Gefühle eines Menschen, der erringt, was ihm notwendig ist. Aber solche Gefühle wachsen meiner Meinung nach nur auf gesundem Boden.“

Sie sah nicht auf, spielte mit Messer und Gabel und hatte zwei purpurne Flecke auf den Wangen.

„Also eine Leidenschaft, die weder nach gut oder böse fragt, ist für dich ausgeschlossen?“

„Es mag Ausnahmemenschen geben, die kraftvoll genug sind, dann auch die daraus folgenden Konsequenzen zu tragen, und die sich daher ein anderes Recht anmaßen dürfen als der Durchschnitt. Aber nur solchen räume ich die Berechtigung ein. Was im allgemeinen Leidenschaft genannt wird, ach, Kind, das hat wenig damit zu tun, wenn du es bei Lichte besiehst. Langeweile, Sinnlichkeit, Genußsucht, Schwäche, und wie die schönen Dinge nur weiterheißen mögen, — liefern das größte Kontingent dazu.“

Gerhard war ganz still und blickte seinen Bruder unverwandt an. Zum erstenmal empfand er heftige Opposition gegen ihn. Rudolf wollte die Leidenschaft leugnen? Was blieb dem Leben dann an Glanz und Schimmer?

„Und doch", sagte er endlich langsam, „wie viele Menschen sterben für ihre Leidenschaft!"

„Ja, vielleicht, wenn man so jung ist wie du und noch nicht zu der Erkenntnis kam, was man dem Leben eigentlich schuldig ist. Der Mann aber, der sich der Pflichten, der Tragweite und des Inhalts seines Daseins bewußt geworden ist, wird nicht alles wegwerfen, sondern kämpfen und überwinden. Das ist mein Standpunkt. Es mag für jeden einen anderen geben, ich kenne nur diesen."

„Vielleicht bliebst du unversucht, Rudolf."

„Mag sein, daß mich aufwühlende Stürme nicht getroffen haben, daß mir darum das Verständnis fehlt. Mein Erleben liegt auf einer anderen Seite."

„Deshalb bist du auch so streng in deinem Urteil, und doch ist das eigentlich so, als spräche ein Blinder von der Farbe."

„Ich bin nicht streng!" Ein melancholisches Lächeln huschte über des Stabsarztes Gesicht. „Nein, ich bin nicht streng, dazu bin ich zu alt geworden."

„Nun muß ich reden, Rudolf," sagte Lena und legte Messer und Gabel beiseite, ohne etwas gegessen zu haben. „Ich muß! — Sieh mal die Frau! Sie hat nichts getan, als einen anderen geliebt, schon aus ihrer Mädchenzeit her, und der trat dann in ihre Ehe, später, — und die alte Liebe erwachte wieder in ihr. Sie verriet Mann und Kinder und gab sich dem Geliebten. — War das so unverzeihlich?"

„Weiter!" sagte der Stabsarzt ruhig. „Das Ende, Lena, das gibt erst den Ausschlag."

„Sie war dem anderen gegenüber nun wehrlos und quälte ihn, weil ihr selber das Gewissen keine ruhige

Stunde mehr ließ, und als die Katastrophe eintrat, ihr Mann von ihrer Schuld erfuhr und ihr verzieh, da kam die Scham mit solcher Gewalt über sie, daß sie freiwillig in den Tod ging. Die arme — arme Frau! Was mußte sie leiden, bis sie zu diesem Entschlusse kam."

„Du bedauerst nur immer die Frau", sagte der Stabsarzt ruhig, „hast du denn schon an den verratenen Ehemann gedacht?"

„Der? . . ." Sie stockte. — Hatte der nicht Ähnlichkeit im Charakter mit Rudolf? Sie preßte die Finger im Schreck gegen die Lippen, als ihr das plötzlich zum Bewußtsein kam. „Der war eine ruhige Natur und wird sich trösten," sagte sie endlich, da des Doktors Augen gespannt an ihren Zügen hingen.

„Und eine andere nehmen, nicht wahr! — Wenn er die Frau aber so heiß geliebt hat, daß sein Leben nun zerbrochen ist, was dann? — Er ist doch bei der Sache in jedem Falle der Schuldlose."

„Aber sie", sagte Lena und stützte den Kopf in die Hand. „Nicht auszudenken, wie sie gelitten hat! Ein Mann kennt die Frauenseele nur so wenig, weiß gar nicht, was in ihr steckt, wie sie leiden kann! — O Rudolf, die Frau ist immer die Bemitleidenswerte in solchen Dingen!"

„Reg' dich nicht auf, Kind," sagte der Stabsarzt. „Iß und laß jetzt die ganze Geschichte. Hätte ich gewußt, daß es dich so packen würde, hätte ich dir kein Billet besorgt. Aber —", er langte nach der Zeitung, die neben ihm lag, — „sieh, Lening, das Leben dichtet auch, — nur anders! Denn die Geschichte, die du da erzählst, hat hier ein Gegenstück; der Mann forderte den Schurken, der ihm sein Weib gestohlen. Ein Knall irgendwo — und ein

Toter liegt stumm am Boden, einer, der bis dahin redlich seine Pflicht getan, nach besten Kräften für Weib und Kind gesorgt hat, von seinen Mitbürgern geachtet war und kaum jemals im Leben etwas Böses tat."

Lena fuhr mit beiden Händen an die Schläfen.

„Und die Frau?" fragte sie wie geistesabwesend.

„Ja, was weiß ich von der Frau! Vielleicht ist sie ein hysterisches Frauenzimmer, das sich noch in die Tragödie um ihretwillen vorteilhaft drapiert; vielleicht zermartern sie jetzt Selbstvorwürfe, oder es ist die Existenz der ganzen Familie durch den Tod des Ernährers zerstört, — was weiß ich! — Den Mann kannte ich, die Frau nicht."

Gerhard saß stumm in sich zusammengesunken und starrte in das Leere. Ja, die Lebenstragödien! Wie waren sie doch so grausam, hart und schwer. Das, was hinter dem Vorhang blieb, war vielleicht das Härteste. Dann hob sich ab und zu ein Zipfel, dann sah man erst, was sich wirklich dahinter verbarg. Er hatte noch nichts derartiges miterlebt, wollte es auch nicht. Um Gott, nein! Es würde ihn zerbrechen. Aber Rudolf sah aus, als ob ihm auch diese Seite des Lebens nicht fremd war.

„Die Frau mag innerlich komplizierter sein, ich gebe es in Gottes Namen zu", sagte der Stabsarzt und goß sich noch ein Glas Bier ein, „aber für ihre Torheiten müssen doch meist die Männer die Kastanien aus dem Feuer holen, das sollte sich nur jede, die dazu neigt, vorher immer klar machen. Selbst für eine Unwürdige schlagen wir gegebenenfalls jeden Augenblick unser Leben in die Schanze. Wir sind konkreter, daher sind wir euch über."

Er stand auf und streichelte Lenas Haar.

„Nun aber Schluß mit all dem Tragischen. Komm zu Bett, Schatz, und das nächstemal gehst du mir ins ‚Weiße Rößl' hörst du, dann wird dir das Abendbrot schmecken, und du wirst gut schlafen. Warum sich immer Trübseligkeiten in die Ohren blasen lassen?! Gute Nacht, Gerhard."

* * *

Ein mächtiger Sturm brauste über den Strand, warf die Wellen fast bis auf die Promenade, auf der im Sommer die Badegäste spazierten, knickte starke Baumäste in den Anlagen und ließ die See brüllen wie eine Herde wilder Tiere.

Die Flammen der Laternen vor dem Offizierskasino flatterten ruhelos hin und her. Drinnen stand Napoleon mit besorgter Miene mitten im festlich geschmückten Saale. Es war der erste Ball dieses Winters, den das Offizierskorps gab, und man erwartete Mündes ganze Elite.

„Es wird sich doch durch das Unwetter niemand abhalten lassen?" sagte er besorgt, während er dem Rangieren der Musiker mit den Augen folgte. „Ich wäre geradezu außer mir, und es wäre auch ein schlechtes Omen für den ganzen Karneval," — Napoleon zeigte sich gern abergläubisch wie sein großer Namensvetter.

„I woher denn," meinte Kunert phlegmatisch, „in Münde hat man doch nicht so große Auswahl an Vergnügen, um nach einem bißchen Wind zu fragen."

„Bißchen Wind! Na hören Sie mal! — Außergewöhnlicher Sturm. Wer solchen Ast auf den Kopf bekommt, wie ich vorhin in den Anlagen brechen sah, der hat nichts mehr zu lachen," meinte Napoleon grimmig. „Und das gerade heute!"

Aber da sah er schon die ersten Ankömmlinge. Die Damen eingewickelt bis über die Ohren, die Herren fluchend, — und seine Laune hob sich blitzschnell.

Nach einer halben Stunde war auf der Treppe, im Gang und in der Garderobe ein buntes Gewoge, das allmählich nach den Vorzimmern und dem großen Saale abebbte. — Alle hatten sich eingefunden, trotz des Aufruhrs in der Natur.

Zum erstenmal in ihrer sechsjährigen Ehe hatte der Stabsarzt seiner Frau Verschwendung vorgeworfen, als er sie in den blaßblauen Chiffonwogen neben sich herschreiten sah, denn sonst forderte jeder Winter ein neues Kleid, diesmal aber sah er schon das zweite. Lena lächelte. Sie wollte schön sein und wußte sehr gut, daß es ihr gelungen war.

Aber auch die anderen Damen hatten das ihrige getan; es war wie ein stummes Rennen zwischen ihnen gewesen. Die Amberg besonders machte Sensation. Sie trug ein großes, funkelndes Schmuckstück am Leibchen, einen prachtvollen Schmetterling aus Perlen und Brillanten, dem man seine Kostbarkeit schon von weitem ansah. Niemand als sie allein wußte, wie schwer sie sich den gegen die Vernunftgründe ihres Verwalters errungen, den der enorm hohe Preis erschreckt hatte. Das Geld hätte besser angewandt werden können. Aber nun besaß sie ihn! Der Triumph über den Neid der anderen gab ihren Wangen erhöhte Farbe, ihren Augen helleren Glanz. Sie wußte, daß da kaum einer war, der den Schmuck nicht im stillen abschätzte.

„Echt?“ fragten die Herren und zogen die Stirne hoch.

„Echt!“ bestätigte jedesmal Herr von Sahr mit einem melancholischen Lächeln, denn er hätte dafür gern den Pferdestall neu decken lassen, und das mußte nun unterbleiben.

Thekla Amberg brachte ihren Verwalter als Reserveoffizier und früheren Gutsbesitzer jedesmal zu den offiziellen Münder Festlichkeiten mit und zeigte sich dann sehr liebenswürdig gegen ihn. Sie wußte, daß er ihr und Storkow sehr ergeben war, ob aber diese Ergebenheit infolge des täglichen Zusammenseins mit ihr zur Liebe herangereift war, — das wußte sie nicht, war jedoch manchmal neugierig darauf.

„Sehen Sie, wie ich beneidet werde?“ fragte sie ihn im Vorübergehen mit blitzenden Augen. „es freut mich doch, daß ich diesmal recht töricht war.“

Sie lachte und sah ihm dann prüfend nach, als er, von Oberst Gilles angerufen, zu diesem trat. Im Frack machte er eine gute Figur und gefiel ihr. — Dann sah sie sich weiter um, — Enna fehlte noch.

Sie plazierte sich möglichst nahe der Türe, verkroch sich fast hinter der dicken Schmidt, und als er endlich eintrat, ging sie gleich auf ihn zu.

„Ich habe Ihnen die Polonaise aufgehoben,“ sagte sie, und ihre Augen bekamen wieder das heiße Glimmen. das er nun schon kannte.

„Fast zuviel Gnade, Gnädigste. Es hat an einem Haar gehangen, daß ich überhaupt kommen konnte.“

„Warum?“ fragte sie in leisem Ton und fühlte, daß ihr schwindlig wurde.

„Familienangelegenheiten!“ sagte er kurz. Er konnte ihr doch nicht erzählen, daß ein unbequemer Gläubiger ihn

aufgesucht und ihm so arg eingeheizt hatte, daß ihm fast die Lust zum Tanzen vergangen war.

Sie riß plötzlich mit Gewalt ihren Arm aus dem seinen.

„Die kennt man ja!" sagte sie noch über die Schulter zurück, ehe sie ihrem Vordermann folgte.

Enna war geärgert. Wie kam die Amberg zu dieser Art und Weise? Glaubte sie schon ein Anrecht an ihn zu haben, weil er einen Flirt mit ihr begonnen? An dem trugen sie wohl beide gleiche Schuld. Und doch kam ihm wieder der Gedanke: heirate sie, und du bist für die Zukunft wohl aufgehoben, all deine drückenden Verbindlichkeiten haben mit einem Schlage ein Ende.

Sie war zwar heftig und leicht gereizt, aber er würde sie schon zwingen; das war das Geringste. — Da stand sie wieder neben ihm, und unwillkürlich drückte er ihre Hand fester.

„Sie sind also wieder gut?" fragte sie im Tone eines reuigen Kindes und sah zu ihm auf.

„Gar nicht!"

Da lachte sie lustig. „Aber den heutigen Abend lasse ich mir doch nicht verderben," setzte sie übermütig hinzu. Und als er nun auch lächelte, und der finstere Zug allmählich aus seinem Gesicht verschwand, — da stand er in einer der verschlungenen Touren gerade Lena gegenüber. Ihr Gesicht war marmorkalt und blaß, sie sah über ihn weg, als wäre er Luft.

„Ich muß sie nachher um jeden Preis sprechen," dachte er erregt. „Was denkt sie sich denn eigentlich? Wenn ich die Amberg haben wollte, die bekäme ich ja jeden Tag!"

Und dann sah er dem zarten, blauen Gewoge nach und wußte für einen Augenblick nicht, daß seine Augen

einen Ausdruck qualvoller Sehnsucht trugen. Thekla aber sah es.

„Woran dachten Sie eben?" fragte sie zornig. „Sie sehen plötzlich so anders aus, so wie ich Sie gar nicht kenne."

„Weiß ich es! Vielleicht daran, daß es hier sehr voll und heiß ist, und" ... Da setzte der Walzer ein, er umfaßte sie und wirbelte mit ihr davon.

„Ich muß es erfahren", dachte die Amberg, von Eifersucht verzehrt, „und dann ...! — Niemand soll mir in den Weg treten —"

Der Stabsarzt saß beim Skat. Da er kein Tänzer war, sicherten sich Gilles und Weißbach gleich den willkommenen Dritten. Das wußte Lena und sah sich daher gar nicht mehr nach ihm um.

Sie steckte nun wieder mitten im Kreise der ihr bekannten Damen, so daß kein Ankommen an sie war.

„Ich könnte ebensogut sechzig statt sechsundzwanzig Jahre sein," dachte sie bitter, als die Paare an ihr vorüberwirbelten, „es wäre genau dasselbe, denn es kümmert sich ja doch niemand um mich." Ihre Augen suchten Enna; er tanzte mit Suse Lutter, die lachend zu ihm aufsah.

„Allen widmet er sich, allen!" dachte sie traurig, „nur ich muß zusehen, und — es ist ja auch so am besten, ich selbst habe es so gewollt."

Sie warf den Kopf hoch, als schüttele sie eine Last von sich. — Da kam Enna und holte sie zum Tanze. Sie folgte ihm, fühlte seinen Arm um ihrer Taille, spürte sein klopfendes Herz und war in den nächsten Minuten der Erde entrückt.

„Ich habe dich lieb, Lena,“ sagte er in ihr duftiges Haar hinein, „so lieb, daß ich fast daran zugrunde gehe!“

Sie gab keine Antwort; aber er fühlte das weiche Nachgeben ihres Körpers und preßte sie an sich. Als der Tanz zu Ende war, promenierte er mit ihr im Saale, die Gelegenheit war günstig wie nie.

„Ich erwarte dich morgen auf der Mole, Lena,“ sagte er, halb bittend, halb befehlend, „ich muß dich manchmal allein haben.“

Sie sah zu ihm auf.

„Und die Amberg?“ fragte sie.

„Ich muß doch einen Deckmantel haben, siehst du das nicht ein? — Jetzt werde ich ihr erst recht auf Tod und Leben den Hof machen. Wenn ich mich dann manchmal dir gegenüber vor den Leuten etwas vergesse, wie eben jetzt, werden sie weniger darauf achten!“

„Es ist ein gewagtes Spiel, Raoul.“

„Gefahren haben mich immer gereizt, anstatt mich zu verjagen. Aber du hast recht, wie hinter tausend Mauern steckst du! — Da sucht dich schon wieder dein Schwager, — alle Mauern aber werden mich nicht zurückhalten.“

Das Sieghafte lag wieder in seiner Stimme, sie wußte, auch in seiner Haltung, in den strahlenden Augen. Gegen diese Sieghaftigkeit war sie machtlos; nicht einmal ein Wort der Angst wollte über ihre Lippen. Es war doch so süß, einem Menschen soviel zu sein! —

Er neckte sich erst übermütig ein Weilchen mit Gerhard, dem er den nächsten Tanz überließ, während er so lange in das Spielzimmer trat.

Da saßen die drei Männer, ganz vertieft in ihre bunten Blätter. Das Leben mochte inzwischen ruhig vor-

überbrausen, es störte sie nicht. War das Interesse, das auf ihren Gesichtern lag, nun ein Zeichen von Intelligenz oder vom Gegenteil? Er selbst war kein Spieler. Ihn bewegte auf Erden nichts anderes als das Weib in all seinen Spielarten; aus diesem Bronnen der Lebenskenntnis hatte er reichlich geschöpft. Und doch war das Gefühl, das ihn zu Lena zog, ein tieferes und besseres als alle anderen zusammen. Noch fühlte er den Duft ihres Haares, die leichte Last ihres Körpers, und seine Augen suchten sie im Saale.

„Was für ein aufmerksamer Beobachter Sie sind, Herr Hauptmann!“ sagte Reppo, der unbemerkt neben ihn getreten war. „Darf ich fragen, wohin sich Ihre Aufmerksamkeit gerichtet hat?“

„Auf nichts Bestimmtes, ich verglich nur eben im Geiste.“

„Zu Ungunsten Mündes?“

„Das will ich nicht einmal sagen.“

„Herr Hauptmann sind sehr tolerant.“

„Wer weiß! — Aber schließlich wird überall mit Wasser gekocht. Frau Doktor Heindorf ist zum Beispiel eine ganz brillante Erscheinung, die auch in jeder Großstadt bemerkt werden würde.“

„Und Frau Amberg ebenfalls.“

„Auch! Vielleicht noch um eine Nuance moderner, weil sie die Linie hat. Ich muß offen gestehen, ich persönlich mache mir wenig aus der Linie.“

„Ich auch nicht.“

„Dann wären wir ja einig.“ Er schlenderte langsam in den Saal zurück. Reppo hatte den Zauber gebrochen, der bis jetzt um ihn gewesen war. Er sah Lena zwischen

der dicken Schmidt und der noch pompöseren Konsulin Fritsche sitzen. Sie sprach nicht, sondern suchte auch mit den Augen nach ihm, und da plötzlich, in diesem Moment, kam es ihm zum lähmenden Bewußtsein, wie aussichtslos und gefährlich seine Gefühle für sie doch waren. Er mußte sich mehr zurückhalten, nicht dem Herzen und Temperament die erste Stimme lassen. So ging er zu den Gillesmädchen. —

Gerhard sah mit Staunen, daß Lena dankte, als Reppo sie zum Walzer holen wollte, obgleich sie mindestens eine Viertelstunde gesessen hatte, also vollständig ausgeruht sein mußte.

Daß der flüsterte: „Also noch nicht vergeben, Bild ohne Gnade!" hörte er nicht, sah aber das stolze Heben ihres Kopfes und einen kalten abweisenden Ausdruck in ihrem Gesicht, der sie nicht kleidete.

„Warum?" fragte er sich mit energischer Parteinahme für den Kameraden, „das ist doch kleinlich von ihr, ihn hier bloßzustellen; ich muß ihr das sagen, denn ein todeswürdiges Verbrechen wird er wohl kaum begangen haben."

Er stellte sich Reppo in den Weg und sah, daß dessen glattrasiertes Gesicht einen anderen Ausdruck als sonst hatte, die Backenmuskeln sprangen auf und nieder, weil er so heftig die Zähne zusammenbiß. — Da mochte er nicht fragen.

„Ihre Schwägerin hat mir eben einen Korb gegeben," sagte Reppo, anscheinend ganz ruhig, „sahen Sie es auch?"

„Ja. Ich weiß nur nicht warum?"

Reppo lachte auf, es klang unfrei und gequält.

„Was soll man dabei tun?" meinte er, die Achseln zuckend, — dann schloß er sich den Gillesmädeln an.

Gerhard nahm sich vor, seiner Schwägerin Vorhaltungen zu machen, deshalb setzte er sich gleich neben sie.

„Was hat Reppo eigentlich verbrochen?“ fragte er mit einem Beiklang von Empörung, den sie sehr gut heraushörte. „Warum hast du nicht mit ihm getanzt?“

„Es war eine Unverschämtheit von ihm, mich aufzufordern.“

Ihre Augen sprühten; eine ganz andere Lena, als er bisher gekannt hatte, trat ihm entgegen.

„Hat er dir irgend etwas angetan, — dann muß es sehr schwer gewesen sein, wenn du so schroff gegen ihn sein kannst.“

„Frage ihn“, sagte sie immer noch erregt, „er ist ja wohl dein Freund.“

„Ich hoffe, daß er es ist. — Allerdings — wenn zwischen euch etwas Ernstes stünde, — — sage es mir, Lena.“

„Mag er es tun, wenn du neugierig bist. Eure Freundschaft braucht nicht durch mich gestört zu werden. Ich schütze mich schon selbst.“

„Hattest du dich zu schützen?“

Er wußte, daß Reppo immer und überall seine Vorliebe für Lena betonte, daß aber niemand dies öffentliche Geständnis ernst nahm. Immerhin — — —

Sie berührte ihn leicht mit dem Fächer.

„Sei kein Kindskopf, Gerhard! Geh tanzen! Du bist auch so ein schwerblütiger Mensch, der immer auf den Grund will. Dein Maßstab ist für alles zu groß. Die Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten aber, die uns umgeben, machen das Leben aus.“

Hauptmann Baginski kam, und sie trat mit ihm zum Tanze an, während sich Gerhard zu Reppo gesellte.

„Warum gab Ihnen meine Schwägerin vorhin einen Korb?“ fragte er scheinbar gleichgültig, aber die Verstellung gelang ihm schlecht.

„Hat sie es Ihnen nicht gesagt?“

„Nein, sie wies mich an Sie.“

„Frauen! Frauen!“ sagte Reppo nachdenklich. „Wenn man aus euch klug werden könnte!“

Aber Gerhard sah, daß das sonst so kühle Gesicht des Kameraden seine Ruhe immer noch nicht wiedergefunden hatte.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Heindorf, ein anderes Mal stehe ich Ihnen gern zur Verfügung, aber jetzt bin ich gerade im Begriff nach Hause zu gehen.“

„So früh?“ Gerhard war wie vor den Kopf geschlagen.

„Ja! Teilen Sie das, bitte, Ihrer Frau Schwägerin mit, und sagen Sie ihr, daß ich ihres Korbes wegen gehe; das wird sie sehr freuen.“

Gerhard geriet ganz außer sich, Reppo aber legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Es ist nichts Unverzeihliches, was zwischen uns steht,“ sagte er mit leisem Lächeln, „wenn Sie nachsichtig sind, können Sie es eine Dummheit, oder höchstens eine Unverschämtheit nennen, nicht mehr. Na, nun büße ich eben dafür. — — Der anständige Kerl in mir würde nicht leiden, daß ich mit Ihnen so verkehrte, wie ich es tue, wenn es ein Verbrechen wäre, — da könnte ich Sie noch so gerne haben! — Immerhin hat Frau Lena recht. Einmal werde ich es Ihnen erzählen, vielleicht — nein, gewiß! — Aber heute nicht. Gute Nacht, Heindorf, und noch viel Vergnügen!“ — —

„Nun?“ fragte Lena spöttisch, als sie später ihren Schwager traf, „hast du dich mit deinem Freunde versöhnt?“

„Er ist gleich nach Hause gegangen.“

Reppos Bestellung mochte er doch nicht ausrichten, aber er begriff Lena einfach nicht.

„So?“ — machte sie gedehnt. „Weshalb kümmert er sich eigentlich nicht um die jungen Mädchen?“

„Er verehrt dich sehr, Lena, das kannst du mir auf mein Wort glauben.“

Sie hörte ihm nicht mehr zu, Enna stand wieder vor ihr. Seit Jahren hatte ihr kein Ballabend soviel Glanz und Freude gebracht, wie der heutige. Es kam ihr vor, als wäre das gar nicht Münde, als wäre es ein Traumland, in das ihr der Geliebte ihrer Jugend Eingang verschaffte. Sie atmete tief und schwer. —

Nach Mitternacht trat der Doktor plötzlich auf die Schwelle der Saaltür und winkte seiner Frau. Sie kam gleich.

„Lena“, sagte er eilig, „soeben werde ich abgerufen. Ein Mann ist von einem Pferde geschlagen worden, aus den Berichten habe ich nicht entnehmen können, wohin der Hufschlag getroffen. Ich muß also fort, komme auch nicht wieder her, sondern gehe gleich nach Hause. Petermann ist um vier Uhr bestellt, und zum Schutze hast du ja

Sie faßte impulsiv ihres Mannes Arm. „Laß mich nicht allein, Rudolf.“

Er lachte sie aus; aber sie folgte ihm in die Garderobe, immer mit dem dumpfen Empfinden, daß sie etwas an ihm gutzumachen habe.

Die Musik schwieg gerade, und so hörte man hier auch wieder das Brausen und Toben der See, das Rasen des Sturmes, das Prasseln der Äste. Sie faßte ängstlich seinen Arm.

„Ich bitte dich, Rudolf, gehe nicht durch die Anlagen; es ist ja ein wüstes Wetter, und wie leicht kann dir etwas passieren."

„Unsinn, Lena." Er streichelte ihr Gesicht und küßte sie herzlich. „Geh wieder hinein und erkälte dich nicht, zum Ängstigen ist kein Grund da."

„Doch, Rudolf."

Ihr noch einen Gruß zunickend, ging er schnell hinaus, das Herz warm, weil seine Frau so besorgt um ihn war. Ja, Lena! Seine Lena! Ihre Ehe war wirklich eine glückliche und zufriedene. — —

Als Lena zurückkehrte, lehnte Hauptmann Enna gegen den Türpfosten und sah ihr spöttisch entgegen. Er war also Zeuge des Abschiedes der Gatten gewesen, und helles Rot stieg einen Augenblick in ihr Gesicht.

„Wie erhebend!" sagte er voll Hohn, indem er sich ihr in den Weg stellte. „Ein bißchen Wind, ein paar knackende Zweige, — und schon fürchten Sie für sein Leben."

Sie hemmte ihre Schritte und sah zu ihm auf. „Warum soll man nicht um etwas Liebes bangen? — Es ist so natürlich!"

„Ja wenn Herz und Seele voll davon sind. Ich weiß, wenn es sich um Gefühle handelt, sind die Frauen merkwürdig anpassungsfähig."

„Ihre Frauen!" sagte sie etwas verächtlich und dachte an die lange Reihe, die hinter ihm stehen mochte, und die ihn diesen Ton gelehrt.

„O nein, Frauen überhaupt.“

Er sah sich nach allen Seiten um, niemand war in der Nähe, — da beugte er sich vor, blickte ihr tief in die Augen und flüsterte: „Bist du nicht der beste Beweis? — Erst hast du mich geliebt, dann jenen geheiratet — jenen!“ Er lachte lautlos vor sich hin. „Und dein Herz hängt nun an ihm.“

„Er hat mich lieb,“ sagte sie gequält, „und ich bin die Mutter seiner Kinder.“

„Und doch stehe ich dir näher,“ flüsterte er heiß.

„An einer anderen Stelle.“

„Bin ich der erste oder der zweite?“

Sie deckte einen Augenblick die Hand über die Augen.

„Ich weiß das nicht, — es ist schrecklich! Peinige mich nicht so, Raoul!“

Sie ließ ihn stehen und ging davon. Er sah ihr mit quälenden Gefühlen nach. War er etwa eifersüchtig auf den Mann? — Er hätte gerne bei dem Gedanken gelacht, statt dessen aber sah er so finster aus, daß die Amberg erstaunt zu ihm trat. —

Lena verschanzte sich für den Rest des Balles zwischen der dicken Schmidt und der Konsulin. Sie sehnte das Ende herbei. Ihr Frohgefühl, ihre Lebensfreude war mit einem Male verflogen; am liebsten wäre sie jetzt allein gewesen.

Was dachte Enna? War sie nicht in seinen Augen eine nichtswürdige, zwiespältige Frau, die über sich selbst ganz im Unklaren blieb?

Ihr Mann hatte einmal gesagt: „Ein Mensch, der sich selbst ganz klar ist, wird auch stets den rechten Weg finden“, sie aber war eine schwache Natur, die eine starke Hand brauchte.

„Wie abgespannt Sie aussehen, Frau Doktor,“ sagte die Schmidt mitleidig, „und wie man Ihnen gleich die Ermüdung ansieht! Es ist auch reichlich spät, und ich denke, wir können allmählich an den Aufbruch denken.“

„Petermann ist da,“ sagte Gerhard, zu seiner Schwägerin tretend, und aufatmend folgte sie ihm. Enna sah sie nirgends.

* * *

„Am liebsten möchte ich gar nichts mehr mitmachen,“ sagte Lena am anderen Morgen zu ihrem Manne, „diese Vergnügungen sind so unsinnig.“

Er sah sie erstaunt an.

„Aber Kind, was fehlt dir denn? — du hast doch für so eine alte Frau erstaunlich viel getanzt und sahst hübscher aus, als die anderen. Solche Gedanken bin ich an dir gar nicht gewöhnt; dazu ist es auch noch zu früh, Lening.“

„Wenn ich aber möchte,“ beharrte sie eigensinnig, und ihre Wangen flammten. „Du machst dir doch auch nichts daraus, Rudolf.“

„Allerdings nicht. Aber so aus dem Rahmen herausfallen dürfen wir nicht, Kind, das ginge nicht an; man würde mich schließlich als selbstsüchtigen Tyrannen verschreien.“

Ihre braunen Augen schimmerten feucht.

„Erinnere dich daran, Rudolf, daß ich es war, die freiwillig auf alle Geselligkeit verzichten wollte.“

Er lachte. „Wie tragisch das klingt! Und nur, weil du etwas angegriffen von gestern bist. Petermann kann ja für die Folge eine Stunde früher bestellt werden, das will ich dir gerne zugestehen.“

Sie kehrte sich seufzend ab. Er ahnte nicht — wenn sie ihm jetzt alles sagte? ... Aber ein Schauer überrann sie schon bei dem bloßen Gedanken, und dann war sie es auch Enna schuldig, daß sie schwieg. Sie mußte kämpfen! Niemand konnte ihr gegen sich selbst helfen — als sie allein.

Es war ihr schon ein Trost, daß sie eben wenigstens einen Versuch gemacht hatte; auch war sie fest entschlossen, heute nicht auf die Mole zu gehen, mochte kommen, was da wollte. Sie ersehnte sich heftig einen Schild dagegen.

Und der kam wirklich, unerwartet, ungerufen.

Suse Lutter erschien bei ihrer lieben Frau Doktor, um das gestrige herrliche Fest zu besprechen. Wäre Lena aufmerksam wie sonst gewesen, hätte sie wohl den Ton gehört, auf den Suses ganzes Gespräch gestimmt war, und der durchaus: Leutnant Wendt hieß. Aber sie war unaufmerksam, flocht nervös die Finger ineinander und dachte unausgesetzt darüber nach, ob Enna nun wirklich auf der Mole sei, ob er wartete und wie lange. Nun würde er ihr mit Recht böse sein, und sie konnte doch nichts dafür. Zum Glück bemerkte Suse ihren Gemütszustand nicht. Als sie endlich ging, war sie froh, ihr Herz erleichtert zu haben, ohne zu ahnen, daß Lena jetzt mit dem quälenden Gedanken ruhelos durch alle Zimmer ging:

„Was soll ich tun? — Nun ist er mir böse! — Er wird nach Storkow gehen, und ich konnte doch nichts dafür.“

Sie setzte sich in ihren grünen Erker und starrte auf die einsame Allee mit wehem, müdem Herzen.

* * *

Ein paar Tage später war Reppo zu Gerhard auf sein Zimmer gekommen. Zum ersten Male. Gerhard freute sich sehr und hätte gern alles getan, es seinem Gaste behaglich zu machen. Aber Reppo wollte davon nichts hören.

„Ich bin hier bei Ihnen, lieber Heindorf, und nicht bei Frau Lena, lassen Sie uns ein paar Zigaretten rauchen und dann halten Sie Ihr Wort."

Er ging aber doch umher, blickte zum Fenster hinaus, sah alles an und blieb dann vor Lenas Bild stehen, das er lange betrachtete.

„Es ist gut", sagte er endlich, „und daß Sie ihm einen solchen Platz gegeben haben, zeigt mir, wie Sie sich zu ihr stellen."

Gerhard wurde rot.

„Ich schätze sie sehr hoch," sagte er endlich.

„Ach nein, das nicht allein! Sie sind ehrlich und echt in sie verliebt, Heindorf; davon bin ich längst überzeugt gewesen. Und so eine erste Liebe brennt heimlich und durchwühlt die Adern; ich kenne das. Es ist der Frühling der Gefühle. Aber schließlich kommt doch noch etwas anderes. Und aus solcher Liebe wird dann echte Freundschaft, während sich das Herz einer zweiten zuwendet."

Gerhard biß sich auf die Lippen; es empörte ihn, daß Reppo so ruhig von etwas sprach, das manchmal so stark in ihm aufzitterte, daß es ihn mit Schrecken erfüllte. Der hatte also doch wohl keine Ahnung, wie seine Seele dem Weibe an sich gegenüber stand; er hatte den Kameraden doch wohl zu hoch taxiert. Jetzt tat ihm sein Versprechen leid, er suchte es hinauszuschieben. Aber Reppo setzte sich so selbstverständlich in das Sofa, rauchte und wartete, daß

Gerhard endlich nach einem Hefte griff und ohne ein weiteres Wort seine Verse vorlas.

Er selbst hatte kein Urteil darüber, ob sie gut oder schlecht waren; er gab nur, was ihn durchglühte.

Reppo aber horchte erstaunt auf. Das war die dunkle, schwerblütige Poesie eines echten Dichters, der ins Tiefste schneidet und grübelt, die Poesie eines einsamen Mannes. Sie ergriff ihn. Ganz still verhielt er sich, auch noch, nachdem Gerhard geendet und ihn mit brennenden Augen ansah.

„Jetzt verstehe ich erst, daß Sie durch Ihre Stellung in Kreise geraten sind, in die Sie Ihrer Veranlagung nach nicht passen," sagte er endlich. „Sie haben recht, daß Sie darüber schweigen, was Ihnen das Herz aufwühlt. Aber, wenn Ihr Bruder wüßte, was Sie können, ob er Ihnen dann nicht doch das Recht gäbe, sich selbst zu leben?"

Gerhard schüttelte den Kopf.

„Es genügt mir schon, wenn ich mich zuweilen absondern kann, Anerkennung brauche ich nicht. Zu Ihnen zog es mich, — ich weiß nicht warum. Aber glauben Sie nicht, daß man mich hinter meinem Rücken auslachen würde, wenn man wüßte, was den Träumer eigentlich beschäftigt? — Sie schweigen, Reppo! Sie werden schweigen!"

„Zu jedem! — Aber halten Sie es nicht für unrecht, so sein Pfund vergraben zu wollen, wie Sie es vorhaben?"

„Nein. Vom Dichten kann man nicht leben; ich aber nehme das dazu Notwendige von meinem Bruder, da ist es meine Pflicht, auf dem Wege weiterzugehen, den er will."

„Und Frau Lena?"

Gerhard preßte die Lippen zusammen.

„Glauben Sie, ich könnte vor der so in mein Herz hineinleuchten? — An den heißen Worten würde ich ersticken und mich schämen."

Reppo schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, Sie haben mich auch überschätzt, Heindorf, denn Sie stehen vor mir wie ein geheimnisvolles Rätsel, und was Sie auch täten, mich würde nichts wundern, an nichts würde ich deuteln."

„Ich hoffe, ich schaffe es mit der Akademie," sagte Gerhard nach einem Weilchen; „es würde mich doch sehr betrüben, wenn ich nichts erreichte, denn ich plage mich ehrlich."

„Und etwas Herrliches geht dabei zugrunde! Ich weiß nicht, ob Sie recht tun, Heindorf." Er schlug die Bücher auf, die da lagen, und blickte hinein. „Ich hätte alle Ursache, etwas ernster mit meinem Leben umzugehen; ein bißchen Streben, ein bißchen Ehrgeiz gibt Farbe und Licht, wenn es nun mal mit der Liebe nichts ist. Seekuhn und die anderen halten natürlich alles dafür, was ihnen einmal das Blut ein bißchen warm macht."

Er beugte hastig den Kopf vor, in sein Gesicht trat ein horchender Zug.

„War das nicht eben das Lachen ihrer Schwägerin?"

„Ja."

„Und Sie können hier sitzen und darauf warten, Sie Glücklicher! Man könnte ja neidisch werden, was Ihnen alles mit verschwenderischer Hand gegeben ist! Aber Ihre einzige, große, tiefe Liebe wird doch immer nur die

Poesie sein, das weiß ich jetzt und bin nicht mehr eifersüchtig auf Sie."

„Auf mich?" Gerhard war ganz außer Fassung.

„Nicht auf Ihre Person, das versteht sich ja von selbst, — nur auf die Stellung, die Sie in diesem Hause einnehmen dürfen, Heindorf."

Ein Weilchen zögerte der andere noch, dann fragte er offen:

„Was steht eigentlich zwischen Ihnen und meiner Schwägerin? — Sie sind ein Mensch von anständiger Gesinnung, ich begreife es daher gar nicht."

„Selbst der anständigste Kerl kann sich manchmal wie ein Schuft benehmen." Reppo preßte die Mundwinkel ein. „Wohl Ihnen, Heindorf, wenn Ihnen Ihr ungebärdiges Blut noch niemals einen Streich gespielt hat, wegen dessen Sie sich nachher hätten ohrfeigen mögen! Blut ist heiß und rot, — und manchmal ist es uns doch über — trotz aller Erziehung, allen Willens."

Gerhard wurde schwül, diese heftigen Anklagen erschreckten ihn. Sollte er wirklich den eben erst gewonnenen Freund wieder verlieren? — Abwehrend hob er die Hand, aber vergeblich.

„Es ist schon besser, Sie wissen alles", sagte Reppo und strich sich über das Gesicht, „ich glaube, ich bin Ihnen das schuldig. Und dann ist auch die Phantasie nie geschäftiger und lügenhafter als im Ausmalen verschwiegener Dinge. Die Wahrheit ist besser, gesünder."

Gerhard trat an das Fenster und sah hinaus, ohne etwas zu sehen; Reppo blieb im Sofa sitzen. Die kurze Pause legte sich lähmend zwischen beide, so daß Gerhard glaubte, er müsse ersticken. Dann begann Reppo:

„Von der ersten Stunde an, da ich Ihre Schwägerin sah, war ich unsinnig verliebt in sie. Na, das kann vorkommen! Ich war ein junger Mensch, und sie hat was, was Männer reizt und um den Verstand bringt. Daß sie sich nichts aus mir machte, genierte mich nicht, meine Glut reichte für uns beide. Natürlich sagte ich ihr nie ein Wort. Sie ist ja eine Dame. — Aber an einem Ballabende, beim Walzer, übermannte es mich, riß mich hin, machte mich toll! — Ich küßte sie während des Tanzes leise auf ihr wundervolles, schaumiges Blondhaar, an das ich Tag und Nacht in halber Verrücktheit dachte. Sie fühlte es — gegen meinen Willen — machte sich sofort aus meinen Armen frei, und seitdem — — — nun seitdem verbannt sie mich, wo und wie sie nur kann.

Das war vor vier Jahren! —

Und aller Vernunft zum Trotz liebe ich sie noch ebenso, heute, jede Stunde! — Nun können Sie mich entweder auslachen, Heindorf, oder mir eine Kugel in den Kopf schießen, ich bin zu allem bereit."

Aber Gerhard regte sich nicht. Ein furchtbarer Schmerz schnürte ihm die Brust zusammen, ein so heftiger Schmerz, daß er ihm jeden Gedanken nahm. Hinter ihm saß Reppo still in seiner Sofaecke, etwas vorgebeugt, die Hände zwischen den Knien und sah nicht einmal auf.

Wieder hörte man in die tiefe Stille hinein Lenas Lachen und jauchzende Kinderstimmen. Da sagte Reppo langsam:

„Der eine geht so, der andere so — an den Frauen zugrunde. Ohne Wundmale bleibt wohl keiner. Und warum wollen wir uns auch dagegen auflehnen? Es ist trotz alledem die größeste Süßigkeit des Lebens. Nun — ist es aber Zeit, daß ich gehe."

Er stand auf und trat Gerhard gegenüber; einen Augenblick sahen sie sich beide prüfend an, dann reichten sie sich impulsiv die Hände. Gerhards Augen sagten: „Ich vertraue dir!“

Und die Augen Reppos antworteten nur mit einem wehmütigen Lächeln. —

Diesen Abend blieb es lange, lange in Gerhards Zimmer dunkel. —

* * *

Enna hatte jetzt öfter die Vorhänge an seinen Fenstern herabgelassen, und allmählich war man sich in Münde über die Bedeutung dieser Maßregel ganz klar geworden. — Aber man verzieh ihm. —

Seit jenem nicht eingehaltenen Rendezvous hatte Lena ihn nur ein einziges Mal gesehen, und es war gekommen, wie es kommen mußte.

Sie ging mit den Kindern, als er ihr begegnete und hart vor ihr stehen blieb.

„Soll ich mich bedanken für das Warten, gnädige Frau? Ich glaube, ich habe eine herzlich komische Figur abgegeben, als ich sinnlos auf der Mole umherlief.“

„Suse Lutter besuchte mich. Mein Mann war zu Hause, ich hatte keinen Grund fortzugehen, ohne Befremden zu erregen; ich bin nicht frei, Hauptmann Enna.“

„O, daß weiß ich ja, das weiß ich! Sie wollen ja auch gar nicht frei sein, da ist es denn am besten, ich räume das Feld.“

Seine Augen funkelten vor Zorn. Gerade weil er sie missen mußte, riß sein Gefühl ihn so weit aus den Schranken, daß fast Haß daraus wurde.

Sie sah ihm ins Gesicht, und obgleich jedes Wort an ihrem Herzen riß, sagte sie doch:

„Ja — es ist das Beste."

Er grüßte stumm und ging. Aus Lenas Augen quollen Tränen.

„Hat dir der böse Mann was getan, Mammi?" fragte Fredy erschrocken; „er machte ganz schreckliche Augen."

„Niemand hat mir etwas getan," wehrte sie heftig, „keiner hat schreckliche Augen gemacht."

„Ja, ja, Mama! Er sah dich so an!" Fredy verdrehte seine Augen und freute sich darüber. Er erzählte es auch gleich dem Onkel beim Nachhausekommen, und daß Mama geweint hatte.

„Was ist das für eine Geschichte, Lena?" fragte Rudolf, der in seinem Sessel unbeachtet zugehört hatte und nun die Mordsaffäre aufgeklärt haben wollte.

Sie erschrak heftig. Warum hatte der dumme Junge auch so aufgepaßt! Was sollte sie nun sagen?

„Fredy hat Gespenster gesehen," entgegnete sie möglichst ruhig. „Hauptmann Enna sprach mich an und klagte über Münde. Daß er nicht gerne hier ist, wissen wir ja alle."

„Aber du hast doch geweint, Mama!"

Rudolf sah seine Frau überrascht an.

„Warum?" fragte er.

„Ich sage dir doch, Fredy träumt. Weshalb hätte ich denn weinen sollen?"

Ihr Herz schlug wie ein Hammer, wem würde Rudolf glauben? Eine zitternde Angst vor ihrem Manne kroch ihr auf einmal lähmend durch die Adern; sie mußte sich setzen.

Zum Glück fragte er nicht weiter. Die Sache kam ihm wohl selbst zu abenteuerlich vor. Vielleicht hatte der scharfe Wind ihre Augen gerötet, denn Ennas Kummer über seine verfehlte Garnison ging doch seine Frau zuletzt an.

Der Bursche brachte einen Brief herein, auf dickem Papier mit einem großen T. A. — in Silber. Frau Thekla Amberg gab sich die Ehre, Herrn und Frau Doktor Heindorf am Faschingsdienstag nach Storkow einzuladen, um 4 Uhr zum Diner. Gerhard hatte eine besondere Einladung erhalten, ein Zeichen, daß es sehr großartig werden sollte. —

„Sie spitzt sich sicher auf den Enna," sagte der Doktor schmunzelnd „und ich wette zehn gegen eins, daß wir ein Verlobungsdiner haben werden."

Einen Augenblick dachte Lena, daß das wohl die beste Lösung für sie wäre, trotzdem aber machte es sie sterbenstraurig.

„Muß ich mit?" fragte sie ihren Mann; „die Fahrt nach Storkow ist so unbequem."

„Freilich mußt du mit. Die Frau hat uns ja nichts getan und könnte das mit Recht übel nehmen."

Das sah sie wohl ein. Aber, wenn es eine Verlobung da gab — wenn sie mit dem Brautpaar anstoßen mußte — — merken sollte niemand, wie ihr dabei zumute war, das stand einmal fest. Wenn ihr Mann solche Vermutung aussprach, hatte er das sicher von der Weißbach, und dann war es wohl wahr.

Gut! Dann hatte eben alle Qual ein Ende. So ging es ohnehin nicht weiter.

* * *

„Du bist wahrhaftig ein guter Freund," sagte Lena zu Gerhard und sah in den leise rinnenden Regen hinaus, der alle Fenster beschlug und ein Idyll völliger Abgeschlossenheit vortäuschte. „Um deinetwillen will ich vergessen, was zwischen Reppo und mir stand, du kannst es ihm also sagen."

Sie hatte sich innerlich schon lange das Recht abgesprochen, ihm noch zu zürnen. War sie jetzt doch nicht mehr diejenige, die sie damals gewesen! Nicht nur auf ihrem Haar, auch auf ihren Lippen brannten Küsse, die schuldig waren, und die sie dennoch entschuldigte.

„Wie glücklich mich das macht, Lena!" Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Auch Reppo wird sehr glücklich sein. Er soll nie mit einem Wort darauf zurückkommen. — Wie nicht gewesen muß es sein! — Das verspreche ich dir."

Deshalb hatte auch Lena keinen Widerspruch, als der Stabsarzt vorschlug, Reppo in dem Petermannschen Wagen mit nach Storkow zu nehmen. Der vierte Platz war ja frei, und er kannte die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Männern, hatte auch nie auf Lenas Widerwillen geachtet.

Nach Storkow zu kommen war überhaupt eine schwierige Sache, man mußte sich in dem Wagen eng zusammenpferchen, um es überhaupt zu ermöglichen, obgleich die Amberg alle Gespanne, die ihr zur Verfügung standen, aufbot. Dafür war es nach den überwundenen Schwierigkeiten auch immer sehr gemütlich und doch großartig in dem alten Herrenhause, und man freute sich stets auf ihre Einladung. Nur Lena nicht. Mit einer kleinen, müden Bewegung strich sie über Stirn und Augen, als

ihr Rudolf angeregt von all den zu erwartenden Herrlichkeiten erzählte. Es würde einfach hervorragend werden. — — —

Und so wurde es auch. Thekla Amberg hatte weder Mühe noch Geld gespart und dabei so intensiv an die Erfüllung ihres heißesten Wunsches gedacht, daß sie ihn schon als Gewißheit empfand. Nachdem endlich auch das letzte geordnet und sie schon in großer Toilette im Salon saß, von dem aus man den blumenübersäten, von milden Wachskerzen erhellten Eßsaal übersah, kam Herr von Sahr noch einmal herein. Auch er hatte sich redlich geplagt und kein mahnendes Wort gegen den unnötigen, unerhörten Luxus gesagt, obwohl er die Triebfeder dazu genau erkannte. — Nun kam er und bat mit schlichten Worten um Dispens für den heutigen Abend.

Thekla sah ihn fassungslos an.

„Warum, um Gottes willen," fragte sie erschreckt. „Sie sind doch nicht krank?"

„Nein, aber ich würde heute ein schlechter Gesellschafter sein, ich bin unlustig."

Sie trat ihm ganz nahe, legte ihre Hand auf seine Schulter und sah ihn bittend an.

„Tun Sie mir das nicht an, Sahr! Wer soll denn den Wein und die Kellner überwachen? Wer Ihre Tischdame führen? — Sie sind mir ganz unentbehrlich, das wissen Sie doch!"

Über sein Gesicht lief ein wehmütiger Ausdruck.

„Als dienende Kraft! — Das weiß ich, gnädige Frau."

Sie wurde rot.

„Sprechen Sie nicht so häßliche Worte! Was auch geschehen mag, Sie werden mir stets als Freund unentbehrlich sein. Und gerade heute!" —

„Gut, also — ich komme. Ob ich sehr liebenswürdig sein werde, ist freilich eine andere Frage."

„Dafür würde ich Sie morgen auszanken."

Sie bog sich ihm entgegen und lächelte ihn dankbar an. Ein Stein fiel ihr vom Herzen. Ohne Sahr hätte sie sich ja um alles kümmern müssen, gar kein Vergnügen gehabt! Und sie lechzte darnach — und hoffte, hoffte!

Der arme Kerl! Vielleicht war er ihr doch gut und hatte sie lieb; eine treue Seele war er — aber immer auf Storkow bleiben? — Unmöglich! Sie schauderte schon bei dem Gedanken.

Als Sahr in das Inspektorhaus ging, um sich umzuziehen, drängte sich sein brauner Jagdhund an ihn heran und sah mit treuen Augen zu ihm auf. Er klopfte dem Tiere den Kopf.

„Wer weiß, was das heute bringt!" dachte er dabei, und ein Seufzer hob seine Brust.

Storkow! Das heruntergewirtschaftete Gut, in das er einen aufstrebenden Zug gebracht hatte, war ihm ans Herz gewachsen, ebenso wie seine junge Herrin mit all ihren Fehlern und Verständnislosigkeiten. Seine Heimat war das hier geworden. — Nun hieß es vielleicht wieder wandern, denn wenn Thekla einen anderen Mann nahm, war für ihn seines Bleibens nicht mehr.

Er saß auf seinem schmalen Roßhaarsofa und sah in die kleine Petroleumlampe vor sich. Der Hund kauerte zu seinen Füßen, und mechanisch streichelte er ihm den Kopf.

Er dachte dabei nach und hatte wohl das sichere Empfinden, daß heute eine Entscheidung fallen würde.

Als der erste Wagen vorfuhr, begann er schnell sich anzukleiden.

Es regnete immer noch. Fein und nieselnd, — wie den ganzen Tag. — —

Der Oberstleutnant Weißbach sprach zu den Herren bedenklich von den aufgeweichten Wegen, die man nachher im Dunkel zurückzufahren hatte. Die Damen brachten in Frau Ambergs Zimmer notdürftig ihre von der Nässe zerstörten Frisuren wieder in Ordnung, aber dann umfing alle das hübsche alte Herrenhaus mit seinem gemütlichen Zauber. —

Als man zu Tische ging, Lena neben Reppo, sah sie, daß die Amberg mit Enna ihr gegenüber saß, — und sie erschrack.

Aber als sie dann die lange, mit Rosen bedeckte Festtafel, auf der Wachslichter unter gelben Seidenschirmchen flackerten, und im Nebenzimmer den gewaltigen, glühenden Kamin sah und die für heute extra verschriebene Zigeunermusik hörte, die sanft von der Diele hereindrang, — da begriff sie auf einmal, daß Enna klug daran tat, sich das alles zu sichern.

Es lag Stimmung über dem Ganzen und über all den festlich gekleideten Menschen, die nach der nassen Fahrt nun zu fröhlichem Genießen hier beisammensaßen, gerade deshalb doppelt empfänglich dafür. Es war mehr Stimmung hier als in dem hellen, nüchternen Kasinosaal, mehr auch als in ihrer eigenen Wohnung, wo ihr Mann alles nach dem Gesundheitlichen und Praktischen, gar nicht nach dem Schönen, anordnete.

Ein Gefühl von Verzicht überkam sie und machte sie weich und still.

„Es gefällt Ihnen hier, gnädige Frau?" sagte Reppo zu ihr. Es war das erste Wort, das er an sie richtete.

„O sehr! Sehr! —" Sie seufzte ein wenig. Wozu reden, wenn gerade Schweigen Stimmung brachte! Er mußte das auch verstehen, denn er sagte nichts mehr, und so konnte sie Enna und die Amberg beobachten. Für jeden war es wohl klar, daß da viele Fäden von einem zum anderen liefen, auch hatte sie nur Augen für ihren Nachbar.

Einmal neigte er sich zu ihr und flüsterte etwas in ihr Ohr, sie antwortete mit einem leuchtenden Blick und kurzem Kopfnicken. Lena legte plötzlich Messer und Gabel beiseite, der Bissen quoll ihr im Munde, sie sah sehr blaß aus. Daß Reppo sie verstohlen beobachtete, merkte sie nicht.

Die Wärme, die sanfte Musik, der Blumengeruch und vor allem die ungewohnte Beleuchtung hatten etwas Hypnotisches für sie, und dabei war die unverrückbar feststehende Vorstellung in ihr: jetzt kommt der entscheidende Moment, jetzt! Und das war wie ein feiner, fortgesetzter Nadelstich, der sie unendlich quälte.

Während des Essens hatte Enna immerfort gedacht:

„Nimm jetzt ihre Hand, — sage ihr ein entscheidendes Wort, — die Herrin auf Storkow ist dein, wenn du nur willst, und es ist wahrhaftig hier gut zu leben" — — Aber dann kam die Vorstellung: „dann bist du nicht mehr frei, nicht mehr Herr deiner selbst! Immer, immer hast du sie an deiner Seite, und sie liebt dich und wird dich quälen wie eine verliebte Frau eben ihren Mann quälen

kann. Lena ist dir dann auch verloren! — Aber das ist sie ohnehin, in Ehren führt keine Brücke von ihr zu mir — Nimm — nimm! Sei skrupellos!"

Wieder beugte er sich zu seiner Nachbarin, das entscheidende Wort auf den Lippen, da, gerade da — trafen ihn Lenas Augen! — So etwas Gequältes lag darin, Sterbenstrauriges!

Nein, er konnte nicht! Vor der ganzen Gesellschaft ihr nicht diesen Schlag versetzen, seiner Lena! — Kam es doch einmal, später, ohne ihre Gegenwart — so hatte sie Gelegenheit, im Stillen mit sich fertig zu werden. — Aber nicht hier vor aller Augen! —

Nie hatte er sie echter und ehrlicher geliebt, nie mehr gewußt, was sie ihm bedeutete, als in dieser Sekunde.

Er nahm sein Glas auf und trank darauf, auch sie hielt das ihrige in der Hand. Die Lichter spiegelten sich in dem purpurnen Wein, so daß er lange rote Schatten warf. Und sie atmete plötzlich auf; sie fühlte, daß sie gegen die Verführung des Augenblicks gesiegt hatte.

Eine große, törichte Freude erfüllte ihr Herz, sie wandte sich an Reppo.

„Warum sind Sie so schweigsam?" Ihre Augen leuchteten, das Gesicht war in Glut getaucht.

„Mir schienen Sie zuerst abgespannt, gnädige Frau, ich wollte Sie schonen."

„Das ist jetzt vorbei, bitte, plaudern wir."

Sie schwatzte darauf los, was, war ihr gleichgültig, sie wußte nur, daß sie vor Freude, vor Seligkeit jetzt reden mußte, daß sie Siegerin war. — Dabei begann sie ein nervöses Spiel mit ihrem Taschentuch und achtete nicht darauf, daß Reppo still wurde.

Auch das andere Paar war stiller als im Anfang. Thekla wartete vergebens. Die Gelegenheit war da gewesen und vorübergegangen; das fühlte ihr Fraueninstinkt wohl. Weshalb? — Was hielt Enna plötzlich zurück! Es mußte etwas Schwerwiegendes sein, denn sonst war es unerklärlich. —

Beim Aufstehen, als Reppo Lenas Hand küßte, sagte er so nebenher: „Darf Ihnen ein sehr Ergebener einen guten Rat geben, gnädige Frau?"

Sie nickte und bekam plötzlich Herzklopfen.

„Ihr Gesicht ist verräterisch; bewachen Sie jede Sekunde Ihr Gesicht."

Sie versuchte, amüsiert zu lachen.

„Was hat es Ihnen denn erzählt?" fragte sie schnell.

„Mir? — Ich pflege Diskretion für die oberste Tugend eines anständigen Menschen zu halten."

Lena sah erschrocken auf. Ihr Siegesrausch war fort. —

* * *

Als man um zwei Uhr die Wagen vorfahren ließ, um heimzukehren, stand Thekla Amberg auf der großen Diele, die vor der Abfahrt lag. Alle waren einig, daß es ein wunderbares Fest gewesen und dankten der Veranstalterin in herzlichen Worten.

Die stand in ihrem weißseidenen Kleide, einen hellen Mantel umgeworfen, mitten unter dem Kronleuchter, dessen Flammen unruhig flackerten, denn die Doppeltüren standen weit auf; Wind und Regen schlugen herein und bildeten am Eingang kleine Pfützen. Sie sah blaß und abgespannt aus, ihre Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt, und quälende Zweifel fraßen ihr am Herzen.

Draußen war ein Gewühl von aufgespannten triefenden Schirmen, Rufen, Lachen. Schreien, Wagenrollen, es regnete nicht mehr — es goß, als wäre der Weltuntergang da.

„Petermann! He, he! —"

Lena stand neben ihrem Manne unter einem Schirm, sie fror und wurde naß.

„Mündener Krümperwagen!"

„Storkower Gespann."

Es war kaum hell, der Wind löschte jeden Augenblick einige Lampen und Laternen. Der Schirm neben Lena war plötzlich fort, von rückwärts aber bekam sie einen heftigen Ruck und saß eine Sekunde später wohlgeborgen in irgend einer Wagenecke. Gegenüber erkannte sie in dem Dämmerlicht Ennas Gesicht; aber sie mußte erst ihr Taschentuch nehmen und sich das Gesicht abwischen, um klar zu sehen, so strömte ihr das Wasser aus Haar und Kopfschal.

„Gott sei Dank!" sagte Enna da. „Petermann ist es natürlich nicht, und der Stabsarzt wird suchen; aber in solchen Momenten ist sich jeder selbst der Nächste, und dann Lena — — —"

Das Wagenungetüm hatte immer noch gehalten, jetzt stolperten Baginskis hinein und fielen aufseufzend in die Kissen.

„Gott sei Dank, daß wir's doch noch geschafft haben, Tonerl," sagte sie, „aber das kannst gleich hören, mei Toilett' ist hin, für ewig! Ist das ein Gefrett bei solchen Regen! Jessas, wen haben wir denn hier noch?"

Die Kutsche setzte sich langsam in Bewegung.

„Ich bin es!" sagte Lena und beugte sich vor, so daß die erhellten Fenster des Herrenhauses ihr Gesicht trafen.

„Und das da ist ja der Enna,“ rief die Baginski vergnügt. „Ist a mal nett, Kinderl, daß wir's so schön getroffen haben! Wir stören uns nit! Ich glaub nämlich, ich hab' an kleinen Schwips.“

Vorhin hatten es alle geglaubt, als die Baginski zu guterletzt noch so ausgelassen umhergetollt war; jetzt schien sie etwas ernüchtert.

„Haben Sie meinen Mann nicht gesehen, Hauptmann Baginski?“ fragte Lena unruhig. „Er stand doch neben mir, und auf einmal war er weg.“

„Ja, er hat tüchtig nach Ihnen gerufen, sehen konnte man ja nichts, das Wasser spritzte in Strudelbächen. Ich glaube, dann hat Gilles ihn eingepackt. Mitgekommen ist er jedenfalls.“

„Gott sei Dank,“ sagte Lena.

„Du Tonerl, nimm mal mein nasse Bagage auf dein Mantel herüber, mir kälts die Bein',“ sagte die Baginski müde und warf ihrem Manne die Schleppe zu, die irgendwie ins Wasser geraten sein mußte, „und dann streck dich und wärm mich. Hier ist's kalt wie im Hundestall und finster. Ich bin so müd! Ich will a bissel duseln.“

Sie kuschelte sich ganz in ihre Ecke und zog das Spitzentuch über die Nase, auch ihr Mann machte es sich bequem.

Aufrecht und stumm saßen nur Lena und Enna. Das Wasser trommelte auf das Deckleder des Wagens, als wäre da oben ein kleines Pelotonfeuer im Gange, was der andere sprach, konnte man nur mühsam verstehen. Und dichte Finsternis umfing sie. Die beiden müden Wagenlaternen zuckten über einen lehmigen Weg, in dessen tiefen Gleisen Pfützen standen, auf denen die

Regentropfen Kreise zogen; bedenklich neigte sich der Wagen manchmal zur Seite.

„Uijeh!“ schrie die Baginski, „nur nett umschmeißen, Kinder! Aus dem Moorbad kommt ja keiner heil heraus.“ Mit verstörten Augen starrte sie zum Fenster hinaus, während der Hauptmann schon schlief. Er schnarchte sogar.

„Na, aber so was!!“ sagte seine Frau entrüstet. „Wenn ichs auch so mach, Frau Doktor, stupsen's mich a wengerl, es ist doch zu unästhetisch. Sie sind net müd, Ihre Augen sind wie zwei Sterne, aber ich! — Und der Wein! Der Wein!“

Nach ein paar Minuten hörte man auch ihre tiefen, gleichmäßigen Atemzüge, und da ergriff Enna Lenas Hand, hielt sie fest, preßte sie bis zum Schmerzgefühl.

„O du! du!“ sagte er ganz leise. „Ich habe dich lieb, Lena! Ich habe dich lieb!“

Sie gab den Druck zurück; eine wilde Freude durchrann sie bei seinen Worten, schweigend neigte sie ihre Stirn gegen das beschlagene Fenster, an dem von außen Ströme niederrannen.

Er hatte die Mütze abgenommen und seinen Kopf dicht an den ihrigen gebracht, die Dunkelheit war ja so günstig. Dann berührte er mit seinen Lippen erst ihr Ohr, dann ihre Wange.

„Meine Lena!“ sagte er sehnsüchtig, „wenn ich dich immer so haben könnte!“

Es gab plötzlich einen Ruck, und schlaftrunken fuhr die Baginski auf. Ennas und Lenas Gesichter befanden sich in angemessener Entfernung voneinander.

„Warum schauen's denn so pressiert zum Fenster naus, Frau Doktor,“ fragte die Baginski gähnend. „Draußen

ist ja Rabennacht. Schlafen's halt auch a bisserl, es ist so viel gemütlicher."

„Ich kann nicht schlafen!" sagte Lena mit zitternder Stimme.

„Gott, das Kindel fürcht sich! So alleinig auf einmal, ohne ihren Mann, des is' halt nit gewöhnt."

Unbekümmert um den Spott lehnte Lena wieder die heiße Stirn an das Glas. Sie konnte zwar nichts sehen als ab und zu aufblitzende Wassertümpel, aber Enna hielt ihre Hand immer noch fest, und sie hatte das dunkle Gefühl, die Baginski könne das bei einer anderen Stellung merken.

Die tupfte ihren Mann.

„Tonerl, sei stad! Du schnarchst ja wie ein Bär! Was sollen die anderen Herrschaften nur von dir denken!"

Aber Tonerl erwachte nicht einmal ganz, und auch sie schlief bald wieder ein.

„Jetzt sage du mir ein gutes Wort", bat Enna leise, „das erste, seit wie uns wiedergefunden."

„Ich habe dich lieb, Raoul," flüsterte sie mit zitternder Stimme. Auch ihr fehlte die Möglichkeit, etwas anderes zu sagen. Es schien ihr der Inbegriff alles dessen, was ihr Herz erfüllte.

„Meine Lena! Meine Lena! Als ich dir in die Augen sah, erstarb in mir jeder Wunsch, die Amberg an mich zu binden. Das Wort schwebte mir schon auf der Zunge. Ich hatte lange mit mir Rat gehalten, bis ich zu der Überzeugung kam, es wäre für uns alle so am besten. Aber dein liebes, angstvolles Gesicht, deine kummervollen Augen rissen mir das Wort vom Munde. Ich kann nicht! Noch nicht, da die alte Liebe wieder so heiß in mir erwacht ist."

Tränen rannen über Lenas Gesicht.

„Wir Armen!" sagte sie erstickt.

„Es könnte ja ein Wunder geschehen, mein Liebling," flüsterte er leichtherzig. „Jedenfalls haben wir uns einmal wieder, und das ist das Schönste von allem."

Sie machte eine verneinende Kopfbewegung.

„O Gott, Raoul!" sagte sie schmerzlich, litt aber, daß er sie wieder und wieder küßte, nicht mit verzehrender Leidenschaft, sondern leise und vorsichtig, daß kein Laut sie verriet. Dazwischen horchte sie immer angstvoll auf das tiefe Atmen der Baginski.

Zwar war es dunkel im Wagen, wie schwere Steinblöcke nahmen sich in dem kleinen Viereck die Menschenleiber aus, und der Regen trommelte nach wie vor seine Melodie, aber die Bewegungen der einzelnen konnte man doch unterscheiden. Ganz still saßen sie ein Weilchen Hand in Hand da.

Dann sagte Enna wieder:

„Nun gehört mir ein Stück deines Lebens, Lena, und ich lasse es mir nicht entreißen. Alle Wochen muß ich dich mindestens einmal sehen, sei es, wo es sei, Münde hat Schlupfwinkel genug. Wir müssen eben mit unserem Glück rechnen, fest darauf bauen, — hörst du?"

Sie nickte.

„Oder könntest du mich jetzt wieder hergeben, noch heute nacht? — Ich nicht — und du auch nicht. Ich weiß es. Vor der Welt bleibt uns die Amberg als Deckmantel, das ist durchaus nötig, aber alle Mittwoch treffen wir uns irgendwo und haben dann für eine Woche das Glücksgefühl, uns gesehen und gesprochen zu haben."

Würde er damit zufrieden sein? — In diesem Augenblicke glaubte er es.

„Mein Gott, Raoul, Münde ist so entsetzlich klein.“

„Ja, Lieb, aber wenn du am Mittwoch eine Tasse Schokolade bei Ferber trinkst und ich komme gerade dazu, wer kann dabei etwas finden?“

„Alle! Aber trotzdem — — —“

Er drückte wieder ihre kalten Finger, denn der Wind drang durch die Fugen, und die Luft war naß, so daß Lena zusammenschauerte.

„Also nun halte ich dich fest!“

„Ja, mein Herz, meine Gedanken! — Und wenn es Sünde ist — ich kann nicht anders!“

Er küßte sie wieder, und dann holperte der Wagen über Mündesches Steinpflaster; sie wußten gar nicht, wo die zwei Stunden geblieben waren.

Vor dem Doktorhause hielt der Wagen zuerst. An der Haustüre standen schon die Brüder, sie waren auch eben erst gekommen. Die Baginski ermunterte sich schnell und rief ein paar lachende Worte hinaus, als Lena ausstieg. Enna verhielt sich still und förmlich. —

„So, nun kommen wir dran; Gott sei Dank!“ sagte das Maritscherl, heftig gähnend. „War das eine scheußliche Fahrt! Ich bin bis auf die Knochen erfroren.“

Als sie nachher im warmen Bette lag, sahen ihre Augen sehr hell und ausgeschlafen aus.

„Tonerl, ich weiß net recht — hab' ich träumt oder ist's Wahrheit gewesen? Im Wagen — die beiden Köpf' — vom Enna und der Doktorn, sind sich bald handbreit nah gewesen, bald so dicht beisammen, als wär's nur einer — das ist doch wirklich komisch.“

Der Hauptmann gähnte.

„Es ist das letztemal, daß ich nach Storkow mitgefahren bin", grollte er, denn er fühlte Rheuma im Arm.

„Aber wonnig war's ja! Sag' Tonerl, hatt' ich 'nen Schwips? — Es sah ja beinah aus, als hätt' der Enna die Heindorf geküßt. Nur weiß ich nit genau, ob's Wahrheit war, oder ob's mir träumt hat."

„Geträumt hat es dir! Und daß du mir kein Geschwätz machst, Frau, ich sage es dir allen Ernstes. So ein Unsinn! Übrigens — einen Schwips hattest du auch, — und nun schlaf."

„Ich weiß net, Tonerl — es ist mir doch gar so lebendig gewesen ..."

Sie konnte nicht ins reine mit sich kommen; er aber blies das Licht aus. Da schlief sie denn bald wieder ein. —

„Wo kamst du nur hin bei der Abfahrt, Lena?" fragte der Stabsarzt und nahm seiner Frau den Mantel ab. „Eben noch standest du neben mir, und da saß auf einmal die dicke Schmidt in der Petermannschen Kalesche, und du warst weg."

„Ich weiß nicht!" sagte sie wie im Traum. „Ich weiß gar nichts!"

Sie strich sich mit dem Handrücken über die Augen, ihr war so unwirklich zumute.

„Dein Kleid ist vollständig ruiniert," fuhr ihr Mann fort, „es muß bei euch hineingeregnet haben."

Sie sah auf die zerknitterten, nassen Chiffonwogen.

„Ach wenn es nur das Kleid ist!" sagte sie in einem eigentümlichen Tone.

Sie wußte: es war mehr ruiniert worden in dieser kurzen Spanne Zeit, — Pflicht, Gewissen, Dankbarkeit,

alles war zusammengestürzt; nur heiße Liebe gab es noch in ihr, aber für einen anderen. Und doch war sie selig. Ein überquellendes Glücksgefühl hielt sie in Banden, und kaum im Bett, schlief sie ein, als hätte sie das ruhigste Gewissen der Welt.

* * *

Müde, mit langsamen Schritten hatte die Amberg die Diele verlassen, nachdem der letzte Wagen abgefahren war. Die weiße Seide ihres Kleides war durchnäßt, die Schleppe, über den feuchten Boden geschleift, hinterließ auch im Wohnzimmer, in dem der Kamin erloschen war, eine breite Spur. Von der kalten Feuchtigkeit fröstelte sie und sah abgespannt und niedergedrückt aus.

Sahr ließ die Diener noch Flaschen wegräumen und nahm die Zigarrenkisten an sich; er zögerte damit absichtlich ein wenig.

Nun das nicht geschehen war, was er als sicher erwartet hatte, Theklas Verlobung mit dem Hauptmann, war er froh, und die ermattete Frau tat ihm leid; so gerne hätte er ihr ein herzliches Wort gesagt!

Wie sie jetzt auf die Schwelle des Saales trat, in dem gespeist worden war, und der nun im Halbdunkel lag, reckte sie den Arm an der Türe hoch und lehnte den Kopf dagegen. Wüst sah es aus, jede Schönheit war geschwunden. Ein häßlicher, laulicher Geruch von Resten aller Art erfüllte den Raum.

„Gehen Sie doch zu Bett, gnädige Frau, Sie sehen angegriffen aus.“

Sahrs Ton klang fürsorglich; er sah ihr Frösteln.

„Das scheußliche Wetter," antwortete sie. „Wie werden all die Armen heimkommen!"

„Hoffentlich gut, wenn auch durchfroren."

„Sahen Sie, wo Hauptmann Enna blieb?"

„Ja, bei Baginskis im Wagen."

„Das ist gut!" sagte sie aufatmend.

„Gehen Sie zu Bett, gnädige Frau", mahnte er noch einmal, „hier ist es jetzt ungemütlich."

„Wie stets, wenn ein Fest gefeiert und vorüber ist; eine häßliche Einrichtung, diese Katerstimmung hinterher, nicht?"

„Dazu haben Sie keine Ursache, gnädige Frau, alles war tadellos und gelungen. — Nun, hoffen wir auf das nächste."

Sie lächelte trübselig.

„Ja, so hofft man immer weiter. — vielleicht auch noch im Grabe! Aber haben Sie Dank für Ihre Hilfe, Herr von Sahr."

Sie gab ihm die Hand; er küßte sie, warm aber ruhig, sie sollte nicht ahnen, wie froh gerade er sich fühlte.

„Die Musikanten sind für die Nacht untergebracht," berichtete er, „Haus und Hof in Ordnung."

„Danke! Danke!"

Sie wußte sich und ihren Besitz bei ihm in guter Hut. Manchmal wurde sie sich dessen doppelt bewußt. Trotzdem beherrschte nur Enna ihr Herz.

„Gute Nacht, gnädige Frau, gute Ruhe!"

„Gute Nacht."

Sie ging in ihr Schlafzimmer, das vom Mädchen schon in Ordnung gebracht worden war, setzte sich nieder, rieb die kalten Finger und weinte. Enna hatte kein bindendes

Wort gesprochen. — Und sie hatte es doch so sicher erwartet, so sicher, daß sie sogar ihrer Tante eine kleine verfrühte Andeutung gemacht hatte.

Das demütigte sie alles so! Liebte er sie denn wirklich gar nicht, trotz seiner Liebenswürdigkeiten? Sie war ihrer Sache doch so sicher gewesen; oder war etwas ihr Unbekanntes zwischen sie getreten, das ihr seine Liebe genommen hatte? Sie war doch eine wohlhabende Frau und hätte gern mit ihm geteilt; warum kam er nicht, obgleich er in finanziellen Schwierigkeiten steckte, wie sie von Weißbachs erfahren. An seiner Seite hätte sie doch etwas vom Leben gehabt, wäre mit ihm hinausgezogen aus diesem verhaßten Storkow. — Aber das ließ sie nicht los, wie es schien; mit Haut und Haaren fraß es sie auf, denn wenn Enna nun gar nicht kam, statt seiner aber Sahr, blieb sie ihm ihr Leben lang verfallen, denn Sahr liebte auch das Gut. — Sie biß vor Verzweiflung in die Bettdecke, dann zog sie sie über den Kopf. Sie konnte in diesem Augenblicke nicht mehr die Amoretten sehen, die an der Decke ihre Rosengirlanden schwangen und lächelten.

So genau hatten sie schon auf sie herabgelächelt, als sie mit ihrem ersten Manne gehaust und tief unglücklich gewesen war, besonders wenn es galt, den brutalen Trunkenbold zu ertragen. So würden sie auch in Zukunft herablächeln, ganz gleich, was unter ihnen geschah.

Ob Tränen oder Küsse, was kümmerte es sie! Eine Welt ging in Trümmer — eine andere, nüchterne entstand wieder!

Ach, das erbärmliche Leben!

* * *

Am nächsten Morgen hing der Himmel grau und tief über Münde. Es tröpfelte noch; aber die Gewalt des Regens hatte nachgelassen, dafür aber standen Straßen und Wege beinah ganz unter Wasser.

Frau von Gleiwitz hatte Geburtstag. In Anbetracht des gestrigen Festes wollten die Damen erst am Nachmittage zum Gratulieren kommen und statt des üblichen vormittägigen Weins und Kuchens eine Tasse Kaffee trinken.

Die Gillesmädel waren schon da, ebenso die dicke Schmidt und ein Paar andere, als endlich die Baginski eintrat. Sie sah aus wie ein etwas verregnetes Huhn. Die Frisur nicht recht in Form, das Gesicht blaß und verkatert. Nach der ersten Begrüßung sagte sie jämmerlich:

„Sagen's mir nur, einzige Leuteln, hatt' ich gestern einen Schwips?"

Sie gestanden ihr's lachend zu; nur die Gillesmädel wandten sich hochnäsig ab, ihnen war die Baginski ein Greuel, und sie hatten eine Art, die Leute, die sie nicht mochten, wie Luft zu behandeln, die weit über ihre Jahre und ihre Stellung ging. Die Baginski machte sich allerdings nicht das Geringste daraus.

„Wo ist denn heute die Heindorf?" fragte sie und sah sich suchend um.

„Sie schickte die Kinder mit einem Strauß und ließ sich Kopfschmerzen halber entschuldigen."

„So? Kopfschmerzen? Ja, die habe ich eigentlich auch, es war grauslich kalt in unserem Wagen. Und doch habe ich geschlafen! Fest und gesund! Ich hab mich selber im Anfang atmen gehört, als macht ich ein kleines

Schnarcherl, — und dann hat mir träumt, meine Damen — so gewiß ich hier sitz', der Enna und die Heindorf haben an der Scheiben immer die Köpf' zusammengesteckt, so dicht, daß es ein einziger großer wurde. Und dann wieder auseinander — und hin und her, bis mir's ganz elend wurde."

„Sie fuhren mit Enna und der Heindorf?"

„Ja. Ich wollt ihr's eben erzählen, was sie mir für 'nen Jammer gemacht hat mit ihrem Hin und Wieder, — denn es ist ja doch nur ein Traum gewesen."

„Das war freilich ein Traum, liebste Baginski, die Heindorf ist ein bißchen nüchtern und steif, die wippt nicht hin und her und trinkt auch nicht zuviel." Die dicke Schmidt hob lachend den Finger. „Aber sagen Sie ihr lieber nichts, sie könnte es sehr übel nehmen."

„Jesus Maria!" rief die Baginski erschrocken und faltete die Hände, „das hat der Tonerl eh schon gesagt, aber ich hab ganz drauf vergessen. Geht's lieben Freunde, seid gut und sprecht nit darüber, ja? Es war wirklich nur ein so verflixter Traum."

„Ich habe sogar den Eindruck, die Heindorf kann den Enna nicht leiden," sagte die Gleiwitz ganz unbefangen. Daß Lena nicht kokett war, wußten sie alle.

Ja, wenn's die Baginski gewesen wäre, — aber Lena, das war ungefähr so wie die Gillesmädels. — — —

Mit denen hatte sich Reppo am nächsten Vormittage nach dem Dienst verabredet, die Pferde in der Bahn zu bewegen, denn ein leichter Frost hatte den Regenrest in Glatteis verwandelt.

Die beiden Mädchen kamen in ihrem Reitdreß zum Tattersall, schlank und dünn wie zwei Nadeln, mit rot

angehauchten Nasen und bläulich blassen Gesichtern, zu denen der kleine, schwarze Herrenhut noch unvorteilhafter stand als gewöhnlich. — Sehr erfroren, aber von sich eingenommen wie immer.

Repp. war schon da. Er stand bequem an die Barriere gelehnt, die Hände in den Paletottaschen, den großen Bieberkragen geöffnet, sah ihnen entgegen und begrüßte sie sehr höflich.

„Haben Sie schon lange gewartet" fragte Armgard in ihrer etwas herablassenden Manier. „Ist Ihr Pferd schon gesattelt? Wir haben bereits draußen Auftrag für die unserigen gegeben."

„Ich auch, gnädiges Fräulein; höre aber soeben, daß es noch etwas dauern wird, am Sattelgurt ist etwas nicht in Ordnung."

„Dann warten wir ebenfalls."

„Aber ich bitte Sie, meine Damen, zuviel Liebenswürdigkeit. Hoffentlich dauert es nicht allzulange."

Der Bursche kam bald darauf mit den Damenpferden in die Bahn; Reppo und die Schwestern standen mit den Armen auf das Holzgitter gelehnt und sahen den Tieren nach. Ab und zu fiel eine sachkundige Bemerkung.

„Es ist kalt hier", sagte Armgard und rieb ihre verklammten Finger. Reppo sah sie an und dachte, daß es der Nase auch nichts schaden würde, die in rötlichem Violett prangte. Aber es tat ihm leid, daß sie seinetwegen hier fror. Endlich kam auch sein Pferd, und dann ritten sie steif und kerzengerade Schritt, Trab, Galopp; Reppo konnte nicht umhin, im Stillen Sicherheit und Haltung der Schwestern lobend anzuerkennen. Trotzdem sahen sie nicht gut aus. Sie kürzten ihren Ritt

nach Möglichkeit ab, es lag heute etwas Unbehagliches in ihnen.

Beim Hinausgehen sagte Armgard:

„Gestern waren wir bei Frau von Gleiwitz. Haben Sie auch schon von dem famosen Traum der Baginski gehört?"

„Traum — wie so?"

„Nun während ihrer Heimfahrt. Ihre Partner waren doch die Heindorf und Enna."

„Was haben die mit einem Traum zu tun?"

„Hm", machte sie und schlug sich mit der Reitpeitsche an das Reitkleid, „so recht klug wurde man ja nicht daraus, jeder konnte die Sache ansehen, wie er wollte."

Sie gingen jetzt die Allee herab, Reppos Miene war eisig, und sein Monokel blitzte beinahe feindlich.

„Ich kann diesen kleinlichen Klatsch nicht vertragen! Mich brächte niemand dazu, mich derart vor mir selber herabzuwürdigen dadurch, daß ich andere verdächtige," sagte er mit hängenden Mundwinkeln. „Frauen müssen darin eben anders organisiert sein."

In die Gesichter der Mädchen stieg allmählich glühendes Rot. Sie fühlten, daß sie von ihrem Piedestal herabgefallen waren, und das war ihnen sehr unbehaglich.

„Ich denke, Sie wissen von nichts", sagte Armgard ironisch, „wir wenigstens haben Ihnen nichts gesagt."

„Das Was ist weniger ausschlaggebend als das Wie," entgegnete er, „und wenn es sich um Frau Doktor Heindorf handelt, dann weiß ich schon, was die Glocke geschlagen hat."

Die Schwestern bissen sich vor Ärger auf die Lippen, aber da sie Reppos Vorliebe für Lena genau kannten,

sprachen sie, obgleich es ihnen auf der Seele brannte, von etwas anderem.

Als sie sich am Markt trennten, sah Reppo ihnen mit geschlossenen Lippen, aber nicht ohne ein gewisses Gefühl der Anerkennung nach. „Murr" war doch in ihnen, das zeigte ihre Selbstbeherrschung; und Selbstbeherrschung achtete er hoch.

Was vorhin von ihnen angedeutet war, rumorte in ihm und ließ ihn nicht los. Wollte er ehrlich sein, mußte er sich sagen, daß er auf Storkow ein gleiches Gefühl gehabt und aus diesem heraus Lena gewarnt hatte; aber alles in ihm lehnte sich dagegen auf, wirklich etwas Unrechtes in bezug auf sie zu glauben. Er liebte sie und hatte mit seinem heißen, ehrlichen Gefühl nicht einmal Vergebung einer Unverschämtheit erreicht. Wie also konnte Enna, der sie doch kaum erst kannte, in irgendeiner Beziehung zu ihr stehen? Lena war keine Frau, die für Liebe auf den ersten Blick zu haben war. —

Droben in ihrem Zimmer nahmen die Schwestern die steifen Hüte vom Kopf und legten die Reitpeitschen beiseite. Sie hatten sich auf den heutigen Vormittag gefreut, nun hatte er ihnen statt dessen Ärger gebracht, und da sagte Klementine zum ersten Male zu ihrer Schwester:

„Glaubst du, daß er sich überhaupt etwas aus uns macht, Armgard?"

Und die, indem sie das Reitkleid aufhakte, erwiderte:

„Er ist der einzige, der hier für uns in Betracht kommt, denn er hat Vermögen."

Klementine öffnete den Mund zu einer Entgegnung, aber sie schloß ihn wieder. Alles Unausgesprochene war

leichter zu tragen, als etwas, das man hüllenlos vor sich sah. Sie wollte hoffen! — —

„Besser wäre es gewesen, wir hätten geschwiegen," sagte Armgard und biß sich auf die Unterlippe. „Was hat er nur an der Heindorf? — Da er sie immer und überall im Munde führt und von seiner Begeisterung spricht, dachte ich eigentlich, es wäre Spiegelfechterei. Ich glaube aber, ich habe mich getäuscht."

„Er ist ihr nichts", pflichtete Klementine der Schwester bei, „aber trotzdem, ich hasse sie."

Armgard sagte nichts, sie sah nur stumm zum Fenster hinaus.

* * *

Zwei Tage später saßen Lena und Enna in der Ferberschen Konditorei wie verabredet, und niemand störte sie.

* * *

Im März hatte der Doktor seinen Geburtstag, und mit dem Revanchefest, das er dann gab, schloß endgültig der Münder Karneval.

Das Diner war schon zu Ende, die Gäste begannen an den Aufbruch zu denken.

Lena stand in ihrem Erker vor dem Bowletischchen, das mit zierlichen Mokkatäßchen gedeckt war, in die sie den Kaffee goß, um ihn mit verschiedenen Likören durch den Lohndiener präsentieren zu lassen. Auf Wunsch ihres Mannes tat sie das immer selbst, gleichsam als Finale.

Das Gaslicht glitzerte auf ihrem hellen Haarbausch, den weißen Händen mit den glänzenden Nägeln, aber ihr Gesicht sah nervös und abgespannt aus.

Sie hörte das hohe, helle Organ Napoleons, sah den breiten Rücken ihres Mannes in der Türöffnung zu seinem Zimmer und das hagere Gesicht Gilles', der vor ihm stand. Der Stabsarzt war immer ein sehr liebenswürdiger Wirt; Lena aber machte heute einen stillen Eindruck, obwohl alles vortrefflich gewesen war.

Wie ein Alp lag es auf ihr, daß Enna die Gastfreundschaft ihres arglosen Mannes genoß, den sie um seinetwillen verriet. Niemals war das Gefühl der Schmach so in ihr zum Durchbruch gekommen als gerade in diesen Stunden, obgleich sie mit ihm ja nur Heimlichkeiten hatte, keinerlei Schuld bis jetzt zwischen ihnen stand.

„Bis jetzt!" — Sie zuckte zusammen, als sie das dachte, so daß der silberne Löffel leise an die Tasse klirrte, die sie in den Händen hielt.

„Bis jetzt!" —

Sie hätte laut aufweinen mögen, als Enna nun zu ihr trat; denn bisher hatte sie jedes Wort, jeden Blick mit ihm vermieden. Es dünkte ihr unmöglich, hier, wo sie an der Seite eines anderen lebte, wo jedes Stück von dessen Fürsorge für sie sprach, ihm auch nur in Worten untreu zu sein. An einem dritten Ort konnte sie das zuweilen vergessen. Sie sah deshalb auch nicht auf, als Enna jetzt sagte:

„Es ist das erste Wort, daß ich heute an Sie richte, gnädige Frau."

„Lassen Sie es auch das letzte sein," bat sie.

Sie waren augenblicklich beide ganz allein, wovon ein rascher Blick ihn überzeugte.

„Nein, Lena, so will — so kann ich nicht gehen," sagte er herrisch.

„Es ist meines Mannes Haus“, erwiderte sie.

„Ich hätte nicht herkommen sollen“, er runzelte die Stirn, „das weiß ich sehr genau, Lena, aber ich habe Sehnsucht nach dir gehabt, — Sehnsucht zum Verrücktwerden! Die ganze Woche habe ich dich nicht gesehen.“

Sie reichte ihm eine Tasse Kaffee, denn der Lohndiener kam mit dem leeren Tablett zurück, und wieder klirrte der Löffel gegen die Tasse.

„Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich diesen Mokka auf Ihre Gesundheit und Ihrer Gesellschaft leere.“

Wie er sich in der Gewalt hatte! Das gab auch ihr neue Kraft.

„Bitte sehr, Herr Hauptmann.“

Sie wies auf ein goldenes Stühlchen und setzte sich selbst in ihr Rokokoeckchen, aber sie genoß nichts.

„Lena“, sagte er wieder leise, als sie allein waren, „seitdem ich hier bin, komme ich mir wirklich wie ein Räuber und Dieb an dir vor. Was kann ich armer Schächer dir bieten im Vergleich zu der Behaglichkeit und Bequemlichkeit, die dir dein Mann gibt! Ich! — Es ist zum Lachen oder zum Weinen, wie du willst. — Wenn ich nur fort von Münde könnte, gleichviel wohin!“

Sie sahen sich in die Augen, ihre Blicke blieben ineinander hängen und wurden beredt. Keiner dachte mehr daran, daß er beobachtet werden könnte.

Auf einmal fühlte Lena einen Schauer, sie sah auf. Auf der Schwelle von Rudolfs Zimmer stand Reppo und sah zu ihr hinüber, sein Monokel glitzerte.

Ein furchtbarer Schreck durchzuckte sie.

Ahnte er etwas? Hatte er gesehen, daß sie sich ganz ineinander vergessen? Sie blickte dem stumm Dastehenden fest in die Augen und erschrak zum zweitenmal.

„Um Gottes willen, nur keinen Mitwisser ihres Geheimnisses. Niemand! Niemand!“ — Außerdem war er Gerhards Freund.

Reppo kam jetzt näher.

„Darf ich vielleicht mithalten, gnädige Frau?“

„Sehr willkommen.“

Sie machte neben sich Platz, und Reppo setzte sich; seine langen Beine ragten über den niedrigen Rokokositz hinaus in die Höhe, so daß er sie leicht mit den Armen hätte umfassen können, das ließ ihn fast komisch wirken. Inzwischen reichte sie ihm Kaffee und Likör; er trank aber nur ersteren.

„Wie schön es bei Ihnen ist!“ sagte er, mit den Blicken das Zimmer durchwandernd. „Man sieht überall die schönheitskundige Frauenhand.“

„Ich führe meist nur aus, was mein Mann wünscht,“ antwortete sie mit dem konventionellen Lächeln, das über so vieles hinweghilft.

„Der Doktor ist auch ein prächtiger Mensch“, fuhr er fort; „ich freue mich auf Ihren Abend in der Saison immer am meisten.“

Enna erhob sich. Er hatte seine Tasse geleert und stand nun in korrekter Haltung vor Lena, den stolzen Kopf ein wenig geneigt.

„Gestatten Sie, daß ich mich jetzt von Ihnen verabschiede, gnädige Frau, es scheint mir reichlich Zeit.“

Sie reichte ihm die Hand, auf die er sich herabbeugte. Er hob sie nicht in die Höhe, sondern beugte sich nieder,

so daß es wie eine besonders ehrerbietige Huldigung aussah, als er sie mit den Lippen berührte.

Während aus dem Nebenzimmer das Lachen des Stabsarztes etwas kräftig und laut, mit einem Stich ins Polternde, erklang, wandte Enna sich an den jungen Offizier.

„Sie bestätigten mit Ihren Worten übrigens das, was ich vorher schon ausgesprochen hatte; auch ich werde an diesen schönen Abend denken."

Reppo, der sich ebenfalls erhoben hatte, sah ihn ernst an, in der Größe waren die beiden sich gleich, als sie jetzt voreinander standen.

„Das ist sehr erfreulich, Herr Hauptmann."

Ein Unterton hatte da mitgeklungen, etwas wie Warnung und Sorge, so daß Lena sich ihm schnell zuwandte.

„Wenn Sie das in bezug auf Storkow gesagt hätten, dann würde ich den Herren gern beipflichten, aber hier, bei uns — ich denke wirklich, da ist es weniger am Platze."

„Hier herrschen Sie, gnädige Frau, das ist es! Die Umgebung nimmt immer etwas von ihren Bewohnern in sich auf."

Sie sah zur Seite. O Gott, dachte sie dabei, dann müßte ja alles hier aus den Fugen gehen, wie ich selbst. —

Als der letzte Gast gegangen, löschte der Doktor das Gas und öffnete die Fenster. Einen Augenblick lehnte sich Lena weit hinaus.

„Gott sei Dank", sagte ihr Mann hinter ihr, „nun jagen wir die unbequeme Geselligkeit auf ein paar Monate zum Teufel. Ist das ein Unsinn, sich dieselben Leute immer wieder auf den Hals zu laden und sich ihretwegen häusliche Unbequemlichkeiten aufzubürden,

während man sie doch in jeder anderen Form das ganze Jahr hindurch täglich genießen kann! — Ich bin wirklich hundemüde."

Lena sagte nichts. Ihr tat es auf einmal leid, daß der Winter mit seinen Festen zu Ende war, und sie seufzte leise. —

Am Himmel stand der Mond. Sein bläuliches Licht floß zugleich mit der linden Luft in die heiße, von allerlei Gerüchen durchtränkte Atmosphäre des Zimmers wie ein kühles, läuterndes Bad. Man hörte deutlich den Wogenschlag des Meeres und sah das nimmermüde, wischende Licht des Leuchtturmes am Horizont. Über Lena kam plötzlich eine große Stille. Was quälte sie sich nur so! — Ein Weilchen würde sie diese wiedererblühte Liebe genießen, ganz in sich aufsaugen, so daß sie Zeit ihres Lebens daran zu zehren hatte, und es würde ein Glück ohne Reue sein. Dann kam die graue Macht der Alltäglichkeit, in der schließlich alles versank. Enna oder sie würden Münde verlassen über kurz oder lang, und da sie ihrem Manne nichts genommen, konnte sie ruhig an seiner Seite weiterleben. So war ihre Hoffnung. — —

Sie lehnte sich weit aus dem Fenster, sah die scharfen Schatten der riesigen Bäume unbeweglich auf dem weißen Sandwege liegen, sah Dächer und Fenster von dem hellen Licht überflutet, — alles war so unwirklich und so schön.

Vom Turm schlug es zwei Uhr, und Rudolf rief ungeduldig nach ihr. Ein großer Nachtvogel strich scheu zwischen den entlaubten Zweigen und stieß häßliche, unheimliche Schreie aus; Lena sah ihm ganz erschrocken

nach, wie er im Schatten verschwand. Dann schloß sie das Fenster.

* * *

Es war endgültig Frühling; im Kasino standen während des Essens die Fensterflügel nach dem Garten zu weit auf, aber trotz des schönen Wetters saßen die Herren drinnen noch zusammen, denn Napoleon war ein wenig angezecht.

„Nur 'ne Idee über den Strich", wollte er mit etwas wässerigen Augen behaupten.

Er konnte nicht das geringste vertragen, und ein Glas Frühstücksfherry warf ihn schon um. Heute hatte ihn Hauptmann Baginski, der eine Wette an ihn verloren, dazu eingeladen. Napoleon hatte in diesem Zustande einen besonders großen Mund, was immer zu allgemeinem Gaudium Veranlassung gab, wobei er aber nichts übel nahm. Sie neckten und zogen ihn gern und viel auf, ohne ihm jedoch jemals ein Gefühl seiner Ausnahmestellung nehmen zu können, das so fest in ihm saß wie ein leibliches Organ. Kränken wollte man ihn ja auch nicht, denn ohne Napoleon wäre es eigentlich langweilig gewesen.

Er war sehr eifrig beim Erzählen, und jeder hörte ihm zu.

„Ja, meine Herren, ich kann es bemeineidigen — gestern Abend — der Enna ging mit einer verschleierten Dame in den Anlagen spazieren, ich bin ihm begegnet."

„Das ist alles?" fragte Wendt enttäuscht. „Daß der Enna für sich lebt und seine Vergnügungen fernab von uns sucht, das wissen wir ja alle längst."

„Ach nee," sagte Seekuhn verschmitzt, „so ist das nun nicht! Seine Freundinnen per Bahn, die werden sich hier nicht so dick verschleiern, das war gestern eine anständige Dame."

„Jawohl, wie damals! Hören Sie auf, Napoleon, in diesem Punkt sind Sie inkurabel."

„Aber ich sag's Ihnen doch!" — er hämmerte mit seiner kurzen derben Faust in die offene Rechte — „ja, ich weiß sogar, wer es war."

„Nanu!" hieß es erstaunt.

„Um welche Zeit war es denn?" fragte jemand.

„Zwischen neun und zehn," krächzte der Kleine, „aber ich sage nichts — gar nichts."

„Das möchte ich Ihnen auch dringend geraten haben!"

Reppo stand plötzlich in seiner vollen Größe am Tische, mit blitzendem Monokel und eisigem Gesicht. Sein Stuhl war beim Aufstehen umgeschlagen, seine Hand lag auf der Tischplatte wie von Stein, aber die Stimme klang ruhig, vielleicht nur um eine Nuance leiser.

Napoleon sah ihn verdutzt an, mit etwas geöffnetem Munde, was ihm einen sehr törichten Ausdruck gab.

„Haben Sie die Dame nicht auch gesehen und erkannt, Reppo? Sie waren ja dicht vor mir."

„Ich habe niemand gesehen! — Und wenn die Dame verschleiert war, wie Sie vorhin sagten, woher wollen Sie denn bestimmt wissen, wer es war?"

„Der Gang — die Haltung — ich dachte —"

Seekuhn war plötzlich ganz nüchtern geworden.

„Man denkt nicht, man weiß, wenn man es überhaupt mit seiner Ehre für verträglich hält, irgend wen —

verstehen Sie — irgend wen in den Mund der Leute zu bringen. — Ich — täte das nie!"

Napoleon murmelte etwas Undeutliches, während Reppo sich ruhig nach seinem Stuhl bückte und ihn aufrecht stellte.

In dem Augenblick trat Gerhard ein. Er sah die etwas bestürzten, bedrückten Gesichter der Kameraden, die aufzubrechen begannen, da ihnen die Situation ungemütlich wurde, und setzte sich erstaunt neben Reppo.

„Was war denn hier los?"

„Ach nichts, — eine kleine Differenz zwischen Seekuhn und mir, die aber beigelegt ist." Er sah den in Rede Stehenden dabei starr an, und wider Willen fast verbeugte sich der Kleine etwas. „Bleiben Sie noch auf eine Bierlänge hier, Heindorf, dann bin ich gern Ihr Partner. — Oder wollen Sie ins Freie?"

Ich bleibe bei Ihnen." Gerhard fühlte instinktiv, daß der Freund in mühsam unterdrückter Aufregung war und lieber noch sitzen blieb; er wurde besorgt.

„Doch nichts Ernstes, Reppo?" fragte er unruhig.

„Nicht im geringsten! Das heißt, wenn Seekuhn meiner Warnung eingedenk bleibt! Ich habe nun mal etwas altertümliche Ansichten, Heindorf, will sie in jedem Falle gewahrt wissen, — ins Blaue hinein jemanden verdächtigen, das leide ich nicht."

„War es eine Dame?" fragte Gerhard voller Interesse.

„Ich habe ihn gar nicht zu irgendwelchen Enthüllungen kommen lassen, aber — ich setze es natürlich voraus."

„Und wenn er jetzt zu den anderen redet?"

„Das kann ich natürlich nicht hindern, nur vor meinen Ohren nicht.“

„War einer von uns mit im Spiel?“

„Ja!“

„Hauptmann Enna?“

Reppo nickte, dann sagte er aufhorchend: „Wie kommen Sie zu der Frage, Heindorf?“

„Ich weiß nicht recht.“ — — —

Es lag etwas in der Luft; keiner wollte mit der Sprache heraus, keiner in einer Sache einen Anstoß geben, deren Ende nicht abzusehen war.

Sie tranken ihr Bier und sprachen von allem Möglichen. Erst auf dem Heimwege fing Reppo ganz plötzlich wieder an: „Wann hat eigentlich Ihr Bruder seinen Skatabend?“

„Alle Mittwoch.“

„Und was macht Ihre Schwägerin an den Abenden?“

„Sie geht aus, bald zur Fritsche, zur Schmidt oder sonst wohin.“

„Und Sie, was tun Sie?“

„Ich arbeite. Manchmal gehe ich auch an das Meer, wenn der Mond scheint oder es sonst schön ist.“

Reppo riß ein grünes Blatt ab und drehte es zwischen seinen Fingern zu einem unförmlichen Klumpen.

„Warum nehmen Sie Ihre Schwägerin nicht mit? Warum lesen Sie ihr nicht vor oder sind sonstwie in ihrer Gesellschaft?“

Gerhard sah sehr erstaunt auf.

„Lena ist doch Herrin ihrer selbst, was habe ich da zu sagen! Wenn sie gehen will, geht sie eben.“

Reppo atmete tief.

„Anders wäre es aber besser. — Hüten Sie Ihre Schwägerin, Heindorf!"

Seine Stimme klang ganz heiser, und als der andere ihm in das Gesicht sah, erschrak er fast vor dem erregten Mienenspiel dieser sonst stets ruhigen Züge.

Nach einer Pause, in der er sich zu sammeln suchte, sagte er endlich:

„Was soll das nun heißen, Reppo! — Sind Sie mir nicht volle Aufklärung schuldig?"

„Was ist da aufzuklären!" Er warf den Klumpen zwischen seinen Fingern verächtlich zu Boden. „Die Menschen sind eben gemein, das wissen wir doch gut genug. Ja, Heindorf, sehen Sie mich nicht mit Ihren klaren Dichteraugen so an, die blicken vielleicht zu hoch, — weit weg über all den Schmutz, durch den wir anderen hindurch müssen; aber deshalb bleibt der eben doch bestehen und befleckt uns alles."

Gerhard legte seine Hand auf den Arm des Kameraden.

„Um Gottes willen, Reppo, was wollen Sie andeuten?"

„Nichts Bestimmtes! Was ich Ihnen sagte, muß genügen! Grüßen Sie Frau Lena von mir!"

„Und sonst soll ich ihr nichts ausrichten?"

„O doch! Erzählen Sie ihr, daß ich Sie für ihre einsamen Abende geworben und daß ich für mich erbitte, mich einmal anschließen zu dürfen."

„Das wird sie gern annehmen, denn seitdem Sie versöhnt miteinander sind, hat sie keinerlei Abwehr gegen Sie."

Sie gingen ein Weilchen schweigend. Am Strande war schon das bunte Leben der beginnenden Badesaison

erwacht, Strandkörbe standen im Sande, Spaziergänger kamen und gingen, das Klingeln der Motorboote, die die See befuhren, klang durch die stille Luft.

„Nun werden die Baginski und der Enna bald auf ihre Kosten kommen," meinte Gerhard lächelnd, „die eine kokettiert und der andere bändelt vielleicht wo anders an, denn mit der Amberg muß irgend etwas geschehen sein, das lasse ich mir nicht ausreden. Er ist zwar mehr denn je ihr Schatten, wenn sie hier ist, aber sie ist anders — kälter gegen ihn, auch macht es mir trotz alledem stets den Eindruck, als wäre es nur Schein, daß er sich um sie kümmert."

Reppo sah seinen Freund verwundert an. So harmlos Gerhard war, das hatte er also doch erfaßt! Ja, die beiden spielten ihre Rolle schlecht — spottschlecht! — Von Lena war das nicht anders zu erwarten, aber Enna sollte gewitzter sein.

Gegen den empfand er echten, tiefen Haß. — Warum mußte der, gerade der, herkommen und weiß Gott was alles in das stille friedliche Münde tragen! Er blickte voller Sorge in die Zukunft.

Wie hatte er Lena geliebt, liebte sie immer noch, — aber von seiner Seite wäre nie etwas geschehen, das die geliebte Frau in den Staub gezogen, nie etwas, das ihr die Ruhe, die sichere Stellung im Hause ihres Mannes genommen hätte. Dazu war er doch nicht selbstsüchtig genug. Und obgleich man ihn allgemein einen Zyniker nannte, wußte er doch am besten, wie heiß er das Reine verehrte — gerade er!

Enna dagegen kannte keine Selbstzucht. Mit gieriger Hand griff er nach allem, was ihm gefiel, und zwang es zu sich herab.

Wohl! Es gab solche Männer. — Aber daß Lena zu denen gehören sollte, die einem von ihnen zum Opfer fielen, dagegen lehnt sich alles in ihm auf

Seine Madonna!

Und er hatte sie nicht allein gestern, nein, schon mehrere Male miteinander gesehen, verstohlen, aber dennoch in voller Öffentlichkeit. Aus solchen Dingen konnte nichts Gutes sprießen, darüber war er sich klar. Er aber durfte nicht eingreifen, konnte nur stumm zusehen und manchmal vielleicht etwas abdämpfen, was ihr zum Schaden gereicht hätte, wie heute.

— — — Mit Grauen dachte er daran, wie er nach seiner ersten Entdeckung, daß zwischen Enna und Lena ein Einverständnis bestand, in seiner Stube gewütet hatte, welche Nacht er überstehen mußte, um sich die äußere Ruhe zu bewahren.

Er war nicht aus dem Holze, um treulose Frauen zu schaffen, — zweifellos dagegen Enna.

Wie aber würde das Drama enden, das sich vor seinen Augen abzuspielen begann? — — —

Gerhard war zum Turnen kommandiert und hatte sich inzwischen von Reppo getrennt.

Manche der promenierenden Fremden gingen mit neugierigen Augen an dem großen, schlanken Offizier vorüber, der einsam, in tiefen Gedanken einherging; er aber achtete nicht darauf.

Je dunkler es in ihm wurde, je weiter ging er, ohne Zweck und Ziel, nur um sich die Gedanken zu verlaufen, die ihn quälten. Und der Haß gegen Enna, dem er auch einen schlechten Einfluß auf das

Offizierkorps zuschrieb, loderte immer gewaltiger in ihm auf.

* * *

Der Stabsarzt steckte die Hände in die Hosentaschen und trat an das Fenster, Lena, in Tränen gebadet, ging hinaus, als Gerhard eintrat.

Es hatte der Kinder wegen eine Szene zwischen dem Ehepaare gegeben.

Das Geringste, das sonst mit einem Scherzwort, einem Lachen abgetan wurde, nahm jetzt andere Dimensionen an und pflegte mit einer Szene zu enden, wie sie sonst fast nie zwischen ihnen vorgekommen war.

Der Stabsarzt seufzte. — Warum das alles?

Woher dieser gereizte Zustand seiner Frau, der sich manchmal bis zum Weinkrampf steigerte? Wo war der Frieden, die Ruhe seines Hauses hin? Und wer hatte ihn gestört? Darüber rätselte er seit langem.

„Ich glaube wirklich, Lena ist in letzter Zeit hypernervös geworden," sagte er zu seinem Bruder, „ich möchte nur wissen, woher; irgendeinen Grund muß die Sache doch haben. Vernünftig ist gar nicht mehr mit ihr zu reden."

Unruhig und gereizt ging er im Zimmer auf und ab. Er wußte kaum, was ihm peinlicher war, der Streit oder nachher die Versöhnung, bei der sich Lena meist bis in den Staub demütigte, ebenso maßlos, wie sie zuerst heftig gewesen war.

Außerdem sah sie schlecht aus.

Manchmal, wenn er sie beobachtete, sah er das Schlagen der Adern an ihrem Halse, das ihm sagte, wie wild

ihr das Blut durch den Körper jagte. Dann kam eine Unruhe über sie, die sie keinen Augenblick stille sitzen ließ. Seine Diagnose lautete auf hohe Nervosität! — Was aber sollte er ihr verordnen?

Sein schönes, großes, ruhiges Glück sah er getrübt und wußte weder wodurch, noch wie helfen. —

— „Lena sieht schlecht aus, nicht wahr?" sagte er, sich wieder an seinen Bruder wendend. „Wir sehen sie alle Tage und achten deshalb nicht so darauf, aber der Justizrat sagte es mir gestern."

Gerhard nickte. Ja, sie war ohne Frage blaß und mager geworden, ihm war das auch schon aufgefallen. Und dazu Reppos sonderbare Andeutungen. Jedenfalls wollte er sie Lena ausrichten, was er bisher noch nicht getan hatte. Es war ihm peinlich gewesen, und mit seinem Bruder darüber zu sprechen, das ging doch überhaupt nicht an.

„Sieh mal," sagte der Stabsarzt und begann eine Wanderung am Tisch vorbei, „ich habe mein Lebelang nervöse Frauen gefürchtet und gehaßt, gerade Lenas blühende Gesundheit und Frische war mein ganzes Glück. Wer immer mit Kranken zu tun hat, lernt das doppelt schätzen. Bis jetzt war sie gesund an Leib und Seele, woher kommt nun dieser merkwürdige Zustand? Sie hat doch keinerlei Gemütserschütterung gehabt! — Dann ließe es sich allenfalls erklären, aber so ... Ich mag ja manchmal ein etwas rauhbeiniger Kerl sein, mein Gott ja, das gewöhnt man sich so an, aber gut meine ich es trotzdem mit ihr, mit Euch allen. Ihr seid ja mein einziges Glück, ohne das das Leben keinen Wert mehr für mich hätte."

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Lena trat wieder ein, verweint, mit noch zuckenden Lippen. Ohne auf Gerhards Anwesenheit zu achten, ging sie auf ihren Mann zu, die Augen niedergeschlagen, ein Bild der Zerknirschung. Sonst hatte sie selbst in der Versöhnung ihren Standpunkt verteidigt, jetzt nichts mehr davon.

„Verzeih, Rudolf", sagte sie mit zitternder Stimme.

Es war ja so gleichgültig, wer recht hatte; ihm gegenüber war sie stets im Unrecht, immer hatte sie ihm etwas abzubitten und zitterte vor ihm.

Er nahm sie herzlich in seine Arme.

„Laß es gut sein, Lening. Sage mir lieber, was dir fehlt."

„Nichts! Gar nichts!"

Sie legte in ausbrechender Angst beide Arme um seinen Hals und ihren Kopf an seine Brust.

„Sei doch vernünftig, Kind!" mahnte er, über das Maßlose in ihrer Art erschreckt. „Das sind ja alles nur kleine Häkeleien. Im Grunde haben wir uns doch innig lieb, und solche Szenen sind wirklich überflüssig, die schaden dir nur."

„Ja! Ja!" Sie preßte sich an ihn mit einer Kraft, als schütze er sie vor einem Sturz in die Tiefe, und wieder kam ihr der Gedanke: Vertraue dich ihm an, ehe es zu spät ist, er wird dich retten!

Aber dann stand plötzlich manches ernste, strenge Wort, das er ausgesprochen, vor ihr und grinste sie höhnisch an. Er wird sein Recht verteidigen und dann, statt dich zu retten, stiftest du nur Unheil.

Er streichelte ihr schönes, flaumiges Haar, das beruhigte sie etwas, und nach einem Weilchen richtete sie den Kopf auf:

„Du bist so gut, Rudolf.“

„Den Teufel auch, Lening, kratze lieber manchmal ein bißchen, das hat jeder Mann gern, wenn es nicht zu toll kommt. Sieh nur, wie du aussiehst! Meine schöne Frau soll sich nicht so entstellen. Kühle dir die Augen, und wenn du noch Herzklopfen hast, nimm meinetwegen noch etwas Brom! — Komm, Frau.“

Gerhard blieb mit schwerem Herzen im Eßzimmer zurück, denn sein Bruder hatte ihm einen Wink gegeben. Unwillkürlich richteten sich seine Augen auf das Rokokosofa, und ihm fiel ein, wie er dort vor Monaten Lenas Körper hatte zucken sehen, als sie sich in krampfhaftem Weinen wand.

Was fehlte ihr damals schon?

Quälte sie etwas Körperliches oder Geistiges? Er wußte eigentlich gar nichts von ihr!

Nach ein paar Minuten kam das Ehepaar zurück, Lena sah beruhigt aus, und auf Rudolfs Gesicht lag wieder die alte, zuversichtliche Gemütlichkeit. Er hatte noch einen Besuch im Lazarett zu machen und war froh, wieder in Stimmung zu sein.

„Leiste Lena Gesellschaft!“ bat er seinen Bruder.

Sie stand mit etwas gesenktem Kopf in ihrem Erker und hatte augenscheinlich Gerhards Anwesenheit ganz vergessen, wenigstens schrak sie zusammen, als er sie jetzt ansprach, und sah ihn scheu an.

„Rudolf sorgt sich so um dich, Lena, er hat dich über alles lieb.“

Sie nickte mehrere Male.

„Sagte er dir das?“

„Ja, willst du ihm nicht lieber offen gestehen, wenn dir etwas fehlt?“

Sie strich ganz abwesend über ihre Stirn.

„Mir fehlt nichts! Was sollte mir wohl fehlen?" sagte sie ungeduldig.

„Ich weiß es nicht! — Aber ich habe einen Auftrag von Reppo an dich, soll ich ihn dir wiederholen?"

Ihre Augen weiteten sich schreckhaft.

„Ja, ja, schnell."

„Ich soll dir an den Abenden, wo Rudolf seinen Skat hat, Gesellschaft leisten, selbst gegen deinen Willen!"

Sie sank mit einem Laut, der einem Stöhnen glich, in ihre seidenen Kissen; einen Moment mußte sie die Augen schließen. Sie begriff die Tragweite dieser Worte in ihrem ganzen Umfange; auch Suse hatte ihr lachend von dem Traum der Baginski erzählt. — Ja, sie standen dicht vor dem Ende!

Beide Hände gegen die Brust gepreßt, sagte sie tonlos:

„Tue das, Gerhard, leiste mir Gesellschaft!" — Aber eine Sekunde später schnellte sie wieder hoch:

„Nein, nein, das ist ja alles Unsinn! Ich bin doch kein Kind, das sich fürchtet, nein! — Ich verbiete es dir!"

Gekränkt griff er nach der Türe.

„Ich werde dich nicht belästigen, Lena."

Da lief sie auf ihn zu, strich über sein dichtes, glattes Haar und sagte in ihrem früheren Ton:

„Sei doch kein Narr, Gerhard. Wir richten uns das ein, wie es uns paßt, nicht wie Reppo will. Möchte er nicht irgendwie mit dabei sein? — Na ja! Warum soll ich mir seinetwegen die Konsulin verfeinden? Damit du aber siehst, daß ich brav bin — morgen sollst du bei mir bleiben, ja — morgen."

Als sie allein war, sank sie ganz in sich zusammen wie ein todmüder Mensch. Was nun? — Sie hatte Neppo und Seekuhn wohl gesehen, sich aber im Mantel, Schleier und bei der Dunkelheit ganz unkenntlich geglaubt. Es mußte aber doch nicht der Fall gewesen sein, daher Neppos Warnung, oder war es gar eine Drohung?

Keinesfalls wollte sie morgen Enna treffen; der Gedanke machte sie schon halb wahnsinnig vor Angst. Vielleicht paßte man ihm oder ihr auf, — vielleicht... wie entsetzlich feig sie doch war!

Sie rannte an ihren Schreibtisch, riß einen der schönen, bunten Bogen von Gerhards Weihnachtsgeschenk heraus und schrieb mit fliegender Hand:

„Ich fürchte mich so! — Morgen nicht, da wir verraten sein könnten... Das nächste Mal — wenn uns ein Zufall nicht eher zusammenführt. O, wie ich leide —"

Den kuvertierten Brief barg sie in ihrem Pompadour, dann zog sie sich in höchster Eile an und ging selbst an den Briefkasten, um ihn einzustecken.

Enna würde unzufrieden sein! Sie konnte ihm nicht helfen, schließlich mußte er das einsehen. Ihr verstohlenes, kaum berührtes Glück war eine Dornenkrone für sie beide. Immer in Angst, — immer in Unruhe... Aber ihn aufgeben, ihn vielleicht der Amberg überlassen? Nein, — das konnte sie auch nicht, das ging über ihre Kraft.

* * *

Es war warm geworden, fast schwül. Noch schien das Laub der Bäume in jenem frischen, hellen Grün, das wenig von Hitze und Staub wußte, aber schon über-

fluteten die Badegäste Münde, so daß man keine Bank frei, keinen Winkel ohne Menschen fand.

Ein bißchen stieg das der ersten Münder Gesellschaft immer in die Nase, sich so aus ihrem eigensten Besitz vertrieben zu sehen; aber die Stadt dachte anders, und die Gäste kamen jedes Jahr zahlreicher.

So hieß es also, sich fernhalten.

Maritscherl Baginski fand diesen Sommer, daß das eigentlich eine große Narrheit sei. Warum ließen sie sich verdrängen? Sie, die doch eigentlich das erste Anrecht hier besaßen!

Sie mietete einen Strandkorb, die dicke Schmidt tat dasselbe, dann zogen sie fröhlich ans Meer und errichteten sich eine Schutzmauer aus Sand, hinter der sie ihre Männer und sonstigen Bekannten erwarteten.

Die Gillesmädeln hatten erst die Nasen gerümpft, dann aber taten sie mit. Nur daß ihr Korb einsamer, weiter am Strande hinaus stand. Etwas Besonderes mußten sie doch immer haben.

Lena hatte abgelehnt, sich zu beteiligen, obgleich ihr Mann es ihr anbot. Sie fürchtete sich, täglich neugierigen Augen und Fragen ausgesetzt zu sein. Eine krankhafte Angst vor scharfen Zungen hatte sich ihrer bemächtigt.

Und dann — was hatte sie auch mit all diesen Frauen gemein! Enna dort zu sehen oder gar zu sprechen, war überhaupt unmöglich, — was sie sich zu sagen hatten, gehörte nicht vor dieses Forum, und aus konventionellen Redensarten machte sie sich nichts. Und ihm zuzusehen, wie er mit anderen liebenswürdig war, während sie fern saß, war ihr, trotz aller Vernunftgründe, eine Qual.

Da Lena bei ihrer Ablehnung blieb, hatte der Doktor einen rotweißgestreiften Baldachin im Gärtchen an der Hausmauer befestigen lassen, der reichlich Schatten gab; Tische und Stühle wurden darunter gesetzt und so ein reizendes Plätzchen geschaffen, mit dem er seine Frau überraschte. Hier tranken sie morgens und nachmittags ihren Kaffee, hatten links und rechts einen Blick in die schön gehaltenen Anlagen, in denen vormittags die Kurmusik spielte, und vor sich die breite Allee mit den auf und ab flutenden Menschen, die entweder von der Stadt nach dem Strande oder umgekehrt strömten.

Hier saß Lena mit einer Handarbeit, die spielenden Kinder vor sich und grübelte über ihr Herzeleid nach.

Als die Musik begann, stand sie auf, nahm Hut und Schirm und ging nach dem abgelegenen rechten Teil der Anlagen, als jagten sie die Töne. Dort, in einem einsamen Fichtengange, den die Baginski immer die Trauerallee nannte, wußte sie eine versteckte, durch Unterholz fast ganz unsichtbar gemachte Bank. Dorthin wollte sie; denn jede Begegnung störte sie und machte sie unruhig. Ihr war immer, als habe sie so unendlich viel zu bedenken, was keinerlei Ablenkung duldete, und schließlich waren es doch immer nur zwei Gestalten, die sich vor ihr zeigten, Enna und ihr Mann.

Als sie ein paar Schritte in das Grüne gemacht hatte, schrie sie vor Schreck fast auf.

Enna stand ihr gegenüber.

Er trug ein leichtes, graues Zivil, Strohhütchen und Stock. Im ersten Augenblick wirkte er fast unkenntlich.

„Du!" stammelte sie und sah ihn an.

Es war ganz menschenleer um sie, alles drängte zur Musik. Wie regungslose Wächter standen die dunklen Edeltannen da, deren Nadeln kein Lüftchen bewegte, die aber schwer und betäubend dufteten. Lenas zartes Gesicht unter dem glockigen, hellen Hut sah sehr reizend aus, und nachdem der Schreck überwunden war, glomm in ihren Augen allmählich ein Strahl heißer Freude auf.

„Wie bin ich glücklich, Lena", sagte er. „Das hatte ich nicht erwartet! Nur vorübergehen wollte ich an deinem Hause und dich vielleicht sehen, mehr nicht."

Sie drückte seine Hand. „Ich bin sehr glücklich, Raoul! — Sehr glücklich und sehr in Angst."

Er lachte.

„Eine Begegnung hier, vor aller Augen, das ist doch harmlos genug. — Wohin wolltest du?"

„Auf die Bank dort."

Sie zeigte ihm das versteckte Plätzchen. Auf dem Boden lagen fußhoch braune Nadeln, die Zweige der Bäume deckten die Bank fast ganz zu, selbst beim Anstreichen war sie übersehen worden, und grau wie früher schimmerte ihr Farbe.

„Komm!"

Er ging voran und setzte sich in eine Ecke. Sie folgte zögernd.

„Mein Lieb", sagte er zärtlich. „Wie mußt du um mich leiden!"

„Ich ängstige mich um dich!"

„Das ist Unrecht, Lena. Wer nicht ein wenig auf sein Glück vertraut, ist es nicht wert."

„Man hat uns neulich Abend erkannt, Raoul, das heißt mich, denn du bist ja frei! — Auch die Baginski

hat unsere Küsse auf der Rückfahrt von Strokow ‚geträumt‘. Alle sind sie uns jetzt auf den Fersen.“

„Laß sie träumen, laß sie uns sehen, Lena; es kommt doch alles, wie es kommen soll.“

„Du denkst nur an dich, — denke auch einmal an mich“, sagte sie mit leisem Vorwurf und legte die Hände fest ineinander.

Er biß sich auf die Lippen.

„Du hast recht! — O Gott, Lena, das verfluchte Geld! Auf meinen Armen trüge ich dich sonst hinaus in die Welt, dahin, wo es schöner ist als in Münde. Aber ich bin ein armer Kerl, noch mehr, ich bin verschuldet! Ich kann dir nichts, nichts bieten, denn diese grausamen Alltagsdinge wiegen schwerer als alles andere.“

„Glaubst du, ich ließe dich ‚ihm‘ sonst?“ fuhr Enna fort. „Vielleicht bin ich wirklich innerlich etwas verlumpt, weil das Leben in der Großstadt doch herabzieht; trotzdem weiß ich, daß ich dich allein lieb habe, daß ich Opfer bringen möchte deinetwegen —“

Sie sah ihn an. Alle Liebe lag in ihren goldenen Augen.

„Wir konnten nie zueinander kommen, soviel drängte sich zwischen uns. Erst der Vater . . .“

„Er hat es gut gemeint, Lena.“

Sie antwortete nicht, sondern flocht erregt die Finger ineinander.

„Und er hatte recht! Wäre ich nicht wieder in dein Leben getreten, du hättest mich vergessen und befändest dich ganz wohl.“

„Vergessen? — Nein! Aber du warst mir wie ein Toter, — mein gestorbener Jugendtraum.“

„Und du warst ganz glücklich dabei. — Sage es nur offen!“

„Ja!“ flüsterte sie. Es kam ihr hart an, aber sie mochte nicht lügen.

„Und wenn ich heute aus deinem Leben scheiden würde, käme das Glück wieder?“

„Nein, o nein, Roaul!“

Es war wie ein Angstschrei.

„Verlaß dich darauf, Lena, wir Menschen sind von der Natur so zweckmäßig konstruiert, daß niemand dagegen an kann. Und dann das Leben! Alles darin fließt und vergeht.“

Sie sah mit schwimmenden Augen zu ihm auf; ihr Herz wollte nicht zugestehen, daß er recht hatte.

„Und dann hast du Kinder, Lena, und dein Mann ist gut zu dir. Ich bin eigentlich ein elender Kerl, daß ich mich wieder in dein Leben hineindränge und dich da herausreiße, wo du festgewurzelt bist. Und du bist schwach, Lena! Alle Frauen sind schwach, wenn sie lieben.“

Sie weinte.

„Und das Ende, Raoul?“

„Ja, weiß ich das? Es wird schon kommen; aber bis dahin wollen wir glücklich sein. Ich bin kein Mensch, der entsagen kann! — Ich habe Sehnsucht nach deinen süßen Lippen, die ich so lange nicht geküßt habe, seit jener Heimfahrt nicht, Lena — meine Lena, bleibe nur!“

Er hatte die Augen halb geschlossen und sah sie an. Ein Kohlweißling flatterte dicht an ihnen vorüber, die Tannen erschauerten plötzlich, und lauter drang die Musik zu ihnen. Auf den Kieswegen lag Glut und Sonnenglast. Zitternd lehnt sie sich an ihn.

„Und — die anderen?“ fragte sie mit erstickter Stimme. „Wenn sie es merken — sie schonen uns nicht!“

„Dann trete ich mit meinem Leben für das ein, was ich begehe, — mehr kann ich nicht tun!“

Sie mochte ihn nicht daran erinnern, daß ja dann auch ihr Leben zerbrochen sei, ein Schatten auf ihren Mann, ihre Kinder fiel, den sie verursacht hatte.

„Es wird aber nichts geschehen,“ sagte er plötzlich sicher und triumphierend, „ich fühle es, Lena.“

Seine Zuversicht steckte sie an, sie wußte nicht, wodurch.

„Sieh, Liebling,“ sagte er mit strahlenden Augen, „ich wüßte wohl einen Ort, wo wir unentdeckt sein würden, — bei mir! Ich habe meine Wohnung mit Vorbedacht gewählt, obgleich ich nicht wußte, daß du hier warst.“

Sie war in heftigem Schreck aufgezuckt; ihre Augen starrten ihn entsetzt, weit offen an.

„Was ist denn für ein Unterschied“, fragte er ruhig, „zwischen dem Zusammensein hier, wo uns jede Sekunde jemand sehen kann, der doch nicht an ein zufälliges Treffen glaubt, oder in meinen verschwiegenen vier Wänden?“

Sie hatte sich etwas von ihm entfernt und sah ihn noch immer groß an, dann sagte sie:

„Ich bin wohl eine schlechte Frau, Raoul, aber eine ehrlose kann ich niemals werden!“

Mit der Spitze seines Stiefels wühlte er in den trockenen Nadeln; sein Gesicht war ruhig, ein leises Lächeln lag darauf.

„Das hatte ich erwartet. — Ihr Frauen seid so sonderbar! Bleiben wir nicht dieselben, Lena, wo wir uns auch sehen? Mein Ehrenwort, daß ich nur an deinen Schutz denke. — Überlege es dir, Liebling, mein Ehrenwort bindet mich nach jeder Richtung hin.“

Ein paar kreischende Kinder tollten den Weg hinab, der rauschende Schlußmarsch, den das Orchester spielte, klang deutlich bis hierher. Nun kamen die Menschen. — Enna stand auf.

„Überlege es dir, Lena; hier — ein unglückliches Ungefähr — dort Sicherheit. — Mittwoch, Liebling, ja?“

Sie zitterte und bebte; die Hand, die er drückte, war eiskalt, trotz der Hitze. Aber er wußte, Lena würde überlegen und dann kommen; sie mußte ja einsehen, daß es da kein Zaudern geben konnte. Sein Bursche war gut gezogen, die Gegend sicher, dies ewige Bangen hörte auf.

Wie benommen ging Lena nach Hause; dicht vor ihrem Gärtchen traf sie die Baginsky, äußerst vergnügt und gut aussehend. Die blieb stehen.

„Denkens, Frau Doktor, die Gillesmädeln haben einen richtigen Verehrer! Ist das nit zum Wälzen? Er muß ja blind, oder sonstwas sein!“

Lena lächelte. Sie fürchtete die Baginsky seit dem „Traum“, wie sie jetzt alle Menschen fürchtete, die bisher zu ihrem Kreise gehört hatten.

„An richtigen Verehrer,“ plauderte die Baginsky weiter, „und sogar gut schaut er aus. — Aber er muß blöd sein — ganz blöd! Seine Kravatteln sind's a.“

„Woher wissen Sie denn das“, fragte Lena endlich.

„Nu, ich seh' doch seine Kravatteln jeden Tag! Ach so, daß er mit den Mädeln geht? Ja, liebste Frau Doktor,

kämen Sie nur mal e bißle an den Strand! Da tut sich was! — Ewig hockt er am Strandkorb der Gillesmädel — Reppo kann halt wirkl eifersüchtig werden."

„Ich gönne ihnen den Verehrer", meinte Lena gleichgültig.

„Ich aber net —! Diese hochmütige Bagasch! Auch noch ne gute Partie machen! — Na!! — A, da sind ja Ihre Fratzerl, süße Dinger! Kommts, gebt's Handerl! So — — Behüt' Gott, Frau Doktor", und fort war sie.

Ja, solche Menschen tun sich leicht im Leben, die denken nicht, folgen nur ihren Neigungen.

* * *

Lena saß unter ihrem gestreiften Baldachin und arbeitete, immer und unaufhörlich drehten sich selbst dabei ihre Gedanken um Enna. — Sollte sie — konnte sie tun, was er ihr vorgeschlagen? Das Gefühl der Frau lehnte sich heftig dagegen auf, die Vernunft sagte ihr, daß es am sichersten sei, immerhin — — —

Suse Lutter kam durch den kleinen Vorgarten auf sie zu, sehr rot, eilig, offenbar in starker Erregung. Als sie vor ihr stand, fiel sie ihr gleich um den Hals.

„Frau Doktor! Liebe Frau Doktor, ich habe mich eben verlobt!"

„Verlobt?" fragte Lena mit großen Augen.

„Ja, mit Leutnant Wendt! Und nun werde ich nicht mehr so schrecklich allein sein!" Es war wie ein Erlösungsschrei aus tiefster Brust, Lena hörte ihn zum erstenmal.

„Waren Sie denn so allein, Suse, arme kleine Suse!" Sie faßte sie an den Händen und zog sie neben sich. „Warum sind Sie nicht zu mir gekommen?"

Suse senkte den Kopf.

„Es wäre zu oft gewesen. Und manchmal hatte ich das Gefühl — ich störte. Nicht bei Ihnen allein, — bei allen Menschen, zu denen ich kam. Überall fand ich, daß sie zueinander gehörten und mich nicht brauchten."

„Aber Ihr Vater?"

„Väter brauchen Töchter nicht. Er ging alle Abende zu seinem Skat, dann saß ich allein. Ich habe ja Handarbeiten gemacht, Klavier gespielt, gelesen. Aber wenn ich aufsah, — immer war ich allein, und das ist schrecklich."

„Aus dem Grunde haben Sie Leutnant Wendt Ihr Wort gegeben, Suse?"

„Ich habe ihn auch gern, er ist so lustig," sagte Suse etwas beschämt, „und ich glaube, daß auch er mich gern hat."

„Genügt das fürs Leben?" fragte Lena und stützte den Kopf in die Hand.

„Ich weiß es nicht."

„Das Leben ist so lang und die Ehe manchmal so schwer."

„Aber man hat doch sein Eigenes und die Kinder — — da muß man ja glücklich werden! Sie haben mir ja immer als Vorbild vorgeschwebt. Ihr Mann ist so gut zu Ihnen, Ihre Kinder reizend. Sie müssen über alle Maßen glücklich sein und — sind es ja auch."

Ein langes Schweigen folgte. Dann sagte Lena:

„Liebe, liebe Suse, ich wünsche Ihnen das beste Los," sie küßte sie herzlich, „ich kann Ihnen das alles nachfühlen, ich habe ja auch in meiner Jugend an Einsamkeit gelitten. Wir hätten uns nähertreten sollen; aber ich dachte immer, Ihr Sinn stände nur nach jungen Mädchen."

„Ich werde glücklich werden," fuhr Suse zuversichtlich fort, „ich glaube es ganz bestimmt. Und darum wollte ich Sie bitten, Frau Doktor, daß Ihr Mann heute Abend beim Skat ein gutes Wort für Fritz einlegt. Mein Vater ist durch Ihren Mann leichter zu beeinflussen als durch irgendeinen anderen. — Wollen Sie mir das versprechen?"

„Ich hoffe, es versprechen zu können."

„Mit gutem Willen kann man doch auch jede Ehe glücklich gestalten, meinen Sie nicht, Frau Doktor?" Suse horchte träumerisch auf die Musik, sie hatte soviel guten Willen, soviel Hoffnungen und Wünsche.

„Wenn beide gute Menschen sind, die den festen Willen dazu haben, dann kann man allerdings vieles erreichen, Suse. Aber Glück — echtes, sonniges Glück ist das nicht! Das kann uns kein guter Wille, kein noch so heißes Ringen geben. Das ist anders, Suse! Das kommt vom Himmel und erfüllt uns so, daß wir nicht mehr wissen, was ist recht, was unrecht. Solch Glück geben und empfangen, Suse — und dann meinetwegen sterben, — denn mehr hat die Erde nicht!"

Sie saß zurückgelehnt da, ihre Augen leuchteten, ihre Brust hob sich. Suse sah mit Staunen auf die verwandelte Frau.

„Ich habe ihn aber lieb", murmelte sie verwirrt.

„Lieb haben! Was heißt das? — Das ist so dürftig! — Und wenn dann das Glück wirklich kommt, und Sie sind nicht mehr frei, Suse — und haben nur die Wahl zu entsagen oder unrecht zu tun — dann beginnt eine Qual, die Sie sich gar nicht ausdenken können. Dann ist eine Ehe fürchterlich, weil sie Ihnen

nirgend einen Ausweg läßt. Und darum überlegen Sie vorher, Suse!"

„Ich weiß, daß ich Fritz immer lieb haben werde", sagte sie bestimmt. „Zu Anfang gefiel mir ja Hauptmann Enna viel besser, aber ... Was ist Ihnen, Drau Doktor?"

Lena war zusammengezuckt, ordentlich aufgefahren.

„Ich habe mich gestochen, erzählen Sie weiter, Kind."

„Er kümmerte sich so wenig um mich. Und dann hörte ich so allerlei, — daß er leichtsinnig wäre und großsprecherisch und verschwenderisch, — da fand ich dann wieder Fritz viel netter."

„Und wenn er nun nachträglich doch noch käme, würde sich Ihr Herz ihm nicht wieder zuwenden, Suse?"

„O Gott, nein, jetzt habe ich ja Fritz!" Sie war ganz entrüstet, aber Lena achtete nicht einmal darauf.

„Als Mädchen weiß man eben noch nicht, was man tut, wenn man sich so verschenkt," sagte sie eindringlich, „die Erkenntnis kommt erst viel später. Sie haben keine Mutter, Suse, darum muß ich Ihnen das alles sagen! — o, wenn ich es Ihnen nur recht eindringlich gesagt habe!!"

Sie deckte einen Augenblick die Hand über die Augen, dann aber fiel ihr ein, daß dies doch wohl nicht die rechte Art einer jungen Braut gegenüber sei, und daß nicht jede Frau in ihre traurige Lage zu kommen brauchte. Außerdem konnte ihr Benehmen Anlaß zu allerlei Vermutungen geben, so nahm sie Suse nun liebevoll in den Arm.

„Nachdem ich Ihnen alles gesagt habe, was ich Ihnen schuldig zu sein glaubte, nehmen Sie auch meinen herzlichsten Glückwunsch."

Sie küßte Suse, und das junge Mädchen, das schon begonnen hatte, sich unter Lenas Worten recht unbehaglich zu fühlen, vergaß das bald wieder; sie war ja jung und glücklich. Baby aufnehmend, sagte sie leichtherzig:

„Gott, so ein holdes Dingelchen, wie könnte man da an Traurigkeit denken! Und daß der Herr Stabsarzt nur nicht vergißt, Papa recht gut zuzureden. Soll ich ihn noch selbst darum bitten?"

„Ich tu' es sicher, verlassen Sie sich nur darauf."

Dann kamen die Gillesmädel mit ihrem neuen Verehrer von der Musik zurück, und Suse schloß sich ihnen an.

Oben am offenen Fenster hatte der Stabsarzt gestanden und jedes Wort gehört, das die Damen unten gesprochen. Zuerst lächelnd, dann mit immer ernster werdendem Gesicht.

Was seine Frau da sagte, kam ihm so grenzenlos unerwartet. Das klang doch nicht nach einer glücklichen Ehe? So durfte wohl jemand sprechen, dem das Leben hart zusetzte, — aber doch seine Lena nicht!

Etwas Hilfloses, Verzweifelndes hatte aus dem Ton ihrer Stimme geklungen, nicht eine Warnung, sondern eine Klage.

Ihm war plötzlich, als presse man sein Herz zusammen. War denn nur er glücklich gewesen, nicht auch seine Frau?

Er dachte an die Jahre seiner Ehe zurück. Im Anfang war es ihm manchmal vorgekommen, als zucke Lena bei seinen Zärtlichkeiten zurück, allmählich aber gab sich das. Dann kamen die Kinder, und er fühlte mit stolzer Genugtuung, wie sie ihm ganz gehörte mit Leib und Seele, wie glücklich und zufrieden sie sich in seiner Hut

fühlte, bis — — ja, es war eine Änderung bei ihr eingetreten! Er hatte nur an Nerven gedacht, aber vielleicht war es rein seelischer Natur. — Von welcher Seite konnte das kommen?

Bewegungslos blieb er stehen, als die Stimmen unten längst verklungen waren. Er fühlte sich wie jemand, der einen sicheren Besitz vor seinen Augen verschwinden sieht, ohne helfen zu können. Und mit grausamer Deutlichkeit fühlte er, daß er, der sich so reich gewähnt, arm, ganz arm sein könne! So konnte keine Frau sprechen, die ihren Mann lieb hatte, nicht so vor der Ehe warnen.

Und doch hatte sie immer und immer Schutz und Hilfe bei ihm gesucht, selbst in unwichtigen Dingen, über die er manchmal gelacht, und hatte sie auch stets gefunden, denn nichts war seine Frau weniger als ein starkgeistiger Mensch, der gewagt hätte, sein Schicksal selbst zu leiten. Wohin hatte sie sich denn nun verirrt? — —

Er war froh, daß ihn niemand sah, als er wegging; die Erschütterung, in der er sich befand, wäre ihm gewiß anzumerken gewesen, und das wollte er nicht. Sein Recht war, jetzt im geheimen zu beobachten und zu forschen, vielleicht war dann alles nicht so schlimm, wie es ihm erschien. Er besaß die bequeme Hoffnungsseligkeit der ungern in ihrem Behagen gestörten Menschen und nahm sich vor, einstweilen nicht allzu schwarz zu sehen. Dennoch war ihm nicht wohl zumute. Mit dem Justizrat wollte er gern sprechen; es war gut, daß Suse an den Mann kam. Auch er hielt Wendt für einen zwar mäßig begabten, immerhin anständigen Menschen, bei dem sie gut aufgehoben war.

Einen Augenblick schossen seine Gedanken zu Gerhard .... Sollten er und Lena? ..... Pfui! — Mit hartem Griff packte er in der Anlage ein junges Bäumchen und rüttelte es heftig in jäh aufsteigender Scham.

Was für Gedanken!

Was für häßliche — nichtswürdige Gedanken!

* * *

Mit wildschlagendem Herzen, mit dem vollen Bewußtsein des Unrechts, das sie beging, stand Lena in dem Dunkel der Bäume, die Ennas Fenster gegenüber lagen.

Gott sei Dank, es war ihr niemand begegnet! Nieman ahnte, daß sie sich im geheimen und mit rasender Angst zu dem Manne stahl, den sie liebte, während ihre Kinder ruhig schliefen und ihr Mann beim Skat saß und dem Justizrat zuredete, wie er es versprochen. Sicher kam er deswegen heute Abend später nach Hause.

Nun stand sie hier und wagte sich nicht weiter.

Sich gegenüber sah sie die beiden dicht verhängten Fenster, hinter denen die Lampe brannte, die nur angelehnte Haustüre, und vor sich den staubigen, schlechtgepflasterten Weg, der allein sie noch von Roaul Enna trennte.

Eine einsame Laterne brannte da drüben, nahe genug, um jeden, der in das Haus ging oder herauskam, erkennen zu lassen, und diese Laterne bannte sie, vor der fürchtete sie sich geradezu. Ringsum war Stille und tiefes Schweigen, nur ganz leise raschelte der Wind in den Blättern der Bäume, wie verschlafen schlug das Meer an den Strand.

Um die ruhig brennende Laterne kreiste ein großer Nachtfalter, und in der Ferne irgendwo heulte ein Hund.

Jetzt sah Lena, daß sich der eine Vorhang ein wenig bewegte; Enna wurde also ungeduldig.

Und sie? Was stand sie denn hier? Machte sie dadurch nicht vielleicht jede weitere Vorsicht hinfällig? Rührte sich dort nichts?

Sie preßte die Hände zusammen und floh über die Straße. Die Haustüre öffnete sich lautlos; auch die Zimmertür war nur angelehnt. Einen Augenblick darauf lag sie in Ennas Armen.

Er fühlte das Zittern ihrer Gestalt, das wilde Schlagen des Herzens und führte sie zum Sofa, als wäre ihr Kommen das alltäglichste Ding der Welt.

Allmählich beruhigte sie sich, und er mußte an den Abend in Münde denken, als er ihren blonden Kopf auf derselben Stelle des Sofas zu sehen geglaubt hatte, auf der er jetzt wirklich ruhte. Ein namenloses Glücksgefühl erfaßte ihn und machte ihn weich und zärtlich. Stumm nahm er ihre beiden Hände in die seinen und küßte sie. Da fühlte er erst, wie sehr sie zitterte.

„Lena," sagte er vorwurfsvoll, „bist du nicht in guter Hut? Bei mir! — Wie oft habe ich hier an dich gedacht und dich herbeigewünscht, mit aller Kraft — nun bist du endlich da."

„Ja", sagte sie wie in Wirrnis und Angst.

Er streichelte ihr Haar, legte ihren Kopf an seine Brust, küßte sie aber nicht wieder.

„Endlich, endlich sind wir allein und ohne Furcht", sagte er mit tiefem Aufatmen. „Ich wollte dir so viel

sagen, Lena, und jetzt geht alles unter in dem maßlosen Glücksgefühl, daß du neben mir sitzest."

Allmählich wurde sie ruhiger, hob den Kopf und sah sich um. Ein kleines bißchen Neugierde mischte sich ein. Unwillkürlich fiel ihr ein, was man alles in Münde von den geheimnisvollen Besuchen erzählt hatte, die hier aus und ein gingen. — Groß und in leuchtendem Rahmen stand da auf dem Schreibtische das Bild der Amberg. Er sah, daß ihre Augen daran hängen blieben.

„Sie schenkte es mir zu Weihnachten, absichtlich habe ich es so aufgestellt."

„Ist das recht, Raoul?" fragte sie.

„Warum denn nicht? Sie ist frei und mir sehr gewogen, daraus hat sie nie ein Hehl gemacht. — Wenn du nicht gewesen wärst, Lena, wer weiß!"

„Ich muß mich ja mit dem Gedanken abfinden, daß du einmal eine andere heiratest", sagte sie ziemlich ruhig. „Später! — — Und ich wünsche dir dann alles Glück. Je eher du mich vergißt, je besser wird es für dich sein."

Er ließ überrascht ihre Hände sinken.

„Wie sonderbar, Lena, daß du in diesem Augenblick denken kannst, ich nehme einmal eine andere. Bist du denn gar eifersüchtig? Hast du mich denn gar nicht lieb?"

Sie sah zu ihm auf. Ihr ganzes Herz lag in ihren Augen.

„Täte ich sonst all das Unrecht?" fragte sie leise. „Tag und Nacht quäle ich mich doch mit meinem Gewissen."

„Tu' das nicht, Lena! Nur das nicht! Es hat gar keinen Zweck. Gib und nimm lieber mit vollen Händen, anstatt zu grübeln."

„Wenn ich könnte!“ Sie seufzte, rückte ein wenig an der Lampe, so daß ihr Gesicht aus dem hellen Lichtschein kam, und faßte sich mit aller Gewalt. Warum sich die kurze Zeit, die sie hier bei dem Geliebten war, mit Dingen verbittern, die sich doch nicht ändern ließen. Befangen lächelte sie. „Ich hatte so Angst, Raoul. Schon längere Zeit stand ich gegenüber deinem Fenster unter den Bäumen und wagte mich nicht über den Weg.“

„Aber, Lena.“ Er küßte ihre Hände. „Fürchtest du dich etwa auch vor mir?“

„Nein, Raoul.“

Sie sah ihn halb ängstlich, halb lächelnd an.

„Ein Mann“, sagte er überzeugungsvoll, „geht immer nur so weit, wie eine Frau will, das kannst du mir glauben. Die Frau zieht die Grenze, die Frau hält sie ein — übrigens habe ich dich ja immer bei mir, Lena.“

Er war aufgestanden und hatte ihr Bild aus seinem Schreibtische geholt, das legte er nun vor sie hin.

„Siehst du,“ lachte er, „wie verborgen ich dich halte!“

Sie neigte sich über das alte, verblichene Photo. Aus ihm erstand ihr eine Welt von Erinnerungen. Sie lehnte die Stirn dagegen und fühlte, wie ihre Augen feucht wurden, dann drehte sie das Bild um.

„Deine — deine — deine Lena!“ stand auf der Rückseite, jedes Wort dreimal unterstrichen, wie Mädchen in sehr jugendlichem Alter zu tun pflegen, wenn sie etwas beschwörend eindringlich machen wollen. Sie sahen sich beide an und lächelten.

„Gewissermaßen hast du dein Wort gehalten, Lena, du bist wieder die Meine, aber nur mit Herz und Gedanken.“

„Laß dir daran genügen; es ist das Beste, was ich geben kann und — das Einzige! Sieh, du hast so viel von anderen genommen — ich weiß es ja —; aber Herz und Gefühl, so wie ich, das hat dir keine geben können, darum sei damit zufrieden.“

Sie hatte sehr ernst gesprochen, und er wußte genau, daß sie recht hatte.

Die anderen! Gott ja, er hatte schöne Stunden mit ihnen verlebt; aber mit Lena, das war doch ganz etwas anderes. Er empfand es deutlich, und doch regte sich ein nörgelndes Unbehagen in ihm, daß sie trotz aller Liebe ihm gegenüber so fest stand. Er hätte sich aus nichts ein Gewissen gemacht.

Aufstehend begann er im Zimmer umherzugehen, langsam, nachdenklich, die Hände in den Taschen.

„Das Ende, Lena,“ sagte er dabei, „das Ende ist in beiden Fällen immer das Gleiche, du weißt das doch. Ich wenigstens bin mir völlig darüber klar. Manchmal habe ich sogar den Wunsch, daß du deinem Manne alles erzählen möchtest, damit er käme, Rache an mir zu nehmen, denn das wird er in der ausgiebigsten Weise tun. Seitdem ich weiß, daß er ein Klätscher ist und in allen Dingen kleinlich, habe ich auch für meine Lage das Fazit gezogen und weiß, was mir blüht. Es wäre mir gleich! Ich habe das Leben genossen und kann es in jeder Stunde beenden.“

Sie hatte sich ihm in den Weg gestellt und hielt ihn in seinem Gange auf. Ihr Gesicht war sehr blaß.

„Sage so etwas nicht, Raoul. Ahnst du nicht, wie mir das Herz dabei zerreißt! Und Rudolf ist auch nicht so, wie du ihn malst, aber natürlich — er würde schwer leiden, wenn er wüßte, wie undankbar ich bin.“

„So ist es recht! Verteidige ihn nur, hier, vor mir! Den einzigen Menschen, den ich hasse! Glaubst du denn, ich merke nicht, wie etwas zwischen mir und den Kameraden steht? Etwas Feindseliges, Mißtrauisches; das geht von deinem Manne aus und macht mir das Leben hier zur Hölle."

„Wirklich nicht! Wirklich nicht!" Ihre Stimme war voll Angst, sie schob ihn unwillkürlich etwas von sich. — „Rudolf ist gut."

„Hat er im Anfang bei Weißbach gegen mich intrigiert oder nicht?" fragte er heftig.

„Ohne jede böse Absicht. Es tat ihm nachher sehr leid — er wollte es dir auch sagen, — ich — redete ihm ab."

Er legte seine Hände auf ihre Schulter und sah ihr in das Gesicht. Dann sagte er:

„Frauen! Frauen! Was seid ihr doch für seltsame Geschöpfe! Hier stehst du vor mir, Lena, und verteidigst deinen Mann gegen mich, den du doch liebst. — Man soll euch nicht nachgrübeln, man soll euch nur küssen — küssen."

Aber sie wich ihm aus; ihr Herz klopfte, und ihr war, als wollte ein Schleier vor ihren Augen zerreißen, den sie um jeden Preis festhalten mußte.

„Warum hast du dich an niemand angeschlossen, dann würdest du Münde leichter ertragen," sagte sie.

„Hast du es getan, Lena?"

„Nein! Aber ich habe viele Menschen um mich," vollendete sie hastig. „Du bist allein."

„Der einzige, der mir vielleicht gefallen hätte, wäre Reppo gewesen," erwiderte er zerstreut. „Wenigstens

zuerst; aber er hat sich mir von Anfang an schroff gegenübergestellt. Nachher erfuhr ich, daß er dich platonisch anbetet, und begriff sein Zurückweichen. Trotzdem bin ich ehrlich genug, ihn noch immer für eine Ausnahme vom Dutzend zu halten."

„Ich fürchte, gerade Reppo weiß mehr von unseren Beziehungen zueinander, als wir ahnen," sagte Lena bedrückt.

„Wieso?"

„Er ließ mir eine Warnung durch Gerhard zugehen. Der war ahnungslos, aber Reppo wußte genau, was er tat."

Enna fixierte anscheinend in tiefen Gedanken ein Bild an der Wand; er erinnerte sich dabei, daß er einmal dasselbe von Reppo gedacht hatte.

„Und wenn ... wird er uns verraten?"

„Niemals!! So etwas tut Reppo nicht."

„Ohne jeden Hintergedanken?"

„Ohne jeden Hintergedanken!"

„Bist du seiner so sicher, Lena?"

„Ja!" —

„Das spräche für die Sympathie, die er mir eingeflößt hat! — Aber du siehst, Lena, daß mein Vorschlag, uns bei mir zu treffen, der einzig richtige war; hier sind wir geborgen. Und nun will ich dich wenigstens einmal küssen, Lena, Liebste!"

Er küßte sie heiß, und sie legte die Arme um seinen Hals und litt es unter jubelndem Glück. —

Von der Küche her pfiff der Bursche ein lustiges Lied, sonst war es ganz still, und allmählich vergaß sie ihren Kummer, ihr Gewissen und küßte ihn wieder.

In demselben Augenblicke wurde ein harter Schlag an das Fenster geführt, dem gleich darauf noch zwei andere folgten.

Der Schreck machte beide im ersten Augenblick stumm und bewegungslos, dann trat Enna an den Tisch, stützte die Hand auf die Platte und sagte leise:

„Geh' ins Nebenzimmer, Lena; riegele dich ein und mache unter keiner Bedingung auf."

Von draußen drang jetzt das Geräusch unruhiger Huftritte herein, so, als zügele jemand ein ungeduldiges Pferd vor dem Fenster; Enna atmete tief auf.

„Gott sei Dank, es ist nur die Amberg," sagte er ganz gefaßt, „ängstige dich nicht, Lena, mein Lieb."

Er ging ohne Mütze und Säbel, so, wie er gerade war, auf die Straße, nachdem er gehört hatte, daß drinnen der Riegel vorgeschoben war.

„Sie haben wohl geschlafen, Enna," sagte die Amberg halb lachend, halb ärgerlich; „es hat recht lange gedauert, bis Sie aufgewacht sind."

„Möglich, gnädige Frau! Schlafen ist das Beste, was man in Münde tun kann."

„Wenn man sich als Einsiedler aufspielt," sagte sie spöttisch. „Warum waren Sie nicht am Strande, beim Konzert?"

„Ich habe nicht daran gedacht."

Dabei legte er dem Pferde den Arm auf den Hals und drängte es vorwärts; es tat auch ein paar Schritte, dann aber blieb es wieder stehen. Die Augen der Amberg hingen indessen an den dichtgeschlossenen Vorhängen.

„Habe ich Sie gestört?" fragte sie, und er sah deutlich das Feuer in ihren Augen blitzen, die über ihn hinfuhren.

„Nicht im geringsten, gnädige Frau! — Wieso?"

„Die Höhle des Löwen," entgegnete sie mit einer kleinen Gebärde gegen die Fenster.

„Lieber Gott! Die Höhle des Löwen ist einsam, durchtränkt mit Langeweile!"

„Warum ließen Sie sich denn so lange nötigen?"

„Ich wußte anfangs nicht, was der Schlag bedeuten sollte, erst später kam mir die Erleuchtung."

Sie wog die Peitsche mit dem silbernen Knopf lässig in der Hand.

„Hätte ich Ihnen die Fenster eingeschlagen, wären Sie wohl sehr böse gewesen," fragte sie lachend. „Ich dachte aber, daß in dieser Einöde Hufschläge so laut und erweckend schallen, daß Sie ahnen mußten, wer kam."

„Ich hörte gar nichts."

„Sie waren also sehr beschäftigt!" — Die Unterlippe zwischen die Zähne nehmend, fuhr sie nach einer Pause fort: „Ich bedauere, daß ich es so ungünstig getroffen habe, aber ich wollte Ihnen nur sagen, — natürlich gehört dazu, daß Sie mich verstehen, — es tut mir leid, daß ich in der letzten Zeit oft unfreundlich zu Ihnen war, ich schlage daher vor, daß wir uns wieder vertragen, ja?"

Er nahm lachend die dargebotene Hand und schüttelte sie.

„Das habe ich nicht einmal bemerkt, gnädige Frau, aber ich bin auf jeden Fall zur Versöhnung bereit."

Wieder stieg ihr der Ärger hoch.

„Sie sind mit etwas anderem stark beschäftigt, das weiß man genau," sagte sie spöttisch.

„Nur ich nicht!"

Er tat sehr erstaunt, hielt aber immer noch ihre Hand fest und stützte sich gegen die Mähne des Pferdes. Daß sie alle Augenblicke zurücksah und seine Haustür im Auge behielt, bemerkte er wohl.

„Lassen Sie uns einen Kompromiß schließen, gnädige Frau," er gab ihre Hand und das Pferd frei und sah ihr unter der Laterne fest in die Augen, „reiten Sie jetzt nach Hause, morgen treffen wir uns im Kurgarten."

Da kam es plötzlich wie eine heiße Welle über Thekla; sie beugte sich gegen ihn vor und gab seinen Blick weich zurück.

„Kommen Sie noch ein Stückchen mit, ich freue mich so, daß ich Sie endlich einmal wiedersehe."

„Aber ich bin doch überall."

„Nirgends, wenigstens nicht für uns."

Sie hatte recht, seit langem begann er sich zurückzuziehen, seitdem er die Strömung merkte, die ziemlich stark gegen ihn war. Aber gerade die Einsamkeit machte ihm Münde ganz unerträglich. Jetzt im Sommer ging es ja. Unter den Badegästen fand er hie und da eine kleine Abwechslung, und seitdem die Schiffe gingen, fuhr er auch oft nach S.; aber ihm blieb immer noch zu viel Zeit.

Am sonst dunklen Himmel stand ein breiter, heller Streifen, der sich quer über die Anlagen spannte. Man konnte deutlich den Weg erkennen, der jetzt rechts umbog, trotzdem die Bäume als kompakte Masse wirkten. Enna ging noch immer neben dem Pferde her und plauderte mit der Reiterin. Dabei waren seine Gedanken aber unaufhörlich bei Lena. Würde ihr die Zeit lang werden,

Würde sie nachher ihn mit offenen Armen oder mit Vorwürfen empfangen? — — — Als er dann wieder heimging, sprang plötzlich das Gefühl in ihm auf, daß eigentlich einzig Lena schuld an seiner unerquicklichen Stellung hier war, daß er nur ihretwegen litt.

„Und das Ende?" dachte er, als er die Laterne wieder erreicht hatte. Aber darüber nachzugrübeln, machte ihm keine Freude.

Er war leichtsinnig und genußfroh und suchte überall den Honig für sich abzuschöpfen. — Ein Unteroffizier begegnete ihm kurz vor seiner Haustür; es war ihm peinlich, da er ohne Mütze und Säbel war. Der Unteroffizier grüßte vorschriftsmäßig, aber Enna glaubte dabei in seinem Gesicht einen lächelnden Zug zu entdecken. Das verstimmte ihn noch mehr. Unentschlossen blieb er stehen. Der Unteroffizier war aber schon vorüber, und seine Haustür stand weit offen. Ein schneller Blick ins Zimmer überzeugte ihn, daß Lena fort war. Am Boden lag eine abgeknickte Nelke. Hatte sie denn Blumen getragen? —

Gerade auf diesem Platze, vor dem Tische stehend, hatte er sie heiß geküßt. Das einzige Mal an diesem Abende.

Er setzte sich in die Sofaecke, in der sie gesessen, die noch den schwachen Duft ihres Körpers, ihres Haares trug, und sah verstimmt in die Lampe.

„Diese platonischen Verhältnisse mit Frauen aus unseren Kreisen, bei denen man stets mit einem Fuße vor der Pistole des andern steht, bringen um," sagte er mißmutig. „Warum muß es gerade Lena sein? Warum heirate ich nicht die Amberg, oder bändele mit irgendeinem kleinen unbedeutenden Dinge an! — Jedenfalls hätte ich mehr davon und weniger Risiko."

Dann aber legte er den Kopf an die harte Lehne, und ihm war, als hülle Lenas Persönlichkeit ihn in einen nicht zu lösenden Zauber.

Dabei wurde er sich des Zwiespaltes in seiner Natur einmal wieder deutlich bewußt. Eine Stelle seines sonst so abgehärteten Herzens gehörte dem sentimentalen Narren, der sich in den flaumigen Fäden blonder Haare verstrickt hatte und sich nicht lösen konnte oder wollte, weil er fühlte, daß ihm von dieser Frau eine andere Liebe entgegengebracht wurde als von anderen. Aber der brutale Egoismus, der so sehr bei ihm überwog, sprang dagegen an und suchte sich, wie bisher immer, zum Herrn zu machen. Genußsucht und Lebensgier peitschten sein wildes Blut, und er wußte, sie waren das Stärkste in ihm, er würde ihnen auch in diesem Falle über kurz oder lang unterliegen.

Folgte ihm Lena in diesen Abgrund? Sicher war er sich nicht. Ebensowenig, wie er sich klar machte, daß gerade ihr Widerstand ihn reizte, und daß sie ihm vielleicht, vielleicht wertloser wurde, wenn sie das letzte Opfer gebracht hatte. Gerade der Kampf gegen ihren Mann, dieser stille, erbitterte Kampf reizte ihn, denn er fühlte ganz genau, wie sehr Lena an ihrer Familie hing.

Die Nelke hatte er zerzupft und zu Boden geworfen; nun nahm er Lenas Bild und legte es wieder fort. Das: „Deine — Deine — Deine Lena“ kam ihm wieder vor die Augen, und er lächelte darüber. Ja gewiß, sie gehörte ihm. Ihr Herz, ihre Seele, ihre Gedanken! Aber war er wirklich der Mann, der sich auf die Dauer damit begnügen konnte?

* * *

Wie gejagt war Lena nach Hause gestürzt, nachdem die Stimmen auf der Straße verhallt waren. Sie sah sich nicht einmal um, ob die Amberg sie vielleicht noch bemerken konnte. Denn so, wie sie jetzt lief, war sie allen kenntlich, Schleier und Hut saßen schief, und den Mantel trug sie in der Hand.

Die paar Minuten, die sie in Ennas Schlafzimmer zugebracht, hatten sie geistig zu Boden geworfen und zermalmt. Niemals hatte sie mit solch schrecklicher Deutlichkeit erkannt, was in der letzten Zeit aus ihr geworden war. Sie lebte in einer Atmosphäre von Lüge und Selbsterniedrigung, die sie bis zur Verzweiflung empfand.

Für sie gab es nur ein Mittel: — ihrer Liebe völlig entsagen.

Im tiefen Schatten der Bäume blieb sie aufatmend stehen, nahm den Mantel um und richtete Hut und Schleier. Der Abend war warm und atemlos still; allmählich ebbte ihr wild erregtes Blut ab. Eine tiefe Sehnsucht nach dem Meere und dem beruhigenden Schlagen der kaum merklichen Brandung überkam sie. Es war ja noch ziemlich früh, Rudolf fort, — also konnte sie gehen. Hastig schlug sie den Weg nach dem Strande ein.

In ihrem Herzen saß ein schmerzhafter Stich, daß der Mann, um den sie alles dies litt und tat, augenscheinlich doch nicht im entferntesten ermaß, wie ihr zumute war.

Trieb er ein Doppelspiel mit ihr und der Amberg? — Der Zweifel ließ sie nicht los. — Besuchte sie ihn öfter so? Er hatte den Schlag mit der Reitpeitsche sofort erkannt; und während sie selbst noch ganz verstört war, stand er schon draußen und sprach in scherzendem Tone mit ihr. War das Selbstbeherrschung oder Gewohnheit? —

Der helle Streifen am Himmel leuchtete auch ihr, als sie in den verschlungenen Wegen der dunklen Anlagen den Ausgang zum Meere suchte. Sie sah hinauf. Die Helle wirkte sonderbar inmitten des blauschwarzen Himmels.

„O Gott, ich wünschte, ich wäre tot!“ dachte sie ganz verzweifelt. Sie zwängte sich durch die Kuscheln zum Strande, achtete nicht darauf, daß ihr Kleid staubig wurde und zerriß, hatte nur Sehnsucht nach der unendlichen Fläche, die alles abzuwaschen vermochte, — wenn man den Mut dazu besaß.

Sie hatte den Mut nicht, noch nicht! —

Langsam ging sie auf die Mole und hockte sich nieder; im matten Schimmer, ruhig, fast unbeweglich lag das Wasser vor ihr.

Wozu hatte sie überhaupt Mut? — Nicht zur Sünde, nicht zu starrer Pflichterfüllung, nicht zur Liebe mit ihren Schmerzen und Leiden, noch zur Drangabe ihrer ganzen Person an den Tribut der Dankbarkeit, den ihr Mann ihr auferlegt hatte — Schwäche und Halbheit in ihr überall!

Wäre ich doch aus dem Holze, aus dem man Heldinnen schnitzt, dachte sie und stützte den Kopf in beide Hände, dann gäbe es für mich kein Zögern! Ich genösse, was ich für mein Glück hielte, mit vollen Zügen, aber nicht im geheimen, sondern öffentlich, — vor aller Augen, — und hätte ich mich getäuscht, dann machte ich Schluß; — aber ich bin keine Heldin, werde nie eine werden.

Sie sah auf die lautlos herankommenden Schiffe mit ihren roten und grünen Lichtern; hier tauchten sie auf,

dort verschwanden sie am Horizont. Ein ewig wechselndes Spiel. Sie begegneten und entschwanden sich wieder im Dunkel der Nacht, ohne voneinander mehr zu kennen als die gehißten bunten Lichter. Kennen die Menschen, die im Leben aneinander vorübergehen, denn mehr von sich? —

Kannte sie Raoul Enna? Kannte sie ihren Mann? Ja, kannte sie ihr eigenes Ich? — Eine tiefe Trostlosigkeit überfiel sie, sie wußte nicht mehr aus noch ein. — Es schlug zehn Uhr. Der leise Nachtwind trug die Schläge bis an den totenstillen Strand; weit und breit war keine Menschenseele mehr zu sehen. Lena reckte die gefalteten Hände zum Nachthimmel auf, wo der helle Streifen immer noch das Dunkel schied.

„Hilf mir, mein Gott!" flehte sie.

Aber sie fühlte, es waren nur Worte, kein brünstiges Gebet; ihre Schwäche blieb und zerrte sie hin und her.

Endlich ging sie nach Hause. In der Kastanienallee wurde sie von Reppo überholt, der aus dem Kasino kam. Zum Glück hatte sie den Schleier abgenommen und den Mantel über den Arm geschlagen.

„Gnädige Frau!" rief er in maßlosem Erstaunen.

Sie sah ihn gleichgültig an.

„Ich war auf der Mole," sagte sie wie eine eingelernte Lektion, und als hätte er ein Recht, darnach zu fragen. Ihr kam es plötzlich vor, als habe alle Welt ein Recht dazu.

„Allein?" er konnte sich kaum fassen.

„Ja! Allein!"

Zum ersten Male ging Reppo in stiller Nacht neben der Frau, die er liebte, ohne daß jemand dabei war. Das

übermannte ihn fast, darum schwieg er, obwohl er wußte, — mit jedem Schritte kam die Trennung näher. Heiß stieg es ihm zu Kopf.

„Gnädige Frau," sagte er, plötzlich stehenbleibend, „sollten Sie Kummer haben — oder irgend etwas Sie bedrücken, von dem Sie wünschen, daß niemand davon erfährt — — wollen Sie sich dann an denjenigen erinnern, der Ihnen hier gegenübersteht? — Ich, ich würde alles tun, um . . ." er schluckte heftig, die Worte versagten ihm.

Sie sah zu ihm auf.

„Warum glauben Sie, daß ich jemandes bedürfte?"

„Es gibt manchmal Dinge . . .," murmelte er.

Sie wußte, daß er an Enna dachte, aber in diesem Augenblicke, nach den heftigsten Erregungen der letzten Stunden war alles in ihr wie ausgelöscht, sonst hätte sie vielleicht versucht, ihn zu fragen.

„Danke," sagte sie ganz kühl, „ich brauche niemand, ich habe ja meinen Mann."

„Das ist es gerade," wollte er losbrechen, — dann besann er sich schnell. „Ich bitte nur, erinnern Sie sich meiner, gnädige Frau."

„Ja!" — Sie reichte ihm die Hand und verabschiedete sich vor dem Hause von ihm. „Gute Nacht, Herr Reppo."

Nach ihres Mannes Fenster hinaufzusehen, hatte sie vergessen.

Mit bitteren Gedanken blieb Reppo im Schatten der Bäume stehen und sah ihrer verschwindenden Gestalt nach. Wie gern hätte er sie gewarnt, ein Wort über das Geraune und Getuschel gesprochen, das bereits über sie und Enna umging, wie gerne sich schützend vor sie und

ihren Frieden gestellt und mit der Pistole in der Faust jenem die Möglichkeit genommen, hier zum Vernichter zu werden. Denn kam es einmal so weit, wie es über kurz oder lang kommen mußte, dann blieb Lena immer der leidende Teil, mochte es ausgehen, wie es wollte.

Er stampfte mit dem Fuß.

Daß man so machtlos ist! dachte er voll Groll. Immer nur schweigen — und schweigen — und zusehen, bis nichts mehr zu retten ist. — — —

Als Lena in das Wohnzimmer trat, war sie sehr erstaunt, es erleuchtet und ihren Mann am Schreibtisch zu finden. Sonst kam er immer erst um elf Uhr zurück. — Er drehte sich um und sah seine Frau flüchtig an.

„Du kommst so spät, Lena?"

„Ich war auf der Mole."

„Allein?"

„Ja. Auf dem Heimwege traf ich Reppo, er begleitete mich nach Hause."

Der Stabsarzt atmete tief und befreit auf. Reppo, nein, — das war ganz belanglos!

„Aber du?" fragte Lena jetzt, „warum bist du schon hier?" —

„Ich hatte Kopfschmerz, und unser dritter Mann war auch nicht wohl, schon seit neun Uhr bin ich hier."

Sie krampfte plötzlich die Hände zusammen. Gott sei Dank, daß sie wirklich vom Strande kam, keinerlei Erregung tobte mehr in ihr; vorhin wäre sie sicher zum Verräter an sich geworden, da war sie ja ganz außer Rand und Band. Aber hatte Enna nicht wirklich recht, wenn er auf sein Glück vertraute?

Nach einer Weile, während sie sich gesetzt und den Kopf in die Hand gestützt hatte, fragte sie von ihrem Stuhl aus, der ihrem Mann im Rücken stand:

„Und wie verhielt sich der Justizrat?"

„Er hat nachgegeben, morgen werden die Verlobungskarten verschickt."

Sie schwieg, und er sah sich nicht um; ihre Worte von heute vormittag hallten noch in ihm nach und würden unvergessen bleiben.

„Ich hoffe, daß sie glücklich werden," meinte Lena endlich, „sie sind ja beide jung, da bindet schon Gemeinsamkeit des Fühlens."

Der Stabsarzt ließ die Zeitung, die er in der Hand hielt, fallen, denn seine Hände zitterten.

„Jahre machen da doch nichts, Lena," sagte er, mit Gewalt ruhig erscheinend, „man kann trotzdem glücklich sein. Sind wir nicht das beste Beispiel?"

Sie stand auf und ging durch das Zimmer. Der Mantel schleifte hinter ihr her.

„Es ist doch wohl etwas anderes, Rudolf, um solch ein junges Glück," sagte sie dabei, „das flammt zusammen auf, und die Erinnerung daran bleibt."

„Lena!" Er ging ihr mit starken Schritten nach, „Lena, wenn du das sagst, dann — ja, dann verstehe ich vieles."

Sie legte Mantel und Hut beiseite, ohne ihn anzusehen.

„Glaubst du denn nicht, Rudolf, — daß Glück doch unter ganz verschiedenen Zeichen stehen kann?"

* * *

Gerhard fiel das veränderte Wesen seines Bruders auf. Er konnte nicht sagen, seit wann; aber daß eine tiefgreifende Veränderung mit ihm vorgegangen war, wußte er genau.

Sonst, wenn der Stabsarzt sein Heim betrat, wurde es im ganzen Hause laut und lebendig. Die Kinder kamen, er spielte mit ihnen, rief laut nach dem Burschen, neckte lachend seine Frau und erfüllte die ganze Umgebung mit seiner Persönlichkeit. Um ihn drehte sich das Essen, die Ruhe, die Behaglichkeit des Heims, und er nahm das als selbstverständlich, als den ihm zukommenden Tribut des Oberhauptes hin, das für alles sorgt. Jede Kleinigkeit, die im Hause vorging, mußte er wissen und besprach sie manchmal stundenlang mit seiner Frau, die sich so daran gewöhnt hatte, auf seinen Rat zu hören, daß sie auch mit dem Allerkleinsten zu ihm kam. —

Jetzt lag es wie ein Alp über dem einst so frohen Hause. Rudolf streichelte wohl den heranstürmenden Kindern den Kopf; aber er hob sie nicht mehr hoch in die Luft, daß sie jubelten, und vor allen Dingen neckte er Lena nicht mehr. — Die aber schien das gar nicht zu bemerken, — und darüber wunderte sich Gerhard am meisten. Auch sie war still und wortkarg geworden, unter ihren Augen lagen bläuliche Schatten, und wenn er sie mit Baby auf dem Schoß bewegungslos dasitzen sah, stundenlang, während das Kind schlief, hätte er sie am liebsten gerüttelt und gerufen:

„Wach auf, Lena! Wach doch auf!"

Rudolf würde schon recht haben: sie war krank.

Am Tage nach ihrem Besuch bei Enna, auf den eine völlig schlaflose Nacht gefolgt war, hatte sie sich

zum letztenmal zusammengerafft und die erste Stunde des Alleinseins benutzt, um ein paar Zeilen an den Hauptmann zu schreiben. Jedes Wort darin war ein Messer, das sie sich selber ins Herz stieß; aber eine unsichtbare Macht, die sie nicht losließ, trieb sie dazu:

„Laß uns ein Ende machen, Raoul, ich kann nicht mehr! Und seitdem ich weiß, daß auch du leidest, bin ich fest dazu entschlossen. Lebe, als wäre ich nicht auf der Welt. — Ich wünsche dir alles Gute!“ —

Diesen Brief trug sie allein zum Briefkasten, hörte ihn polternd herabfallen und stand — in der sengenden Sonnenglut wie an einem Grabe.

Jetzt würde ihr Enna nicht mehr entgegenkommen, das wußte sie wohl. Nun war alles aus, — und sie hatte mit eigener Hand den Riegel vorgeschoben und ihr Glück ausgesperrt.

Wie bald — und er würde sich getröstet haben! Es gab ja so viele Frauen in der Welt! — Als sie wieder einmal darüber nachgrübelte, saß ihr junger Schwager neben ihr im geöffneten Erker.

Es war sehr heiß. Zwar hielten die Kastanien das Sonnenlicht ab; aber die Luft, die hereindrang, war drückend und staubig, dazu hörte man das Geschwätz der Spaziergänger deutlich und unangenehm.

Lena fuhr mit der Hand an die Stirne.

„Ich wünschte, es gäbe bald ein Gewitter,“ sagte sie müde. „Diese Temperatur ist unerträglich.“

„Du leidest darunter?“

„Immer schon, solange ich denken kann; jeder Blitz, jeder Donner ist befreiend für mich.“

Sie schwiegen eine Weile. Dann wandte sich Lena um und sah ihrem Schwager fest in die Augen.

„Was habt ihr eigentlich alle gegen den Enna, was hat er euch getan?"

„Nichts! — Wie kommst du nur darauf?"

„Ich weiß aus seinem eigenen Munde, daß er das empfindet und sich deshalb zurückzieht. Warum seid ihr nicht nett zu ihm, wie zum Beispiel zu Baginsky oder dem dicken Schmidt?"

Gerhard sah etwas unbehaglich aus, aber er antwortete doch ohne Zögern:

„Wir sind zu jung für ihn, auch er macht sich nichts aus uns. Und wenn sich einer von uns ihm anschlösse, käme der leicht auf eine schiefe Ebene. Seine Lebensführung ist uns zu kostspielig, und seine Verbindungen sind zu — zu großstädtisch. Er setzt sich allerdings über alles hinweg, was in Münde gesprochen wird, — wir aber dürfen das nicht. — Für ihn gibt es nichts Hohes oder Heiliges; er reißt alles zu sich herunter in den Staub. Wenn er übler Laune ist, schikaniert er die Leute, ist grob und rücksichtslos sogar gegen die Kameraden. Der arme Napoleon hat es nicht leicht unter ihm."

Lena krauste die Stirn.

„Du malst ein recht häßliches Bild, Gerhard."

„Ich antworte nur auf deine Frage. Selbst Weißbach ist wütend, wenn er sich natürlich auch nicht darüber ausläßt. Aber was in meinen Augen der größte Vorwurf für Enna ist, daß er alle Frauen über einen Kamm schert und darnach behandelt."

„Die Amberg wird doch wohl damit zufrieden sein," sagte sie wegwerfend, mit roten Flecken auf den Wangen. „Ist das nun aber seine Schuld?"

„Es ist nicht die Amberg allein. Unter der Badegesellschaft hat er auch Bekanntschaften genug, mit denen er im Zivil herumläuft, — — wählerisch ist er nicht.“

Lena sank vernichtet in den Sessel zurück.

„Reppo spricht aus dir, der ist stets so gehässig.“

„Jawohl, Reppo hat es mir erzählt. Ich sehe leider, oder Gott sei Dank wenig Dinge, wie sie sind. Meine Augen sind oft blind, dafür beobachtet er um so schärfer; aber gehässig ist er nicht.“

„Seit wann spielen denn alle diese Affären,“ sagte sie schwach, „ich weiß doch von nichts.“

„Du bist ja auch nirgends! — Seit wann? Ja, das weiß ich nicht genau.“

In Lena stieg ein würgender Ekel auf. Vielleicht war sie ihm nur eine von den vielen gewesen, auch damals schon. Während sie litt, amüsierte er sich mit anderen. Sie zerdrückte ihr Taschentuch. All die heißen Worte, die er zu ihr gesprochen, die sie wie ein Heiligtum in sich trug, verloren plötzlich ihren berauschenden Klang. Sagte er dieselben nicht vielleicht auch den anderen, sprach er sie nicht in dieser Minute wieder in ein Ohr?

Sie kannte ja nur eine Seite seines Charakters, und sie malte ihn sich, den Menschen Enna, wie er sein sollte, nicht wie er wirklich war, vielleicht weil alle ihn hier abwiesen. Auch dachte sie, daß, wenn die einzige, die ihn wahrhaft liebte, keine Verteidigung für ihn hatte, er jedenfalls ein beklagenswerter Mensch sei, und daß sie ihm schuldig sei, an ihn zu glauben.

„Ich wünschte so sehr, Ihr wäret ihm liebenswürdiger entgegengekommen, Gerhard,“ kam sie wieder auf den Anfang zurück. „Vielleicht wäre manches besser

geworden... Er kam aus Berlin hierher, der Wechsel war hart. Versucht doch, ihn hier etwas heimisch zu machen, — dann vergißt er vielleicht die Frauen."

Er sah sie erstaunt an; sie fühlte den Blick und gab sich alle Mühe, gleichgültig auszusehen.

„Ich bin nun mal ein mitleidiges Menschenkind," sagte sie und lockerte ihr Haar auf, „wenn mir jemand klagt...."

„Reppo würde sagen: Pose!"

„Und du?" fragte sie.

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Ja, Lena, selbst wenn ich dir mißfalle, ich kann nicht anders, er ist auch mir gründlich unsympathisch."

„Welche Ungerechtigkeit!" fuhr sie auf. „Weil er nicht hierher paßt, sich nicht in euren Rahmen fügt, deshalb boykottiert ihr ihn. Ich finde das wenig kameradschaftlich." Sie bückte sich nach ihrem Taschentuch. Jedenfalls war er beklagenswert, und es war das beste, — er ließ sich versetzen. Das wollte sie ihm raten, wenn sie ihm wieder begegnete. Sie sprang plötzlich auf.

„Ich will an den Strand, kommst du mit?"

„Gern! Daß du dich so zurückziehst, ist schon überall aufgefallen, sie fragen mich fast täglich nach dir."

„Ewig diese Menschen!" sagte sie verdrossen. „Wen geht es eigentlich an, was ich tue und treibe."

Im Nebenzimmer saß der Stabsarzt an seinem Schreibtische. Lena zögerte etwas, ehe sie hinter ihn trat, dann fragte sie freundlich:

„Willst du uns nicht begleiten, Rudolf, wir gehen an den Strand."

„Nimm die Kinder mit, Lena, in einer halben Stunde folge ich euch."

„Ist das sicher?"

„Gewiß! Es ist ja so selten geworden, daß du mich zu etwas aufforderst."

Sie verstand den Vorwurf recht gut, sagte aber kein Wort. Ein Weilchen später ging sie mit Gerhard, das Mädchen mit den Kindern hinter sich, die Allee hinab an den Strand.

Es war wirklich unerträglich heiß. Der Staub wirbelte um ihre Füße und hatte die Blätter der Bäume schon grau gefärbt. Der heiße weiße Seesand leuchtete ihnen blendend entgegen, und das Meer funkelte im Sonnenlicht. Lena schloß einen Moment die Augen. Sie bereute schon tausendmal gegangen zu sein.

Ihr Schwager neckte sich mit den Kindern herum. Dem Spiel zusehend, sagte sie, als er wieder an ihre Seite trat:

„Du bist doch noch schrecklich jung, Gerhard."

Er lachte. „Du meinst, ich erwarte auch noch viel vom Leben."

„Erwarte nichts, — denn es hält dir nichts."

„Das sagst du, Lena?"

„Ja, ich! Denn ich weiß noch, wie töricht man in der Jugend ist."

Am Strande wurden sie mit lautem Hallo empfangen. Die Körbe der Offiziersdamen hatten sich gewissermaßen zu einer Insel vereinigt und von den anderen abgeschlossen. Man war sehr vergnügt und zwanglos hier; Lachen und Plaudern durchschwirrte die Luft.

Die Herren waren alle in Zivil, braungebrannt vom Dienst und dem Seewind, auch die Damen sahen gebräunt und gesund aus. Einen hohen Wall hatten sie

um ihre Körbe aufschütten lassen, dahinter saßen sie geborgen. Die Amberg, die keinen Strandkorb hatte, im Liegestuhl, hinter ihr im Sande Enna, den Arm auf die Rücklehne ihres Stuhles gestützt. Sie sprachen und lachten zusammen, bald laut, bald leise, als wären sie von allen anderen isoliert, fast so wie das junge Brautpaar, das die Weißbach unter ihre Fittiche genommen hatte.

Suse Lutter sah blühend und frisch aus, Lena fand sie sehr zu ihrem Vorteil verändert.

„Na, endlich sinds gescheit geworden, Frau Doktor," sagte die Baginsky und machte Lena neben sich Platz. „Hier wird man braun wie ein Zigeuner, aber auch lustig und gesund. Das können Sie brauchen."

Sie sah in Lenas dunkel umschattete Augen, die so traurig blickten. Ihr Tüchelchen tupfte nervös Stirn und Lippen.

Enna hatte sich, wie die anderen, zum Gruß erhoben; aber kein Blick streifte Lena, trotzdem sie unglücklicherweise so saß, daß sie ihn dicht vor Augen hatte.

„Schauns herüber — meines net, daß da ein zweites Brautpaar heranwächst?" wisperte ihr die Baginsky ins Ohr. „Die arme Thekla hatt' wohl schon alle Hoffnungen aufgegeben gehabt ... Da plötzlich kriegt das Ding an Ruck ... Er ist jetzt hinter ihr her wie der Teufel."

Lenas müder Blick glitt über die Menschen, die da unaufhörlich auf dem feuchten Dünensande auf und ab wogten. Einige hübsche Erscheinungen waren darunter, Frauen, denen nachzusehen lohnte. Hier und da lagen Gruppen in den Sand gekuschelter junger Mädchen; das weibliche Element überwog hier, und auch unter diesen fiel ihr manche auf.

Auf einmal begriff sie die Treulosigkeit der Männer! Bei diesem gewaltigen Konkurrenzkampfe war ja die einzelne so wenig, selbst wenn sie ihre ganze Persönlichkeit einsetzte.

„Da kommt Ihr Mann," rief die Baginsky und zeigte mit dem Finger, „nein, ist das aber nett!"

Rudolf war in Zivil und gesellte sich den Damen zu. Lena fand auch, daß sein Strohhut ihn recht unvorteilhaft kleide, dennoch ärgerten sie die Neckereien der Baginsky darüber, während der Stabsarzt die Sache humoristisch nahm. Er war der einzige Ältere in diesem heiteren Kreise, denn die Hauptleute fehlten, mit Ausnahme Ennas, alle. Dagegen lag der neue Verehrer der Gillesmädel im Sande vor ihrem Korbe, ein wenig breit und massig, aber im feschen Stranddreß; Reppo befand sich nicht mehr in ihrer Gesellschaft, er unterhielt sich mit der Gleiwitz.

Jetzt stand er auf, um Heindorf zu begrüßen, und ehe der herankam, kramte die Österreicherin noch hastig ihre letzten Neuigkeiten aus.

„Er hat sich stark zurückgezogen, der Reppo. Zivilmenschen passen ihm nicht; man weiß nie sicher, was dahinter steckt, wenn man Badebekanntschaften macht, dazu hält er sich für zu vornehm, hat er mir gesagt."

„Und was meinen die Gillesmädel dazu?" fragte Lena müde, nur um etwas zu entgegnen.

„Na, die Fratzen! Mit denen weiß man doch nie, wie man dran ist! Immer hübsch zugeknöpfelt bis oben hin. Jedenfalls halten sie diesen da fest. Vielleicht habens recht."

Wie gleichgültig Lena all dieses Geschwätz und Geklatsch war!

Nicht ein einziges Mal begegneten ihre Blicke denen Ennas, und das Herz tat ihr weh. Sie meinte doch, sie hätte ihm mit ihrem heldenmütigen Verzicht einen Dienst erwiesen.

Aber das war es! Heldenmütig war ihr Verzicht eben nicht! Weder groß noch frei. Immer nur die kleinliche Angst um sich, — das war doch das Hauptmotiv ihres Handelns, und die heimliche Eifersüchtelei wegen der Amberg. Vielleicht hatte er das herausgefühlt und zog nun die Konsequenzen.

Ihr mußte es recht sein. Gelang es ihr doch nicht einmal, ihm Freunde zu werben. So wenig vermochte sie. — — — —

Jemand erzählte:

„Der Gleiwitz hat jetzt alle Hände voll zu tun, das ganze Bureau ist voll von Einladungskarten und Briefen zum Stiftungsfest des Regiments."

„Ja, mein armer Mann," seufzte Frau von Gleiwitz. „Arbeit macht es ihm genug. Und bei der Hitze! Ich wünschte, es wäre erst alles vorüber."

„Aber gnädige Frau! Nein, gnädige Frau," hieß es von allen Seiten.

„Sind schon viele Ansagen eingelaufen?" fragte die Baginsky neugierig.

„Enorm viel." Die Gleiwitz hob die Hände. „Es ist zu schlimm, gerade in der Saison. Alles besetzt. Wie sollen wir Unterkunft schaffen?"

„Zum Schlusse gehen doch immer noch einige Absagen ein, die Inaktiven lassen sich leicht zurückhalten," meinte Reppo.

„Donnerstag ist es also, und es wird ein glänzendes Fest werden," sagte Lena, nur um sich an dem Gespräch zu beteiligen.

Neben ihr zuckte Reppo die Achseln.

„Gott, gnädige Frau, wie solche Feste immer sind! Essen und trinken, — vielleicht viel trinken, das ist die Hauptsache."

Sie nickte flüchtig.

„Gut, daß wir Damen uns daran nicht beteiligen zu brauchen. Den Geschmack an vielem Trinken habe ich nie begriffen."

„Ich auch nicht."

Die Kinder kamen jubelnd auf die Mutter zu. Sie hatten die Hände voll kleiner Muscheln. Lena zog sie in ihre Arme und ließ alles auf ihrem Schoße auskramen. Reppo dachte, daß dies ein reizendes Bild sei.

„Napoleon ist bei Gleiwitz und hilft ihm. Gut, daß es auch Menschen gibt, die gerne arrangieren. Er plätschert in Wonne und in dem angenehmen Gedanken, daß es ohne ihn überhaupt nicht ginge," plauderte Reppo weiter, um noch länger in Lenas Gesellschaft zu sein. Dann kam Gerhard dazu und der Doktor, der Kreis vergrößerte sich.

* * *

Ein Regiment Ulanen, das zu einer längeren Felddienstübung unterwegs gewesen, hatte in Münde Ruhetag. — Als die Badegäste zur Musik an den Strand kamen, sahen sie zu ihrer Überraschung die fremden Uniformen und freuten sich dieser Unterbrechung des täglichen Einerleis, wenn sie auch sonst nichts davon hatten, denn die Ulanen waren sehr vornehm und sehr exklusiv.

Sie glichen einander äußerlich fast bis zur Unkenntlichkeit, alle lang, schlank, schmale Schultern und Hüften,

gestutzten Schnurrbart, Monokel und lässige Haltung. Der einzige, der ihnen in Münde etwas gleichkam, sogar Konkurrenz machen konnte, war Reppo, und die Kameraden von der Kavallerie sahen bei seinem Anblick fast etwas erstaunt aus.

Ihnen zu Ehren gab es nach gemeinsamem Frühstück einen Bummel durch die Stadt und an den Strand, dann ein durch einen eingelegten Gang verschöntes Mittagessen und schließlich abends Réunion im Kurhause.

Das Programm war gut, denn auch die Ulanen kamen aus einer kleinen Stadt und wußten alles Neue zu bewerten; aber sie ließen es sich nicht so merken, wie Napoleon gewünscht und erwartet hatte.

Da sich alle fremd waren, verlief das Mittagessen ziemlich ruhig; nur einer der Rittmeister war ein paar Monate mit Hauptmann Enna in Berlin zusammen gewesen und wunderte sich sehr, ihn hier wiederzusehen.

Enna zuckte die Achseln.

„Der Bien muß!" sagte er kläglich. „Freie Wahl war es sicherlich nicht."

„Ich werde stets an Ihre Person erinnert, sobald mir eine Pistole vor die Augen kommt," sagte der Rittmeister voller Interesse. „Mit solcher Sicherheit wie Sie habe ich noch niemals jemanden aus freier Hand schießen sehen. Treiben Sie diesen Sport noch?"

„Nein." Enna sah nachdenklich in seinen Wein. „Es stumpft sich alles im Leben ab und verliert den Reiz. Wohl seit damals, oder auch etwas später habe ich keine Pistole mehr in die Hand genommen."

„Schade, Sie machten zu der Zeit jedem Kunstschützen eklig Konkurrenz, und wer mit Ihnen angebändelt hätte, wäre sicher ein toter Mann gewesen."

„Na! Na!" entgegnete der Hauptmann lachend, „Glück spielt da auch mit, Geschicklichkeit ist nicht alles."

Neppo und Gerhard, die nebeneinander saßen, hörten bei dem nicht allzu lebhaften Gespräch, das an der Tafel herrschte, was die beiden Herren sagten. Es interessierte sie, und sie horchten auf den Fortgang.

„Ihre Geschicklichkeit war wirklich horrend!"

„Viel Ehre, Herr Rittmeister. Ob ich das Lob heute noch annehmen kann, weiß ich nicht."

„Läßt es sich nicht erproben? Haben die Herren keinen Pistolenstand?"

„O ja, draußen im Garten."

„Wollen Sie uns nicht mal das Vergnügen machen?"

Enna sah um sich; allmählich hatte jeder auf das Gespräch gehört und sich dafür interessiert. In Münde kannte niemand seine Fertigkeit.

„Auf die Möglichkeit hin, Fiasko zu machen, Herr Rittmeister," sagte er endlich. Die Eitelkeit regte sich in ihm, den Kameraden, die ihn alle nicht mochten, zu imponieren, zu zeigen, was er ihnen verbarg, auch daß sie ihn doch unterschätzten.

„Angenommen!"

Eine halbe Stunde später hatten sich alle Herren um den Schießstand gruppiert. Die meisten standen interessiert um Enna herum, Neppo und Gerhard saßen seitwärts auf einer entfernteren Bank. Napoleon kam etwas außer Atem zurück, er hatte durch eine Ordonnanz Ennas Pistolen holen lassen. Ihn regte das Kommende

ordentlich auf; denn er war sich bewußt, kein hervorragender Schütze zu sein.

Enna untersuchte die Waffen auf das genaueste, lud dann und stellte sich in gebotenem Abstand von der Scheibe auf, lässig nur hob er den Arm, aber auf seinem Gesicht lag ein Zug eiserner Konzentration, scharf wie Klingen blickten seine Augen. Viermal hintereinander schoß er, viermal schlugen die Kugeln in rundem Kranz dicht um den Mittelpunkt ein.

„Bravo! Bravo!“ hieß es ringsum; aber man klatschte Beifall, als er die Pistole erhob und hintereinander die nächsten vier Schüsse dicht neben die anderen setzte.

Aufgeregt brachte Napoleon jetzt ein Spiel Karten und befestigte auf Ennas Wunsch die As nebeneinander auf der Scheibe, während der wieder lud.

Atemlose Stille.

Der erste Schuß fiel, Herzaß war durchlöchert, die anderen Karten folgten. In der Mitte eines jeden Blattes war an Stelle des Kartenzeichens ein kreisrundes Loch, wie Napoleon bewundernd feststellte, indem er die Blätter herumzeigte.

„Zur Not“, sagte Enna mit einem seltsamen Lächeln, „könnte ich mir wirklich mein Brot noch auf dem Varieté verdienen, wenn es mal nicht anders geht. Das ist immerhin ein tröstliches Gefühl.“

Er schlug leicht die Fingerspitzen gegeneinander und gab dann Napoleon mit bestem Danke die Pistolen zurück, der sie fast ehrfürchtig empfing, so sehr hatten ihm Ennas Leistungen imponiert. Dann gingen die Herren noch einmal in angeregter Unterhaltung zum kühlen Getränk in das Kasino zurück, denn die Hitze hatte noch

nicht nachgelassen, und an den Bäumen bewegte sich kein Blatt.

Reppo und Gerhard blieben auf ihrer Bank sitzen.

„Phänomenal!“ sagte der erstere und sah auf seine blankpolierten Nägel. „Das ist unter Umständen eine gefährliche Geschicklichkeit; aber als Raufbold hat sich der Enna bei uns noch nicht gezeigt.“

Gerhard sah träumerisch in das dichte Laub der Bäume.

„Ich könnte mir gar nicht ausdenken, meine Waffe gegen ein lebendes Wesen — einen Menschen zu richten. Das entsetzliche Gefühl dann, wenn der Gegner umfällt, die Erde ringsum von Blut gefärbt ist, der Körper zuckt, bis er endlich still und starr daliegt, — und ich als Mörder vor ihm stehe, — als Mörder, denn etwas anderes ist es doch nicht, Reppo.“

Er schüttelte sich. Über seine Züge ging es wie ein tiefer Schatten.

„Doch etwas anderes, Heindorf.“ Reppo hatte das linke Bein über das rechte geschlagen und umfaßte mit der Hand seinen Lackschuh, „da kommen noch so viele andere Momente hinzu, Empörung über angetane Schmach vielleicht, Verachtung, auch ethische Beweggründe. Dann die Tradition ... Es ist unsere Pflicht und unser Recht, die heiligsten Güter, die wir besitzen, mit unserem Blut zu schützen und zu verteidigen, ein Recht, das man uns nicht antasten darf, denn auch darin beruht ein Teil unserer Kraft.“

„Und nachher, Reppo? Nachher, wenn alles verrauscht ist, was uns in einem Augenblick vielleicht besinnungslos machte? Haben Sie auch einmal das Nachher — das Gewissen bedacht?“

„Nein!“ erwiderte der andere schroff. „Wozu? — Damit muß man eben fertig werden!“

Sie schwiegen.

Vom Kurgarten hörte man deutlich die Musik des Nachmittagskonzertes. Von der Straße her klang Lachen, und lustige Stimmen tönten aus dem Kasino, irgendwo in den Bäumen schlug eine Amsel.

„Das Leben könnte so einfach sein und ist doch so kompliziert,“ sagte Reppo nach einer Weile, ohne seine Stellung zu verändern.

„Nein, es ist einfach,“ entgegnete Gerhard, „sobald man nur dem inneren Gefühl gehorcht; an dem haben wir den besten Wegweiser.“

„Sie leben eben in einer anderen Welt, Heindorf! Wir können nicht an Sie heran, oder vielleicht Sie nicht an uns. — Wie ist es, kann ich nicht wieder einmal kommen und etwas Neues von Ihnen hören? — Sie wissen, daß ich geschwiegen habe.“

Ein helles Rot überflutete das Gesicht des Jünglings, das ganz verlegen aussah.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Reppo, — ich — ich habe jetzt nichts. Alle meine Gedanken sind mit einem tragischen Stücke beschäftigt, in dem ich versuchen will, das Unbewußte in uns, das, was die Alten Fatum nannten, in seiner folgenschweren und doch so zwingenden Gewalt zu schildern, so daß Recht werden kann, was der ganzen Welt als Unrecht erscheinen mag. Solche Unterströmungen in unserem Seelenleben gibt es, davon bin ich fest überzeugt.“

Reppo warf einen scharfen Blick auf den Kameraden, Heindorf fing den Blick auf.

„Ich bin ganz normal,“ sagte er lächelnd, „aber es ist ein interessantes Thema, von dem man gar nicht loskommen kann.“

„Grübeln Sie nicht zu viel,“ riet der andere, „wir brauchen wirklich nur Augen, die nach außen, nicht solche, die nach innen sehen.“

„Aber ich sehe auch nach außen,“ rief Gerhard hitzig.

„Nein, — das tun Sie leider nicht!“ Reppo war aufgestanden und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Wie wäre es, wenn wir uns jetzt ein Stündchen drückten; heute abend heißt es wieder frisch sein, und die Hitze ist einfach infernalisch.“

Unbeachtet verließen sie den Kasinogarten und gingen nach Hause. In Reppo war ein unbestimmtes Gefühl von Sorge für den jüngeren Kameraden, der dem Leben so seltsam fremd gegenüberstand.

* * *

Lena gab in der Garderobe des Kurhauses ihren rosaseidenen Schal und das Spitzentuch ab, das ihr Haar bedeckte. Sie litt immer unter der Hitze, heute mehr denn je.

Beim Hineinkommen hatte sie die breite Veranda passiert, deren Fenster herabgelassen waren, so daß der Luft freier Durchzug gestattet wurde. Rot verschleierte Lampen und Vasen mit Blumen standen auf den dicht aneinandergestellten Tischen, an denen die Gäste saßen, die Essen und Trinken dem Tanzen vorzogen. Es war sehr voll; trotz der geöffneten Fenster war die Luft schwer und drückend, dazu der Geruch der Blumen, der Speisen, der Weine, des Parfüms und der Lärm der

rauschenden Musik im Nebenzimmer — das alles fiel der Eintretenden beklemmend auf die Nerven.

Lena war spät gekommen und hatte dadurch viel neugierige Blicke auf sich gezogen; zwar hörte sie auch manch anerkennendes Wort über ihre Schönheit, das sie sonst vielleicht gefreut hätte, — heute aber tat ihr der Kopf weh, und ein unbestimmter Druck lastete auf ihr. Da sie allein den Tanzsaal betrat, setzte sie sich sofort neben die Weißbach und blickte sich erst von da aus um.

„Sie sehen angegriffen aus, Frau Doktor," sagte die Oberstleutnant, in der den jungen Regimentsdamen gegenüber etwas Mütterliches lag, während sie Lenas farbloses Gesicht musterte, „ist Ihnen nicht gut?"

„Nur die Hitze macht mich elend."

Lenas Augen wanderten dabei. Der Saal war überfüllt, die Uniformen der ab und zu auftauchenden Ulanen gaben ihm etwas besonders Festliches, auch die Toiletten der Damen waren gewählter als sonst. Die Amberg tanzte mit Enna; sie lachte, als sie jetzt vorüberkam, und nickte Lena zu — herausfordernd, dachte sie.

Es war ein wildes Gewoge und Gewirre und dazu eine Hitze, eine gräßliche, atemraubende Hitze! — Lena wurde von einem Ulanen zum Tanze geholt, sie nahm an, obwohl es ihr wie Blei in den Gliedern lag.

„Ich werde am Ende krank — und muß sterben!" dachte sie während des Drehens, und ein Gefühl von Befriedigung überkam sie bei der Vorstellung. „Ach ja, krank sein, still liegen, zuletzt sterben! Wie gut mußte das sein!"

Nach dem ersten Ulanen kamen andere, sie tanzte mit jedem, merkte, daß sie sehr gefiel, die Damen sie

etwas verwundert ansahen, aber es blieb ihr gleichgültig, obgleich sie sonst empfänglich für Auszeichnung gewesen war. Der dumpfe Druck ließ sie heute nicht los.

Sie tanzte dann auch mit Enna. Ihrer beider Herzen klopften, und einer fühlte es vom anderen. Es war, als ob dieser starke Herzschlag wieder eine Brücke zwischen ihnen schuf, gegen ihren Willen.

„Lena!" flüsterte er halb zärtlich, halb zornig, und da sie nicht antwortete, noch einmal, dringender: „Lena!"

Sie seufzte tief auf. Aber ehe sie etwas sagen konnte, brach die Musik ab, und er führte sie auf ihren Platz zurück.

Die Weißbach war inzwischen fortgegangen, auf dem leer gewordenen Stuhle saß ein Rittmeister der Ulanen, der nun sofort Lena auf Tod und Leben den Hof zu machen begann.

Sie ließ es mit passivem Lächeln über sich ergehen, und er dachte schließlich dasselbe, was die Mündener zum größesten Teil ihr nachredeten.

„Schade, daß sie so einfachen Gemütes ist!"

Dasselbe sagte er später zu Enna; der stutzte und sah den Kameraden sehr erstaunt an.

„Ich glaube, Sie täuschen sich doch, Herr von Kowalski, Frau Doktor Heindorf ist zwar äußerlich ruhig, aber sie hat jenes gewisse Etwas, das auf ganz anderes schließen läßt. Übrigens scheint sie mir heute nicht ganz wohl, die Hitze hier ist ja auch unglaublich."

Er fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn und lenkte des Rittmeisters Aufmerksamkeit auf die Amberg, die gerade vorüberging.

„Ja, wahrhaftig, ausgesuchtes Material," sagte der

seelenvergnügt. „Sie haben es gut hier, Herr Kamerad, man könnte Sie wirklich beneiden.“

„O, ja nicht!“ Enna zog die Brauen hoch. „Wir sind hier außerordentlich gut gezogene Menschen.“ —

Lena fühlte, daß es ihr nicht mehr möglich war, auch nur noch Minuten in dieser heißen, staubigen Atmosphäre sich aufzuhalten. Einen Atemzug frischer Luft mußte sie haben. Nur sollte es niemand merken. Langsam, unauffällig ging sie in der Pause von einer Bekannten zu der anderen, nickte Gerhard und Reppo flüchtig zu und war endlich, als die Musik wieder begann, an der Tür, aus der sie unbemerkt hinausschlüpfte.

Schon das Betreten des Korridors war eine Erleichterung, denn der führte auf eine hochgemauerte Altane, die in den Kurpark hineinsah. Dort blieb Lena einen Augenblick stehen und schaute in den wimmelnden Garten hinab, in dem bunte Lampions glühten.

Menschen — Menschen überall! Zu zweien, zu dreien wogten sie dicht gedrängt in den Gängen, saßen an den Tischen, schwatzten und lachten.

Zum ersten Male, daß Lena einen Widerwillen gegen die Menschen empfand! Sie wußte zwar nicht recht, warum, aber das Gefühl war da, blieb und trieb sie schließlich in die Flucht.

Ihr weißes Spitzenkleid aufnehmend, ohne Hut, wie sie war, ging sie die Treppen hinab, wand sich durch das Gedränge, stieg wieder Stufen empor und stand endlich auf der Strandpromenade.

Auch hier oben waren Menschen. Aber da unten lag still, dunkel und geheimnisvoll die See; wie Frische schlug es ihr entgegen.

An das Meer wollte sie.

Es war auffällig, daß sie hinunterging; man würde darüber reden, wenn man es erfuhr, aber augenscheinlich beobachtete sie niemand. Mit scheuen Blicken nach rückwärts, nach rechts und links vergewisserte sie sich, daß kein Bekannter da war, dann nahm sie ihr Kleid höher und betrat die zum Strande führende Bretterpromenade. Fremde Augen, die ihr neugierig nachschauten, waren ihr gleichgültig.

Je mehr sie sich dem Strande näherte, je stiller und dunkler es um sie wurde, je freier fühlte sie sich. Der Druck, das bange Gefühl von etwas Schrecklichem, dem sie verfallen war, ließ nach, tief atmete sie die Nachtluft ein.

Der leise Atem des Meeres bewegte die Luft, sie strich sich mit der Hand über die Stirn und ging so nah an das Wasser, daß es ihr fast die Schuhe benetzte. Der Himmel über ihr war klar, fast mit leisem, violettem Hauch, aber scharf reckte sich im Norden, über dem Meere eine schwarze Wand in die Höhe, wie mit dem Lineal abgeschnitten, und in der Helle darüber stand eine einzige, bewegungslose schwarze Wolke in phantastischen Formen.

Lena wurde es traumhaft zumute. Sie setzte sich in einen Strandkorb und sah auf das ruhige Meer. Wieder beobachtete sie die Lichter der Schiffe, weiße, rote, grüne, hellstrahlende und schwach leuchtende und hatte zum ersten Male den brennenden Wunsch, mit ihnen hinaus zu können in unendliche Weiten, ohne zu wissen, wohin. Die Lichter waren ruhelos, gingen und kamen, der breite, flimmernde Streifen aber, den der

Leuchtturm auf das Wasser warf, war wie starre, auf festen Punkt gebannte Pflicht, die sich unablässig wiederholte.

Unter diesem Zeichen stand fortan ihr Leben.

Sie lehnte den Kopf an die Rückwand des Korbes und schloß die Augen... Plötzlich blickte sie groß und erschreckt auf. Sie hatte einen Blick auf sich brennen gefühlt, einen heißen, leidenschaftlichen Blick...

Enna stand vor ihr. —

Sie sprang auf und wollte fort; aber er schob sie sanft zurück.

„Bleib, Lena, — nur ein paar Minuten bleib,“ baten seine Stimme, seine Augen.

Willenlos sank sie auf den verlassenen Sitz zurück.

„Ich kann nicht! — Ich will nicht!“ — Sie klammerte die Hände im Schoß zusammen. „Laß mich gehen!“ —

Er faßte ihr Hände und setzte sich neben sie.

„Ich war dir böse, Lena, — wütend war ich und wollte alles zwischen uns zu Ende sein lassen, fertig werden mit jedem Gefühl für dich, nachdem du mich neulich verlassen hattest, ohne zu bedenken, wie mir dabei zumute sein mußte, nachdem ich alle Gefahr für dich beseitigt hatte. Kaum aber sehe ich dich wieder, da verfalle ich doch dem Zauber; — es ist ein Elend!“

„Ich habe wenig davon bemerkt,“ sagte sie bitter, „im Gegenteil, es schien dir sehr gut bei der Amberg zu gefallen, und — bei den anderen auch.“

„Aha!“ Er sagte das mit dem Tone eines Mannes, dem dergleichen nichts Neues ist. „Ja, sieh, Lena, du hast deine Häuslichkeit, die du so liebst, ich habe — nichts.“

Sie schwiegen beide ein Weilchen, dann sagte sie hastig:

„An jenem Abend, Raoul, habe ich erst das volle Bewußtsein von der Gefährlichkeit unserer Lage bekommen, und daß es so nicht bleiben kann, daß wir uns trennen müssen, damit kein Unglück geschieht.“

„Meine Hand ist sicher, Lena, ich habe es heute nachmittag wieder erprobt“, sagte er mit finsterem Trotz. „Im Notfall jage ich dich ihm ab wie dem Fuchs die Beute. — Lena, Lena, ich habe dich sehr lieb.“

„Aber es darf nicht sein,“ flüsterte sie zitternd, „ich kann weder dich noch — ihn missen! Denke nur das Entsetzliche — einer durch den anderen. Ich müßte ja wahnsinnig werden, wenn ich das erlebte, darum ist Trennung das einzige, was uns bleibt.“

Er fühlte die Schauer, die sie durchrüttelten, nahm ihre weichen, hilflosen Hände in die seinen und drückte sie fest gegen seine Brust.

„Hast recht, Lena, es darf nicht sein! Aber Abschied laß uns wenigstens voneinander nehmen.“

„Ja — Abschied.“

Er umfing ihren Kopf und küßte sie heiß und leidenschaftlich. Dann bog er ihn zurück. Über ihr unbewegliches starres Gesicht flossen Tränen; er fing sie mit den Lippen auf und ergoß noch einmal die ganze Glut seiner Zärtlichkeit über sie.

„Wie ich dich liebe!“ sagte er dabei.

Mit geschlossenen Augen duldete sie alles; sie wußte, jetzt war es endgültig zum letztenmal. Unter diesem Bewußtsein nahm sie Küsse und heiße Liebesworte hin, während die Brandung dazu leise an das Ufer schlug.

Auf einmal tönte durch die Stille der Nacht ein scharfes, spitzes, höhnisches Frauenlachen.

Sie fuhren auseinander und sahen sich mit verstörten Augen an.

Da klang das Lachen noch einmal; diesmal noch schärfer, spitzer.

„Die Gillesmädchen!“ flüsterte Lena zitternd.

Er bewegte abwehrend den Kopf, dann machte er den Versuch aufzustehen; kraftvoll in ihrer Angst zog ihn Lena zurück.

„Hat dich jemand gesehen, kann dich jemand gesehen haben?“ fragte sie atemlos.

„Nein, die Promenade war leer, das Konzert zu Ende; ich denke, niemand.“

„Das dachte ich auch, und doch hast du mich gefunden!“

„Ich saß mit dem Rittmeister in der Veranda beim Wein, und meine Augen sind falkenscharf das weißt du.“

„Konnten andere das nicht ebensogut sehen? Wir haben ja überall Menschen um uns gehabt“, klagte sie bebend. „Waren es die Gillesmädchen, sind wir verloren.“

Er wußte dasselbe, trotzdem bemühte er sich, sie zu beruhigen.

„Warum denn gerade die! Es können ja harmlose Spaziergänger gewesen sein, die keine Ahnung von unserer Anwesenheit hatten. Laß mich nachsehen, Lena.“

„Nein! Nein!“

„Es ist am besten.“

Er streifte ihre zitternden Hände von sich; tatenloses Abwarten war so wenig seine Sache. Dann trat er aus dem Korb.

Einsam und öde lag der Strand auf und ab.

„Keine Furcht, Lena!" sagte er tröstend, denn sobald er aufrecht stand, kam sein leichtfertiger Mut zurück, „es ist niemand hier."

„Sie sitzen irgendwo, Raoul! Ich beschwöre dich, gehe zurück in den Tanzsaal; mich laß hier."

„Warum, mein Lieb?"

„Ich will nach Hause, mein Kopf schmerzt zum Zerspringen, und ich habe Angst, Angst, Angst! Mir ist, als käme etwas Ungeheuerliches, Entsetzliches auf mich zu und erdrücke mich, weil ich ihm nicht entfliehen kann."

Sie schauerte zusammen. So hilflos sah sie aus, daß ihn das Mitleid mit aller Gewalt packte.

„Lena, Süße," sagte er, „mag geschehen, was da will, ich stehe in jedem Falle zu dir. So bin ich nun nicht, weder feige noch gemein, hörst du es?"

„Ja!"

Ein spöttisches Lächeln zog über sein Gesicht, während er im stillen daran dachte, daß, wenn Lenas Angst sich bewahrheitete, er ja als Preisschütze von Varieté zu Varieté ziehen könne, sie als seine Gehilfin. Er lachte laut auf.

Lena sah ihn entsetzt an.

„Was hast du, Raoul?"

Er machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Noch einen Kuß, Lieb, den letzten."

Er berührte ein Paar eiskalte Lippen, ihr Arm schlang sich nicht mehr kosend und zärtlich um seinen Hals. „Geh," flehte sie nur, „o geh!"

Da ging er stumm, und Lena sah wie irr um sich. Für sie bestand kein Zweifel, daß die Gillesmädchen sie

belauscht hatten, daß sie irgendwo in einem Strandkorbe saßen und beobachteten. Das Ende war da! Das grausame, fürchterliche Ende! —

Sie starrte auf das Meer. — Wer sich doch da zur Ruhe betten könnte! Aber das tat sie ja doch niemals, dazu war sie zu feig, lieber ließ sie sich vom Leben zertreten.

Ein Weilchen blieb sie noch brütend sitzen und sah starr auf die große phantastische Wolke vor sich, ehe sie sich entschloß, den Strandkorb zu verlassen. Auch jetzt auf und ab kein Mensch. Doch, als sie die Holzplanke betrat, lehnte oben am Geländer, das die Promenade abschloß, eine Gestalt, mit gekreuzten Armen auf den Zaun gestützt. Deutlich sah sie einen glimmenden Zigarrenfunken in der dunklen Nacht.

Beim Näherkommen erkannte sie, daß es Reppo war, und als sie an ihm vorüber wollte, richtete er sich auf.

„So allein am Strande, gnädige Frau? Ich dachte, Sie tanzten drinnen!"

Mit müder Bewegung strich sie ein paar lose, feuchte Haare aus der Stirn.

„Es war so schrecklich heiß, und ich habe Kopfweh."

Ihr Gesicht war totenbleich, und ihr tonloser Stimmklang bewies ihm, daß sie die Wahrheit sprach.

„Befehlen Sie nach Hause?"

„Bitte, ja! Wenn Sie mir vielleicht Mantel und Schal aus der Garderobe holen wollten?"

„Gern, darf ich um Ihre Nummer bitten?"

Sie gab ihm das Papptäfelchen, und er ging. Wie zerbrochen setzte sie sich auf die nächste Bank.

„Sind Gilles noch da?" fragte sie den Zurückkehrenden.

„Nein! Soviel ich weiß, gingen sie schon vor längerer Zeit.“ —

Sie seufzte so tief auf, daß es fast wie ein Stöhnen klang.

„Darf ich Sie nach Hause begleiten, gnädige Frau?“ fragte Reppo besorgt.

„Ja, gern!“

Sie nahm seinen Arm, das Kopftuch, das sie noch in der Hand hatte, schleifte achtlos im Sande.

Mit einer selbstverständlichen Gebärde beugte sich Reppo vor und nahm es ihr ab, dann bogen sie in die Allee ein.

Dort war es dunkel. Nur ab und zu eine Laterne auf hohem Pfahl, deren Licht den nächsten Umkreis nur schwach erhellte. Ringsum alles still, nur ihre Füße malten im Sande, und zuweilen rauschte der schwere Flügelschlag eines Nachtvogels durch das Laub, ein Käuzchen schrie, und aufgescheucht huschte eine schwarze Katze über ihren Weg. Dumpfbrütende Schwüle lag unter den Bäumen, die Anlagen rechts und links standen wie finstere, kompakte Massen.

Sie schwiegen noch, und Lena atmete gepreßt, dann begann Reppo in leichtem Ton von den Ereignissen des Nachmittags zu plaudern und erzählte von Ennas überraschender Treffsicherheit im Scheibenschießen.

„Ich habe schon zu Ihrem Schwager geäußert: Gut, daß er kein Raufbold ist! Wer dem gegenübersteht, — ist ein toter Mann.“

Er fühlte den Ruck des Frauenarmes, der in dem seinen lag, fühlte die entsetzten Augen, die sich auf ihn richteten, wenn er sie auch nicht sah, ebenso wie Lena

ganz genau wußte, daß diese Worte nicht umsonst gesprochen waren.

Sie blieb plötzlich stehen und preßte die Handflächen gegen die Schläfen.

„Hatten Sie die Absicht, mir irgend etwas anzudeuten, Herr Reppo?“ fragte sie mit dem Mute der Verzweiflung.

Einen Augenblick zögerte er, aber dann:

„Ja, gnädige Frau.“

Sie riß ihren Arm aus dem seinen und taumelte fast an den Wegrand.

„Dann sprechen Sie deutlicher.“

„Das darf ich nicht, gnädige Frau; ich kann nur Gefahren zeigen, die ein unvorsichtiger Schritt nach sich ziehen wird und muß. Nur bitten, gnädige Frau, nur bitten!“

Seine Stimme klang eindringlich und etwas belegt, denn sein Herz schlug heftig. Er liebte sie ja ehrlich und aufrichtig, die süße blonde Frau neben sich, die jetzt keinen Laut von sich gab.

„Sie werden denken, — ich, gerade ich, hätte zuletzt das Recht, so zu Ihnen zu sprechen, weil ich selbst mich Ihnen gegenüber vergessen habe. Damals straften Sie mich mit Recht, obgleich ich Ihnen mein Ehrenwort geben kann, trotz aller Liebe wäre ich nie — nie einen Schritt weitergegangen. Ich halte die Ehe für heilig. Vielleicht doppelt, nachdem ich Sie kennen gelernt habe, und — vielleicht — war diese letzte Zeit für mich die größte Sühne und Buße. — Ja, gnädige Frau, ich weiß mehr als Sie ahnen, und ich flehe Sie an, kehren Sie um!“

„Sie verachten mich“, sagte Lena tonlos.

„Ich verachte niemanden, dem ich nicht in das Herz gesehen habe; wie können Sie so etwas denken! — Sie sind mir auch keinerlei Aufklärung schuldig; aber ich fürchte, mögliche Konsequenzen würden auch Sie mit zu Tode treffen.“

Sie schluchzte qualvoll auf. Der zitternde Laut ließ ihn erbeben. Er faßte nach ihren Händen und küßte sie inbrünstig. Trotz der Hitze waren sie kalt wie Eis, und Schauer über Schauer durchrannen ihren Leib.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau“, stammelte er. „Vergessen Sie, was ich gesagt, ich habe ja kein Recht dazu. Aber nicht wahr, man möchte doch warnen, solange es noch Zeit ist, — nur darum sprach ich zu Ihnen.“

Sie wischte mit dem Handrücken die Tränen fort. Hätte sie nur einmal, einmal sich aussprechen können, wie erleichtert wäre sie gewesen!

Aber war Reppo wirklich der Geeignete? — Die Frage schloß ihr den Mund.

„Ich danke Ihnen“, sagte sie, sich mühsam fassend. „Gewiß meinen Sie es gut; aber . . .“ Sie verstummte.

Auch er schwieg nun, ein bißchen gekränkt, ein bißchen niedergeschlagen, denn er hatte auf ihr Vertrauen gerechnet, das sie wahrlich keinem Ehrlicheren schenken konnte. Aber wenn sie nicht wollte, zwingen konnte er sie nicht. Seine Warnungen hatten unter der unmittelbaren Einwirkung des Nachmittagserlebnisses gestanden und waren ihm von Herzen gekommen, denn er hatte genügend Stoff zu Kombinationen, da er vor ihr auch Enna vom Strande hatte heraufkommen sehen. —

Als er nachher allein in die Stadt schlenderte, zur Beruhigung eine Zigarette zwischen den Lippen, dachte er:

„Du bist ein Esel, mein Lieber! Ein ausgemachter Esel! Was mischst du dich in anderer Leute Angelegenheiten! Es will ja keiner hören — keiner. Und wer da zurzeit zu warnen und zu helfen versucht, ist immer ein großer Narr. Jeder soll vor seiner Türe kehren — und vor deiner eigenen Türe liegt ja schließlich auch ein Häuflein. — Es war jedenfalls das letztemal, daß ich davon gesprochen. Kommt Zeit, kommt Rat — oder auch nicht."

Mißmutig stand er nachher am Fenster und starrte auf die dunklen Häuser, die stille Straße. Es war noch drückender geworden. Der flimmernde Sternenhimmel verschwunden, — die schwarze Wolke hatte ihn verschluckt.

„Es gibt etwas", konstatierte er befriedigt. „So war es ja auch nicht mehr zum Aushalten."

* * *

Lena fand ihren Mann noch nicht zu Hause, und da fiel ihr ein, daß er sie ja hatte abholen wollen, wenn seine Skatpartie zu Ende war.

Im Kurhaus erfuhr er aber sicherlich, daß sie Kopfweh gehabt, und würde daraus schließen, daß sie nach Hause gegangen sei.

Sie öffnete alle Fenster und legte sich zu Bett. Aber Ruhe fand sie nicht.

Das fürchterliche Lachen bohrte sich wieder in ihr Hirn, nun sie allein war, und Reppos Worte standen vor ihr auf. — Wäre es nicht klüger gewesen, zu ihm zu sprechen? — Wie sie ihre Feigheit, allem Unangenehmen aus dem Wege zu gehen, wieder einmal haßte! — Wenn nun ihr Mann mit Enna aneinander geriet?

In Schweiß gebadet, setzte sie sich im Bette aufrecht. Es war schon eins, — jetzt schlug die Uhr nebenan sogar halb zwei! Im Kurhause war alles längst zu Ende, die Ulanen ritten früh, — wo blieb er?

Das Herz schlug ihr wie ein Hammer, sie rang die Hände.

Gott, o Gott, nur nichts Entsetzliches um meinetwegen!

Draußen begann es dumpf zu grollen und zu murren. Ein Wetter kam herauf; der erste Blitz zuckte leuchtend durch das dunkle Zimmer, — aber Rudolf kam nicht. Er wußte doch, wie sehr sie sich bei einem Gewitter ängstigte.

Ob Gerhard schon zu Hause war? Über ihr herrschte Totenstille.

Als es zwei Uhr schlug, hörte sie endlich den Schall von Stimmen in der Allee — Gott sei Dank, auch Rudolfs Lachen! Es war also nichts passiert.

Das feuchte, leichte Haar strich sie aus der Stirn und streckte sich lang aus. — Eine Galgenfrist gewonnen! Wenigstens eine Galgenfrist!

Mit dem ersten heftigen Donnerschlage betrat der Stabsarzt das Schlafzimmer; er war sehr guter Laune.

„Lening, mein Kleines, du bist doch nicht böse? — Als ich dich nicht mehr traf, die Weißbach nur sagte, du hättest so blaß ausgesehen und über Kopfschmerzen geklagt, fingen mich Schmidt, Baginsky und der Rittmeister zu einer Flasche Sekt ab. Bei der einen ist es dann nicht geblieben, wie du dir denken kannst; aber als das Wetter aufzog, da dachte ich an dich, an deine Furcht — und machte Schluß. Hier bin ich. Geben tut es heut nacht was Tüchtiges — Donnerwetter!"

Er hatte sich auf Lenas Bett gesetzt; sie sah ihn an, umfaßte ihn plötzlich mit aller Kraft und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. Krachender Donner und zuckende Blitze machten ihm das verständlich, er streichelte ihr Haar.

„Laß mich die Fenster zumachen, Lening."

Sie hielt ihn krampfhaft fest; bei ihm allein war Schutz und Geborgenheit, das fühlte sie in diesem Augenblicke.

„Bleib, Rudolf! — Bleib!"

„Ich komme gleich wieder.

Er machte sich los, das Notwendige ging allem anderen voran; dann kam er zurück.

Ein böses Wetter brach los. Von allen Seiten kamen die Gewitter. Unaufhörlich zuckten die Blitze, der Donner krachte, wolkenbruchartig stürzte der Regen in die rauschenden Baumkronen. Die Kinder weinten voller Angst, und der Doktor holte sie herüber. Zwischen Vater und Mutter beruhigten sie sich allmählich, und über ihnen hinweg hielt Heindorf die Hand seiner Frau sicher und fest...

„Ist Gerhard schon zu Hause?" fragte Lena.

„Schon lange. Die heutige Generation ist enthaltsamer als die unserige", antwortete er lachend. „Schad nichts, jedes Ding hat seine Zeit. Brachte dich Reppo nach Hause?"

„Ja, er holte mir auch die Garderobe."

„Ich weiß, die Baginsky sagte es mir; darum war ich auch beruhigt."

Nach Stunden hatte das Wetter ausgetobt, Lena stand auf und öffnete die Fenster wieder, kühl, fast kalt strömte

die Nachtluft in die überheißen Zimmer. Der Regen rauschte weiter, die See brüllte, und Lena starrte in den grau heraufdämmernden Morgen. —

* * *

Schwere Wolken zogen über das dunkle Meer, dessen weiße Wogenkämme sich überstürzend an das Ufer jagten, brüllend und tobend. Nach der Glut der letzten Tage war es kalt geworden, ein heftiger Nordwind zauste an den Blättern der Bäume und brachte ab und zu noch Sprühregen über das Land.

Seit den Vormittagsstunden hatte der anhaltende Regen aufgehört und der ausgetrocknete Boden die Feuchtigkeit gierig geschluckt.

Lena nahm gegen Abend ihren weiten schwarzseidenen Mantel um, der die Figur vollständig verhüllte, wenn sie ihn hängen ließ, sich aber wie eine zweite Haut anschmiegte, weich und anmutig, sobald sie ihn fest um sich zog. Es litt sie nicht länger im Hause, so voll Angst und Not wie sie war. Einen Gang an den Strand mußte sie machen; vielleicht traf sie dort jemand, aus dessen Benehmen gegen sie sich Schlüsse ziehen ließen. Reppos Worte hatten ihr den letzten Rest von Hoffnung geraubt, daß niemand etwas wisse.

Als sie über den Korridor ging, den Schleier, der Hut und Haar festhalten sollte, unter das Kinn knüpfend, hörte sie Fredy husten. Es war ein scharfer, hohler Ton, und statt aus der Türe ging sie in das Kinderzimmer, um nach dem Kinde zu sehen.

Marie saß da und spielte mit den Kindern. Fredy hatte blanke Augen und rote Bäckchen, er schien ganz ver-

gnügt. Die Mutter streichelte ihn und fragte das Mädchen, ob er schon öfter gehustet habe; Marie verneinte und war ganz erstaunt, daß Lena darauf geachtet und sich deshalb gesorgt hatte.

„Er ist lange nicht so vergnügt gewesen wie gerade heute," behauptete sie, „keine Spur von einer Erkältung!"

„Passen Sie gut auf, Marie, und wenn er noch einmal hustet, sagen Sie es gleich dem Herrn."

Damit ging sie.

Der Sturm faßte ihr Kleid, zerrte an Haar und Schleier; aber die Kühle empfand sie als Erfrischung. — Am Strande war es fast ganz leer, die Restaurants dagegen desto voller; doch was sie suchte, war in keinem Restaurant zu finden.

Es war des Sturmes wegen schwer, vorwärts zu kommen, und sie fühlte sich matt und elend. Da setzte sie sich auf eine Bank in der Nähe der Strandkörbe ihrer Bekannten, wickelte sich fest in den Mantel und bot dem Sturme das Gesicht.

Wie verschieden von gestern war heute der Blick über das Meer! War diese wilde, tobende Wasserwüste wirklich dieselbe ebene, glatte See, auf der kürzlich so blendend und heiß die Sonne gelegen hatte?

War diese Lena, die hier saß, dieselbe, die vor einem Jahr auch hier gesessen?

Der Wind peitschte ihr einzelne Regentropfen in das Gesicht, sie fror, — aber nach Hause oder zu den Damen wollte sie nicht. „Nein, lieber nicht!" Es war besser, sie wartete ab.

Immer düsterer und schwerer wurde der Himmel, gerade als fiele er herab, um die Erde zu erdrücken, da

sah sie die Gillesmädchen ihren Korb verlassen und den Weg nach Hause einschlagen, das heißt nur Armgard mit ihrem Verehrer; Klementine kam entweder noch oder war schon vorausgegangen — ein seltenes Ereignis!

Lena fühlte plötzlich ihr Herz heftig schlagen, als das Mädchen in ihre Nähe kam. — Jetzt mußte es sich entscheiden. Aber Armgard sah zu ihrem Kavalier in die Höhe, beachtete die schwarze Gestalt auf der Bank gar nicht und ging grußlos vorüber. — Das Herz stand Lena still.

War das Absicht oder Zufall? — Natürlich nur Zufall, wollte sie sich beruhigen; aber das böse Gewissen sagte das Gegenteil. Dann — ja, dann war sie gerichtet! —

Einen Augenblick später trat die Gleiwitz mit der Baginsky aus ihrem Korbe. Der Sturm faßte sie im Rücken und jagte sie in ungewollt eiligem Tempo vorwärts; die Gleiwitz versuchte gegen einen flüchtigen Regen ihren Schirm aufzuspannen, es gelang ihr nicht; er sperrte und blähte sich, während sie mit der Linken nach ihrem Hute griff. Auch sie grüßte Lena nicht, nur die Baginsky nickte ganz flüchtig und rief ihr ein paar Worte zu, die der Sturm verschlang. An der Baginsky lag ihr am wenigsten.

Absicht oder Zufall? fragte sie sich wieder in namenloser Angst und sank ganz in sich zusammen.

Das mußte Enna auf alle Fälle wissen; er hatte jetzt aufzupassen und herumzuhorchen, ob man wirklich das von ihm wisperte, was Reppo gestern nacht in klaren Worten gesagt hatte. Sie mußte Enna gleich schreiben — von ihm schleunige Nachricht bekommen.

Eilig, wie gejagt, lief sie nach Hause; aber da waren schon Rudolf und Gerhard. Rauchend saßen sie im Zimmer des Arztes, und unter ihren Augen hätte Lena sich niemals getraut, ein heimliches Wort zu schreiben. Bis morgen mußte es also verschoben bleiben.

Als sie zwischen den Herren saß, hörte sie auch Gerhard jenes Bravourstück schildern, das Enna gestern mit seiner Geschicklichkeit im Schießen den Kameraden im Kasinogarten gegeben hatte.

„Sieh mal an," sagte der Stabsarzt interessiert, „das hätte ich ihm gar nicht zugetraut! Übrigens ist es wirklich eine angeborene Gabe, das Talent liegt in den Augen und den Muskeln; ich habe es nie gehabt. Eine Schlägermensur, die konnte ich als Student allenfalls leisten, obgleich ich auch kein guter Schläger war; aber als Schütze bin ich geradezu elendiglich. Gut, daß wir ja auch selten in die Verlegenheit kommen! Unser Metier ist ein friedliches. Höchstens das Messer kann man uns vorwerfen, und das stellen wir doch auch nur in den Dienst der Hilfsbereitschaft. Aber Pistolen — nee!"

Lena saß in ihrem Erker, hörte zu und fühlte sich ganz kalt werden. Warum hatte Reppo auch soviel Schreckliches gestern zu ihr gesagt! Das war ja fast wie eine Vorbereitung zu etwas Fürchterlichem.

Sie drückte die Hände flach an die Schläfen, um nicht vor Qual aufzustöhnen; aber Rudolf sah die Bewegung doch.

„Ist dir immer noch nicht gut, Lening? Heute ist es doch kühl genug", sagte er.

„O doch. Aber Fredy hat den Husten, mit so einem hohlen Ton hinterher, weißt du?"

Sie stand auf, um in das Kinderzimmer zu gehen; der Stabsarzt begleitete sie, kam aber beruhigt zurück.

„Einen tüchtigen Katarrh kann es schon geben", sagte er, sich zum Abendessen setzend. „Wo sich der kleine Kerl den nur geholt haben mag? Fieber ist noch nicht da; aber vielleicht quartieren wir morgen doch Baby aus, sicher ist sicher."

* * *

Noch denselben Abend schrieb Lena in fliegender Eile ein paar Worte an Enna und flehte ihn an, sich Gewißheit zu verschaffen, ob sie im Strandkorbe von den Gillesmädchen belauscht worden wären. Sie erzählte ihm, daß weder die noch die Gleiwitz sie gegrüßt hätten, und daß auch Reppo alles wüßte — sicher wüßte!

Mit diesem Brief eilte sie selbst, hastig wie eine Verbrecherin, in die Stadt und warf ihn in denselben Kasten, in den sie die früheren auch geworfen, nur daß diesmal der Regen die Buchstaben fast verwischte, denn das Wetter war endgültig umgeschlagen, und böige Winde brachten Schauer und schwere Wolken. Napoleon war darüber außer sich. Zum Regimentsfest so schandbare Witterung! Da ging ja die Hauptsache verloren, und Münde würde sich sehr ungünstig präsentieren.

Die Ordonnanzen schleppten schon Haufen von nassem, grünem Laub in das Kasino, aus dem Kränze gewunden werden sollten, um den Saal festlich zu verschönen. Außerdem hatte der junge Leutnant alle Hände voll zu tun, denn es waren doch noch eine ganze Menge Anmeldungen nachträglich eingegangen, Platz für alle mußte geschafft werden, und schön sollte es auch sein — sehr schön! Dafür war er ja da. —

Alle Augenblicke sah er anklagend zu dem schweren Himmel auf, der sich aber nicht erhellen wollte, und schimpfte dazwischen auf Enna, der ihm, wie er behauptete aus Schikane, gerade in diesen Tagen doppelten Dienst angesetzt hatte. Augenblicklich fand er in Reppo einen gutmütigen Zuhörer, der seine Klagen wenigstens stumm anhörte.

„Ich weiß nicht, was in den Kerl gefahren ist“, sagte er zornig; „ich bin wahrhaftig nicht taub, aber angebrüllt hat er mich heute morgen wieder, als besäße ich nicht mal eine Idee von Ohren, — so was habe ich noch nicht erlebt! Anstatt mal ein bißchen fünfe gerade sein zu lassen, — Gott bewahre, — ist nicht! Immer auf mir rumgehackt, als bekäme er es extra bezahlt.“

Reppo lachte. „Ja, lieber Napoleon, dazu sind wir eben mal da, die schlechte Laune unserer Vorgesetzten auszubaden. Übrigens sah ich vorhin den Stabsarzt mit ihm sprechen, vielleicht ist er krank.“

„Bewahre! Irgendein Revierkranker. Ich wünschte, der Heindorf sagte ihm mal ordenlich seine Meinung, denn unter uns, lieber Reppo: Enna ist manchmal ein Leuteschinder erster Klasse.“

Inzwischen standen wirklich Hauptmann und Stabsarzt auf dem Kasernenhof und hatten ein etwas erregtes Gespräch. Die Revierkranken waren vom Arzt besichtigt worden, und der stellte fest, daß einer der Soldaten, der sich leicht an der Hand verletzt und von ihm zur Schonung vom Dienst dispensiert war, statt der erwarteten Heilung eine bösartige Verschlimmerung zeigte, so daß er ihn sofort in das Lazarett schicken mußte. Auf Nachfrage erfuhr er dann, daß der Hauptmann die ärztliche

dnung umgestoßen und den Soldaten zum Dienst befohlen hatte.

„Ich muß für die Zukunft bitten, Herr Hauptmann, daß meine ärztlichen Anordnungen auf das strengste befolgt werden", sagte Heindorf jetzt erregter, als er sonst war. „Dafür bin ich allein zuständig und kann keine Übergriffe in mein Fach dulden."

Enna sah den Sprechenden an. Es war ein seltsamer, halb höhnischer, halb verächtlicher Blick, währenddessen ihm die Stirnadern anliefen; aber er sagte dann trotzdem im leichtesten Konversationston:

„Sie scheinen mir recht weichmütig zu sein, Herr Stabsarzt. Wenn wir jeden Quängler gleich als Revierkranken behandeln lassen wollten, wo käme dann die Mannschaft zum Dienst her? Die Kerle drücken sich gern."

„Es war meine wohlüberlegte Anordnung, Herr Hauptmann; der Mann muß nun ins Lazarett und wird dem Dienst viel länger entzogen."

Enna hob nachlässig grüßend zwei Finger an die Mütze.

„Bon, Herr Stabsarzt, ich beuge mich Ihrer Autorität!"

Als sie zusammen auf die Straße traten, ging der Postbote gerade vorüber und blieb nun stehen.

„Darf ich Herrn Hauptmann gleich die Post mitgeben?"

Enna nickte und streckte die Hand aus, während der Briefträger die Tasche aufklappte und ihren Inhalt durchsah. Außer Zeitungen kam nur ein einziger Brief zum Vorschein, lang, schmal, mit einem silbernen Monogramm auf dickem, bläulichem Papier.

Die Blicke beider Männer richteten sich auf diesen Brief, den Enna sofort in seinen Ärmelaufschlag schob. Dann empfahl er sich mit abermaligem Gruß.

Der Arzt, der noch immer seinen inneren Ärger niederzukämpfen versuchte, hatte im ersten Augenblick kaum eine Vorstellung von dem auffallenden Briefumschlage, den er soeben in der Hand des anderen gesehen, — erst ganz allmählich begann ein leises Aufdämmern in ihm, daß er solch ein Format schon einmal gesehen und bespöttelt hatte. Plötzlich zuckte er zusammen und blieb stehen.

Besaß nicht Lena, seine Frau, solches Briefpapier? — Hatte ihr Gerhard das nicht zu Weihnachten geschenkt? — — Wie ein Krampf durchrüttelte es ihn; all der seit Monaten in ihm aufkeimende, aber stets wieder unterdrückte Verdacht erwachte zu neuem Leben und warf sich wie ein Vampyr auf ihn, ihm das Herz zerreißend.

Seit wann hatte sich denn Lena so verändert? — Das fiel mit Ennas Versetzung nach Münde zusammen. —

Er trocknete sich den Schweiß von der trotz des kalten Wetters feuchten Stirn; seine Kniee zitterten plötzlich, vor den Augen wurde es ihm dunkel.

In den Anlagen standen viele Bänke, heute alle leer, des schlechten Wetters wegen, da setzte er sich auf eine ganz versteckte und ließ den Sturm seiner Gefühle über sich hinbrausen.

Allmählich wurde er ruhiger. Die klare Besinnung kam ihm zurück und mit derselben ein Gefühl von Scham. Woher, um Gottes willen, wuchsen all diese Verdächtigungen gegen seine Frau in ihm auf? — Hatte Lena

ihm nicht in all den Jahren ihrer Ehe Beweise ihrer treuen Liebe gegeben? — Nein, nein, — mit dem Briefe, das mußte ein Zufall sein! — Aber die Marke, die er auf einmal grün vor Augen sah, obgleich er doch gar nicht mit Bewußtsein darauf geachtet, machte ihn wieder stutzig. Der Brief war also in Münde aufgegeben. — —

Plötzlich sprang er empor und reckte sich hoch. Warum fragte er denn seine Frau nicht? Es war doch das einfachste; und sie würde ihm die Wahrheit sagen. Wenn nicht aus Ehrlichkeit, so doch aus Angst, er kannte sie genau genug, um zu wissen, daß ihre kleine, furchtsame Seele, verängstigt und haltlos, nicht die Möglichkeit zu einem Entkommen sehen würde. Lena zu überrumpeln, war schließlich keine Heldentat.

Mit einem Gefühl, als würde ihm die Kehle zusammengepreßt, als drohe sein Kopf zu zerspringen, ging er nach Hause.

Kaum hatte er die Tür geöffnet, stürzte seine Frau ihm angstvoll entgegen:

„Rudolf! Rudolf! Ich glaube, Fredy ist sehr krank."

Sie umpreßte seinen Arm, hob die tränennassen Augen zu ihm auf und schuchzte: „O, Gott sei Dank, Gott sei Dank, daß du da bist!"

Fredy krank und Lena, die Mutter, in Angst und Schmerz! Wie Schatten sank alles andere vor dem erschrockenen Vater zusammen; er hatte den Brief und sein Mißtrauen völlig vergessen.

Aus dem Kinderzimmer schallte der hohle, entsetzliche Husten des Knaben, er ging dem Vater durch Mark und Bein. In diesem Augenblick wußte er, wie über alle Maßen er seine Kinder, sein Weib, sein Heim liebte, in

diesem Augenblick hatte nichts anderes Raum in ihm als das.

Den ganzen Tag mühte er sich mit Lena um den Schwerkranken, die ganze Nacht saßen sie zusammen an dem Bettchen des Kindes, das ihnen beiden gehörte. Diphtheritis, der furchtbare Würgengel der Kleinen, stand da und wollte nicht weichen, so sehr er auch dagegen zu Felde zog.

In diesen Tages- und Nachtstunden war Lena eine Heldin.

Gab es jenseits ihrer Türe wirklich noch etwas, das Interesse für sie hatte? Gab es die Gillesmädchen oder eine Frau von Gleiwitz, an deren Meinung ihr etwas liegen konnte? Gab es selbst einen Enna für sie?

Nichts! Nichts! Nur ihr Kind, ihren Mann!

Und immer wieder, wenn der Doktor seine Frau ansah, wie sie unermüdlich um den Kranken beschäftigt war, sagte er sich getröstet: „So ist keine Schuldige, so handelt keine, die Mann und Kinder verraten hat."

Ihm wurde ganz leicht und frei dabei, und er vergab innerlich.

Wie oft legte Lena in diesen schweren Stunden ihren Kopf an seine Schulter und sagte:

„Rudolf, wenn ich je gefehlt, mich nicht genug um die Kinder gekümmert habe, jetzt will ich es nachholen, doppelt und dreifach. Nur rette unseren Fredy. Du wirst es schon können! — Du mußt, — ich vertraue dir völlig."

Und gerade dann fühlte er am deutlichsten, wie schwach menschliche Kraft und menschliches Wissen war. —

* * *

Napoleon hatte recht, wenn er über Hauptmann Ennas scheußliche Laune klagte. Eine sehr unangenehme pekuniäre Affäre umwand ihn mit Polypenarmen, und so sehr er sich auch mühte, er sah nirgends ein Entkommen.

Als damals, vor seiner Versetzung nach Münde, ein jüngerer Offizier, der ihn vergöttert hatte, sofort nach dem ersten vorsichtigen Hinhorchen die Bürgschaft für eine größere Schuld mitübernahm, war er sicher gewesen, den Betrag rechtzeitig zurückzahlen zu können, wenigstens hatte er sich nie schwere Gedanken darüber gemacht. Nun der Wechsel fällig wurde, in den allernächsten Tagen, stand er vor dem Nichts — genau wie damals! —

Auf dem Tisch in seinem Zimmer lag der Brief des jüngeren Kameraden, der ihn in beweglichen Worten bat, ihn nicht hineinfallen zu lassen, da seine verwitwete Mutter schwer krank, den Schlag nicht überleben würde; er baue also fest auf ihn. —

„Aber woher nehmen und nicht stehlen," dachte Enna voll Galgenhumor, „bis jetzt habe ich es noch nicht ergründet."

Er stand an seinem Fenster und sah in den wütenden Sturm hinaus, der die Bäume schüttelte, als wären es Strohwische.

So — gerade so wild war ihm zumute!

Ein wüster Lebensekel, der nur der ebenso tollen Lebensgier, die ihn oft packte, die Wage hielt, schüttelte ihn plötzlich, er nahm die Unterlippe zwischen dic Zähne, furchte die Stirn und schob die Hände energisch in die Hosentaschen, in denen er sie ballte.

Wenn er sich erinnerte, wie er dieses Geld verschwendet hatte! Von Genuß zu Genuß, ohne rechte

Freude, ohne auch nur eine Erinnerung, die ihm geblieben!

Das einzige, was seinem Leben wieder Licht und Farbe gegeben hatte, war die Liebe zu Lena, Lena selbst, und die hatte er nicht erkaufen brauchen.

So erbärmlich kam ihm alles vor und so ekelhaft!

Das Beste schon, man machte schnell ein Ende, der sichere Schütze, der er war, würde nicht fehlen. Sonst brachte er vielleicht auch noch über Lena Unglück, die einzige, die ihm Glück und ein ganzes Herz gegeben.

Armes Ding, wenn man über sie herfiel, und ihr mit Geschwätz und Getratsch den Boden unter den Füßen wegzog, in dem sie festgewurzelt war. Dann hatte er auch sie auf dem Gewissen.

Jetzt sah er deutlich, wie unvorsichtig, egoistisch und rücksichtslos er gewesen war, als er sie wieder mit aller Gewalt an sich zu ziehen versucht hatte.

Und schließlich war sie ihm doch auch eine fast Vergessene gewesen! — Anfangs hatte ihn ja nur gewurmt, daß in ihrem Leben kein Platz mehr für ihn sein sollte, nun hatte er sie aus ihrer Bahn gerissen.

Er wandte sich kurz um, zog eine Schublade heraus und blickte nachdenklich auf den Revolver, der darin lag.

Das war die letzte Zuflucht. — Und dann stand auch Lena wohl wieder gereinigt da, — aber noch hatte es ja Zeit, — vielleicht fand sich doch eine Rettung.

Mit einem Knall schob er das Fach zu und stellte sich wieder an das Fenster. Dabei streiften seine Augen den Brief des Offiziers auf dem Tische.

Wie das Jüngelchen bat und flehte!

Aber er hatte doch nichts! Er hatte bei Gott nichts! —

Die Amberg fiel ihm ein, die sich nach ihm verzehrte. Er fand aber auch nicht das leiseste Gefühl für sie in sich, eher eine gewisse Abneigung. Dennoch hätte er um ihre Hand geworben — um den da zu beruhigen, wie er spöttisch dachte, als er wieder den Brief ansah. Aber durch Zufall hatte er erfahren, daß die Amberg in Wahrheit gar nicht so reich sei, wie sie geschätzt wurde, und ein Auskunftsbureau hatte ihm das bestätigt.

Eine recht annehmbare Partie — gewiß. Aber für seine Schulden, seine Lebenswünsche, lange nicht reich genug.

Und dann das letzte fortgeben, was ihm noch gehörte, seine Person, seine Freiheit, und nachher nicht einmal genügend dafür eintauschen — nein! —

Dieses Münde machte ihn überhaupt ganz krank.

Fortwerfen! Fortwerfen den ganzen Kram, der sich im Grunde so gar nicht lohnte, es war wahrhaftig das Gescheiteste!

Er stampfte mit dem Fuße auf, würgend stieg ihm der Ekel am Leben in die Kehle. —

Und heute war Regimentsfest. Da hieß es heiter sein und trinken — viel trinken.

Er lachte laut auf. Also los denn! Komme es, wie es komme! —

Der Bursche half ihm beim Umziehen; eine stattliche Erscheinung warf der Spiegel, vor dem er stand, zurück. — Wie lange noch? Noch wußte er ja selbst nicht, was er tun würde, wußte nur, daß wild lodernder Zorn in ihm kochte, gegen sich selbst, gegen die ganze Menschheit und das erbärmliche Dasein. Morgen wollte er Urlaub nehmen, nach Berlin fahren und noch einmal persönlich

versuchen, genügende Gelder aufzutreiben, denn einen anderen mit in seinen Zusammenbruch hineinzuziehen, das ging ihm gegen den Strich. Wenn das aber nichts half, dann — —

Er zündete eine Zigarette an und ging zum Kasino. Es war doch so kalt, daß er den Paletot angezogen hatte, und der Sturm umtoste ihn gewaltig. Das war ihm angenehm, auch auf das Brüllen der See hörte er; alles, was Erregung, Leidenschaft hieß, war ihm heute doppelt sympathisch.

Ob Lena wohl sehr in Ängsten war? Aus ihrem Briefe sprach so viel Sorge und Unruhe! Wie aber sollte er ihr helfen? Fragen konnte und durfte er niemand, denn keiner der Kameraden stand ihm nahe genug dazu. Auch wenn ihre Besorgnis begründet war, konnte er zunächst nichts tun. — Aber eigentlich kannte er sie immer nur fürchtend, vor etwas bangend, und gerade dieser Gegensatz ihrer Naturen zog ihn am meisten an.

„Arme, liebe, kleine Lena!“ dachte er zärtlich.

Aber dann fiel ihm der Stabsarzt ein! — Wie geschwollen ihn der am Vormittag zur Rede gestellt hatte! — Im Recht war er ja; aber es empörte ihn, daß der „Pflasterkasten“ ihm das geboten hatte.

Außerdem war er Lenas Mann.

Ein scheußliches Gefühl war es doch für ihn gewesen, als er Lenas Brief in seiner Gegenwart bekommen hatte. — Ob er wohl die Handschrift seiner Frau erkannt hatte?

Schließlich, was lag daran, es war nun schon alles eins.

* * *

Im Kasino war es sehr voll. Zwischen Gilles und Weißbach saß der frühere Oberst des Regiments, der in Pension gegangen, nun noch einmal seine alte Uniform hier trug, viele ehemalige Regimentskameraden hatten sich zusammengefunden, tauschten Händedrücke und alte Erinnerungen. Auch die Aktiven waren alle da.

Der Regen klatschte an die Scheiben und floß in Strömen an dem Glase herunter. Nur undeutlich sah man draußen die vom Sturm gepeitschten und geschüttelten Bäume; aber in dem großen Saale war es sehr gemütlich, und dank Napoleons Talent und seiner Fürsorge sogar äußerst festlich, die Stimmung von Anfang an gut und heiter, denn jeder hatte noch Platz gefunden.

„Bleibe bei uns", hatte Lena ihren Mann in heißer Liebe angefleht, als er sich seine beste Uniform geben ließ, um sich zum Diner anzukleiden. „Dort werden sie dich kaum vermissen, hier bist du uns notwendig. Ich sterbe vor Angst ohne dich . . ."

Er löste ihre verschlungenen Hände sanft, aber energisch von seinem Arm.

„Sei vernünftig, Lening, das kann ich nicht. Außerdem geht es Fredy verhältnismäßig besser, ich habe also nicht einmal eine schwerwiegende Entschuldigung zum Wegbleiben. Ich verspreche dir aber, gleich nach dem Essen wieder zu kommen, und sollte inzwischen irgend etwas eintreten, das dich beängstigt, so schicke sofort den Burschen. Du weißt ja, wo ich bin."

Sie preßte die Hände auf das klopfende Herz.

„Ich habe so fürchterliche Angst", stammelte sie.

„Aber in zwei bis drei Stunden bin ich längstens wieder hier."

„Wenn auch, Rudolf! Ich möchte dich mit Gewalt zurückhalten, so bange ist mir.“

Er strich ihr über die schmal gewordenen Wangen.

„Sei doch ruhig, Lena! Du bist unverantwortlich nervös, lege dich etwas hin und laß Marie bei Fredy. — Da kommt ja auch schon Gerhard, es ist allerhöchste Zeit.“

„Geh nicht, Rudolf!“ Es war wie ein Schrei der Verzweiflung. „Gerhard, laß ihn mir hier.“

„Es wird nicht gut gehen, Lena“, sagte auch der junge Offizier. „Und ich denke, es geht etwas besser, nicht wahr, Rudolf?“

„Hoffentlich bleibt es so!“

Sie nahmen die Mäntel um und traten auf die Straße, es war allerhöchste Zeit. Lena sah ihnen vom Erker aus nach; aber keiner drehte sich mehr um, sie liefen förmlich.

„Ich gehe schrecklich ungern“, sagte der Stabsarzt unterwegs. „Ob die Krisis vorüber ist, weiß ich nicht einmal sicher, dann rettet nur noch eine schnelle Operation. — So ungern wie heute bin ich noch nie zu einem Fest gegangen.“

Auf einmal fiel ihm etwas ein.

„Höre, Gerhard, wo hattest du das Briefpapier und die Umschläge her, die du Lena zu Weihnachten schenktest; wohl nicht von hier, nicht wahr?“

„Nein, aus Berlin. Die Amberg ließ sich auch die Adresse geben, weil es so gut gefallen hatte, als Lena damals ihre Einladung beantwortete, sie war hier vergeblich von Laden zu Laden gelaufen.“

„Also hat sie wohl dasselbe!“

Ein tiefer Atemzug hob des Doktors Brust.

„Nein, es ist ihr nicht gelungen, und das hat mich gefreut", sagte Gerhard ganz stolz. „Wozu braucht sie dasselbe zu haben wie Lena?"

„Aber sie konnte es doch auch aus Berlin kommen lassen. — Gott, wieviel Menschen mögen dasselbe Papier noch benutzen!"

„Es war damals schon alles ausverkauft und wurde nicht mehr nachgeliefert, schrieb mir das Geschäft, als ich auf die Bitte der Amberg darnach fragte. — Aber weshalb interessiert dich das so sehr, Rudolf?"

„Ich kam nur zufällig darauf. — Verstehst du nicht, daß sich die Gedanken einmal wo anders einhaken müssen, wenn sie leistungsfähig bleiben wollen, mein Junge?"

„Ja, gewiß."

Gerhard Heindorf war wirklich kein Menschenkenner, sonst wäre ihm die Veränderung an seinem Bruder sicherlich nicht entgangen. Daß der plötzlich so still wurde, schrieb er seiner körperlichen Abspannung zu und sagte tröstend:

„Lange wird ja die offizielle Sache nicht dauern, Rudolf, dann bist du frei."

Aber er bekam keine Antwort. —

Als die Brüder eintraten, gingen die Herren eben zu Tisch. Gerhard suchte seinen Stuhl neben Reppo, der Stabsarzt fand seinen Platz am oberen Ende der Tafel neben dem dicken Schmidt. Ihm gegenüber saßen Enna und Baginsky.

Er grüßte nur kurz, als er sich setzte; von der Erkrankung seines Kindes wollte er nicht sprechen. Der warme Duft der Suppe brachte ihm zum Bewußtsein, daß er seit 24 Stunden fast nichts genossen hatte und daß

das kräftige Diner ihn wieder etwas auf die Beine bringen würde. Er bestellte eine Flasche Rotwein.

Enna ihm gerade gegenüber hatte einen Sektkühler neben sich stehen, aus dem der goldene Flaschenhals heraussah. — Plötzlich, wie gegenseitig voneinander angezogen, trafen sich sein und des Doktors Blicke, stahlhart und schneidend. Scharf wie zwei Schwertklingen glitten sie ineinander. — Jeder wußte in dem Augenblicke, — der andere ist dein Todfeind.

„Er weiß um den Brief," sagte sich Enna, und der Doktor dachte: „der da hat einen Brief von meiner Frau erhalten, — wie ist das möglich?" —

Hatte der ihm das Glück und die Ehre seines Hauses doch gestohlen, — trotz Lenas Aufopferung und Liebe? — Diese Frage blieb als kalter, starrer Zorn in Heindorf sitzen und nahm ihn ganz gefangen.

„Sie, Enna, zur Suppe schon Sekt?" fragte Baginsky in seinem schleppenden, ausdruckslosen Ton. „Das kann kein gutes Ende nehmen."

Der Hauptmann lachte. Rasch hintereinander goß er zwei Glas hinunter, naschte nur an der Suppe und erwiderte schroff:

„Nun denn, ein schlechtes Ende, — auch kein Unglück! Was ist das ganze elende Dasein wert, wenn man es immer mit Bedenken trüben will. Das überlasse ich anderen. Prost, Baginsky!" Und das dritte Glas folgte schnell den anderen, während auf seiner Stirn eine senkrechte, scharfe Falte erschien.

„Was hat denn der Enna heute?" fragte der dicke Schmidt den Stabsarzt ganz mißtrauisch. „Bloß heute keinen Skandal; bloß nicht!"

Heindorf zuckte schweigend die Achseln.

„Und was ist Ihnen denn, Doktor? — Sie sehen ja auch aus wie Aschermittwoch in Person, — doch sonst nicht Ihre Gepflogenheit?"

„Mein Sohn ist erkrankt."

Nur widerwillig kam es über seine Lippen, aber er mußte doch antworten.

„Oh! — Na hoffentlich nicht schlimm. Kindern fliegt bald mal was an, ebenso schnell vergeht es. Lassen Sie sich nicht allzusehr die Laune verderben, Heindorf."

Der Stabsarzt führte eilig einen Bissen zum Munde, er mochte nicht antworten. Alle diese Leute, wie standen sie ihm doch trotz jahrelangen Verkehrs so fern! Zum erstenmal erfuhr er an sich, was Lena immer behauptete, daß es keine Teilnahme, keine Freundschaft, keinen Bindungskitt zwischen ihm und all diesen Menschen gab.

Lena! —

Sein Herz zuckte. Konnte er noch an sie denken als an seine ihm zugehörende Frau? — Gab es vielleicht auch da einen klaffenden, nicht mehr zu überbrückenden Riß, — durch — jenen da?

Ein wilder Haß packte ihn, als er auf Enna blickte, der ihm höhnisch zuzulächeln schien. Schon war die zweite Flasche Sekt geleert.

„Der Kerl ist närrisch", sagte der dicke Schmidt wieder phlegmatisch. „Sauft, als ob er es bezahlt bekommt. — Den Brummschädel morgen!"

Als er wieder keine Antwort bekam, beschäftigte er sich intensiv mit dem präsentierten Filet und wandte sich an seinen anderen Nachbar, mit dem er bald gemeinsame

Beziehungen entdeckte. Der Doktor war heute entschieden nicht zu genießen.

„Das ist recht," sagte Enna jetzt höhnisch zu dem Dicken herüber, „lassen Sie den Stabsarzt nur sitzen, der verdient es nicht anders. Rüffelt mich heute wegen eines faulen Kerls in meiner Kompagnie, als wäre ich sein Untergebener. — So was ist angenehm."

Baginsky legte ihm die Hand auf den Arm.

„Lassen Sie, bitte, den Dienst jetzt ruhen, Enna; wir sind doch hier, um gemütlich miteinander zu sein."

„Ich bin nicht gemütlich, wenn man mir an den Wagen fährt!"

Obgleich Raoul Enna aussah wie sonst, nur mit einer harten Röte auf Stirn und Backenknochen, obgleich er auch sprach wie sonst, merkte doch jeder, daß er stark angetrunken war; voll Unruhe sahen sie ihn an.

„Ordonnanz, eine neue Flasche."

Hier wurde es entschieden unbehaglich, und die beiden Hauptleute wechselten besorgte Blicke.

Die neue Flasche kam, der Schaum perlte beim Einschenken über den Rand des Glases und benetzte das Tischtuch; Enna hob den Sektkelch auf.

„Prost Schmidt, Prost Baginski!" — Er behielt das Glas noch einen Augenblick in der Hand und sah dabei den Doktor starr an:

„Nein, mit Ihnen stoße ich nicht an, dazu ist mir mein Wein zu schade. Einen Klätscher und Kleinlichkeitskrämer verachte ich! — Hören Sie? — Ich verachte Sie, Herr Stabsarzt Heindorf."

Er lachte höhnisch, und unter dem festen Griff seiner klammernden Finger knickte das Glas ein, der Kelch fiel

auf den Tisch, den Fuß behielt er in der Hand, und mit der machte er eine Bewegung, als wolle er ihn gegen den Doktor schleudern.

Baginski griff zu und verhinderte das letztere; aber inzwischen war Heindorf schon aufgesprungen und hatte sich wie ein Tiger mit halbem Leibe über den Tisch geworfen.

„Elender Lump!“ zischte er Enna zu. „Elender Lump!“

Nur die vier Menschen, die da herum saßen, konnten die Worte hören; aber die lähmten sie plötzlich so, daß keiner zunächst einen Ton sagte.

Schmidt warf einen schnellen Blick auf Heindorfs Flasche, sie war kaum ein Drittel leer, der mußte also ganz nüchtern sein. Was glimmte da zwischen den beiden und brach sich plötzlich mit eruptiver Gewalt Bahn?

Die Frau? — — — —

Aber der konnte man doch nichts Gravierendes nachsagen, denn Zischeln und Raunen tat man in Münde fast über jeden, oder — oder — — —

Der dicke Schmidt stützte einen Augenblick ganz verstört den Kopf mit der Hand.

Hübsch hatte es heute werden sollen, gemütlich, eine freundliche Erinnerung für jeden. — — Das Laub an den Wänden, auf der Tafel grünte noch. Der Regen draußen rauschte, die See brüllte wie vorher, und das Gaslicht funkelte in Silber, Kristall und blutrotem oder gelbem Weine, — aber die Gemütlichkeit war entflohen. —

Das heißt nur hier, denn sehr wenige hatten den Auftritt beachtet, die allgemeine Fröhlichkeit war doch

schon zu stark gestiegen, selbst daß Gilles sich bereits entfernt, hatte niemand bemerkt. Nur Reppo berührte hastig Gerhards Hand und flüsterte leise mit einer schnellen Kopfbewegung:

„Da oben geht etwas vor, Heindorf."

Gerhard lehnte sich weit mit seinem Stuhl zurück, so daß es ihm gelang, einen Blick in des Bruders Gesicht zu tun. Das war starr und verzerrt, in wildem, alles zu Boden reißendem Zorn. Zweimal im Leben hatte er ihn so gesehen, und eine schaudernde Erinnerung daran war ihm geblieben.

„Ich muß hin", flüsterte er erstickt, ohne sich um Reppos Versuch, ihn zurückzuhalten, zu kümmern.

Der Stabsarzt hatte sich gerade zum Gehen gewandt, als er direkt auf seinen Bruder prallte, den er im ersten Augenblick gar nicht zu erkennen schien.

Sein Atem ging stoßweise und schwer.

„Du kommst mir gerade recht," sagte er heiser und faßte seinen Arm, „fordere Enna in meinem Namen! Morgen früh — die schwersten Bedingungen, — Reppo kann der zweite Sekundant sein."

„Rudolf!" Es war wie ein Angstschrei. Gerhard dachte an Ennas unfehlbare Treffsicherheit, — der Bruder — sein lieber, guter Bruder war ihm schon ein toter Mann.

„Still! — Mach' kein Aufsehen!" — Die Finger des Arztes gruben sich krampfhaft in den Arm des anderen. „Alles soll möglichst geheim bleiben, sage das auch Reppo!"

Der hatte sich inzwischen schon erhoben. Noch nie, meinte er, solchen Ausdruck in eines Menschen Gesicht

gesehen zu haben, als jetzt in dem des Doktors; er fühlte sein Blut kalt werden.

Da trat eilig eine Ordonnanz auf den Arzt zu und meldete, daß der Bursche draußen wäre, der Herr Stabsarzt möchte gleich, aber auch gleich nach Hause kommen, der Kleine stürbe.

Unter diesen Worten löste sich der Krampf in Heindorfs Gesicht, etwas Menschliches, Bewegtes kam wieder hinein; er ließ Gerhards Arm los.

„Ich gehe; Ihr bleibt noch! Komm dann bald nach Hause und sage mir das Weitere. Kann ich auf Sie zählen, Reppo?"

Der verbeugte sich stumm.

Heindorf stürzte ins Vorzimmer, warf die Mütze auf den Kopf, dem Burschen den Paletot zu, nahm den Säbel in die Faust, ohne sich Zeit zu lassen, ihn umzuhängen, und stürmte so die Allee hinab. Er wußte ganz genau, was auf dem Spiele stand.

Mit dem Säbel in der Faust kam er außer Atem zu Hause an, warf ihn im Korridor klirrend zu Boden und stürzte in das Krankenzimmer.

Mit hervorgequollenen Augen, blaurot, wand sich Fredy, dem Ersticken nahe, in den Armen der Mutter, die ihn krampfhaft festhielt.

Der Atem des Todes wehte schon in dem Gemach.

Der Stabsarzt riß sein zuckendes Kind empor und sah ihm in das Gesicht, dann gab er ein paar kurze, scharfe Befehle an die weinende Marie und trug den Sohn in sein Arbeitszimmer hinüber. Für seine Frau hatte er weder Blick noch Wort, aber Lena achtete in ihrer Herzensangst nicht einmal darauf.

Als er das Kind auf den Tisch unter die Hängelampe legte, der notdürftig zum Operationstische hergerichtet war, wandelte ihn eine kurze Schwäche an; es wurde ihm dunkel vor den Augen, und das Blut brauste im Kopf. Einen Augenblick mußte er sich setzen; aber der Gedanke an die Todesgefahr peitschte ihn wieder hoch.

„Geh!" sagte er zu Lena, „nur Marie soll bleiben."

Ohne ein Wort schlich sie hinaus, tastete sich wie eine Blinde in ihren Erker und blieb da regungslos sitzen.

Heindorf narkotisierte das Kind und machte dann mit geschickter, schneller Hand den Luftröhrenschnitt. Grell überstrahlte ihn und sein Tun das Gaslicht, und er fühlte seine Kräfte zurückkehren, wachsen, sich verdoppeln, unter der kolossalen Anforderung, die der Augenblick geistig und körperlich an ihn stellte. Kaum je war er so ruhig, so absolut Arzt gewesen wie in diesen Minuten. Ein flüchtiges Verwundern darüber spürte er in sich, aber weiter darüber nachzudenken, fehlte ihm die Zeit.

Nach einer Stunde war Fredy gerettet, ruhig atmend lag er da, während der Doktor totenblaß, starr und hoch aufgerichtet neben dem kleinen Patienten stand. Er hatte Übermenschliches geleistet.

Als Marie das Kind in sein Bettchen zurücktrug, schlich sich Lena ganz gebrochen zu ihrem Manne.

„Warum hast du mich nicht dabei sein lassen, statt des Mädchens, — hatte ich das nicht in all diesen traurigen Tagen verdient?" fragte sie klagend. Aber sie mußte ihn erst am Arm packen, ehe er sie hörte, und als er sie ansah, überfiel sie plötzlich eine lähmende Furcht.

„Rudolf!" schrie sie jammernd auf. Dann ergriff sie seine Hand und preßte schluchzend ihre Lippen darauf.

„Du hast unser Kind gerettet, Rudolf! Dank, Dank!"

„Unser Kind!" wiederholte er, mit der Hand über die Stirne streichend, „ja, unser Kind!"

Dann machte er seine Hand frei, schob mit dem Fuß die Schüssel mit blutigem Wasser, die am Boden stand, beiseite und ging in das Schlafzimmer, um sich die Hände zu waschen.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Lena ihm nach und — begriff!

Ein kurzer Schrei löste sich von ihren Lippen, mit dem Kopfe vornüber sank sie auf den blutbespritzten Tisch. So hatten also alle Reue, alles Flehen in stillen Stunden, ihre Sünden möchten begraben bleiben, alle heiligen Schwüre für die Zukunft nichts genützt. — Das Unheil war da.

* * *

Im Kasino hatte außer den Beteiligten niemand auf die Vorgänge weiter geachtet, zumal sich auch Enna nun völlig ruhig verhielt. Er bat nur Schmidt und Baginski, ihm als Zeugen zu dienen, er wäre für allerschnellste Erledigung, da er am nächsten Mittage schon eine kurze, dringende Reise nach Berlin antreten müsse. Die Hauptleute sahen sich bestürzt an.

„Aber wir können doch den Ehrenrat nicht umgehen," sagte der dicke Schmidt bedenklich, „das geht nicht."

„Es geht noch viel mehr — freilich, wenn die Herren ein paar Wochen Festung scheuen ... Ich kann ja auch jemand anders — Napoleon zum Beispiel ..."

Das wollten sie nicht. Je geheimer alles bleib, je besser war es nun schon, und seufzend bequemten sie sich zu dem Unerlaubten.

Enna merkte man nicht im Geringsten mehr an, daß er so viel und hastig getrunken hatte, ganz ruhig, fast apathisch saß er da. Keinen Augenblick war er im Zweifel, daß Heindorf auf irgendeine Weise hinter die Beziehungen zwischen ihm und seiner Frau gekommen war; das hatte er schon an den ersten Blicken gemerkt, die sie beim Beginn des Diners getauscht, und um ihm Gelegenheit zur Forderung zu geben, ohne daß Lenas Name dabei genannt wurde, hatte er ihn gleich so schroff provoziert, außerdem aber konnte er ihn für den Tod nicht ausstehen. Beides wirkte da zusammen.

„Warum der Heindorf nur gleich so höllisch einschnackte," sagte Baginski nachher halblaut zu Schmidt, „ich hätte ihm das gar nicht zugetraut. Und bei Ennas Schießfertigkeit ist der Doktor ein toter Mann das prophezeie ich hier."

Auch Hauptmann Schmidt war außer sich und voller Besorgnis.

„Das muß doch noch einen anderen Hintergrund haben, Baginski, meinen Sie nicht? — Weibergeschwätz vielleicht! — Ich weiß zwar nicht," er schüttelte sorgenvoll das Haupt. „Und dann — das Duell ohne die notwendigen Formalitäten — wir werden in Deubels Küche dabei kommen. Ich wäre doch für eine Anzeige."

„Damit Ihnen der Enna nachher auch noch an den Kragen geht! Der Kerl ist ja eben so nachtragend wie gefährlich. Wärmt da die alte Geschichte von damals auf... Unser armer Doktor!"

„Ein Unglück überhaupt, daß wir den Enna ins Regiment bekommen haben! Bisher war immer alles so

friedlich, ohne jeden Skandal, und nun auf einmal... Na, der Weißbach wird ja Augen machen."

„Mir ist die Geschichte hier vergällt, machen wir Schluß, Schmidt, ein paar Stunden Ruhe werden uns auch gut tun, denn in aller Herrgottsfrühe werden ja wohl Heindorfs Sekundanten antreten. Ich schließe mein Haus nicht zu."

„Ich auch nicht."

„Eine Barbarei eigentlich, daß sein Bruder da mitwirken soll, das hat sich Heindorf wohl kaum überlegt."

„Er ist ihm doch der Nächste, und schließlich ist es auch für beide Teile nachher ein Trost."

„Herr Gott, wir begraben ja den Heindorf schon!" Schmidt trank sein Glas aus, der Wein schmeckte ihm auf einmal bitter wie Galle; Baginski aber antwortete nicht. — Sie dachten beide dasselbe.

Als sich Gerhard wieder auf seinen Platz zurückgesetzt hatte, stand in seinen Augen ein merkwürdiges Licht. Reppo, der das sah, goß ihm ein Glas Wasser ein.

„Kommen Sie zu sich, Heindorf, man wird sonst aufmerksam auf Sie", sagte er ernst.

„Ach, wie mir das gleichgültig ist! Denken Sie doch nur, meinen Bruder — meinen Bruder, den ich so unendlich liebe, dem Tode geweiht zu wissen und sich nicht dazwischen werfen zu können! Ich — — ich! —" er machte eine lockernde Bewegung in seinem Kragen, als müsse er ersticken.

Reppo sah nachdenklich vor sich nieder.

„Wissen Sie die Gründe der Forderung?"

„Nein. Das ging ja alles so schnell. Rudolf stürzte fort auf die Nachricht, daß Fredy dem Tode nahe sei!"

„Ich habe die Sache kommen sehen!"

Reppo trank sein Glas leer und fühlte dabei die Hand des Kameraden, die sich zuckend auf sein Knie legte.

„Was? Was? Kommen sehen?? — Sprechen Sie doch deutlicher, foltern Sie mich nicht auch."

„Wenn Sie nicht so bodenlos blind gewesen wären, Heindorf, würde es Sie auch nicht überraschen. Es geht nicht um den heutigen Streit; um Ihre Schwägerin geht es."

Gerhard stieß einen kurzen Laut aus, verstört sah er den Sprechenden an.

„Ich habe das lange beobachtet und immer gedacht, es wäre da möglicherweise ein Faden, der sich aus der Vergangenheit herüberzöge, denn sonst ist doch Frau Lena nicht so leicht zu gewinnen. Wenn das aber der Fall ist, könnte man wohl manches verstehen. Der Enna ist ein Mann für Frauen und Ihr Bruder doch bedeutend älter als Ihre Schwägerin."

Heindorf griff sich mit den Händen an die Stirn, als taste er nach, ob er auch wache.

„Lena?" sagte er schwach, wie im Traum.

„Ja! Frau Lena!"

Gerhard schüttelte den Kopf. „Um die kann es sich nicht handeln, Reppo, das ist ganz ausgeschlossen. Sehen Sie, zuerst, als ich sie kennen lernte, war ich eifersüchtig auf sie wegen der Liebe, die mein Bruder ihr entgegenbrachte, und die mir bisher allein gehört hatte. Dann — ja dann kam eine Zeit, in der ein täglicher Verkehr mit ihr, der ersten Frau, die in mein Leben trat, mir das Blut in Wallung setzte. Ich war ehrlich verliebt in sie, wie Sie es mir auf den Kopf zugesagt haben. — Als sich

das gab, sah ich sie, wie sie wirklich war. Herzensgut, für die Ihrigen bedacht, ein bißchen kleinlich manchmal, dann wieder das Gegenteil, ein schwacher Charakter, und doch wieder in den letzten Tagen an Fredys Krankenbett eine Heldin. — Nein, Lena kann nichts damit zu tun haben!"

„Es ist schon so, wie ich Ihnen sage. Und gerade sie wird nachher daran zugrunde gehen, denn sie ist wirklich zu schwach für das Leben. Gar keinen Mut hat sie! Passivität ist die Hauptstärke in ihr. Das ist aber heutzutage nichts, da verlangt alles Beständigkeit, Beharren, ja sogar starkes Kämpfen. Dafür ist Ihre Schwägerin nicht geschaffen."

„Was kann ich tun?" fragte Gerhard verzweifelt.

„Sie können gar nichts tun! Ich bitte Sie, unser Ehrenkodex steht felsenfest, an dem läßt sich nicht rütteln. Wir können nur wünschen — brennend wünschen," — seine Augen hefteten sich mit einem Ausdruck des Hasses auf Ennas leeren Stuhl.

„Wozu gibt es solche Menschen!" stieß er rauh hervor. „Wem nützen sie, wem sind sie notwendig! Enna ist nach allem, was ich weiß, ein verrotteter Charakter! Nichts ist ihm heilig, für niemanden würde er sich opfern. Und so einer kommt her, — zerstört das Glück einer Familie ohne Skrupel und wird zuletzt den Beleidigten töten."

Gerhard stöhnte leise auf, er hatte den dringenden Wunsch — heim, heim! Aber Reppo hielt ihn noch zurück.

„Regen Sie Ihren Bruder jetzt nicht noch mehr auf. — Er hatte in diesen Tagen sein voll gerütteltes Maß."

„Aber ich muß hin, — Lena, Rudolf! Mir ist, als drehte sich der ganze Saal um mich."

„Verurteilen Sie Ihre Schwägerin nicht zu hart," sagte Reppo wieder, „auch Ihr Bruder sollte es nicht tun. Es gibt so widerstandslose Menschen, die sich nur treiben lassen können, sobald eine Strömung sie erfaßt. Sehen Sie mal ihre Hände an. Diese schönen, kleinen hilflosen Hände —!"

„Sie verteidigen Sie noch," fragte Gerhard außer sich, „verteidigen die Frau, die meinen Bruder in den Tod treibt?"

„Ich versuche nur, ihr gerecht zu werden."

Gerhard biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten, er kannte allerdings Lenas „Feigheit", wie Rudolf es oft lachend genannt hatte, aber dies war doch etwas anderes. — und sie hatte Rudolf lieb; wie oft war ihm das zum Bewußtsein gekommen, wenn er ihnen gegenüber saß. So rettete er sich denn in Zweifel. Wer wußte, ob Reppo, der Pessimist, recht hatte.

„Ich halte es nicht mehr aus", sagte er plötzlich und stand brüsk auf.

Das Lachen ringsum, der Lärm, das Licht verursachten ihm im Verein mit dem Blumen- und Speiseduft plötzlich Übelkeit. Seine Nerven waren aufs äußerste gespannt.

„Dann komme ich mit!" Reppo wollte aufstehen, aber Gerhard drückte ihn nieder.

„Bitte, nein, ich kann weder sprechen, noch sprechen hören. Allein muß ich sein."

„Gut!" Reppo zog die Uhr. „Es geht jetzt auf eins, sprechen Sie mit Ihrem Bruder, mein Haus wird die ganze Nacht offen sein. Ich erwarte Sie."

Gerhard nickte nur und ging unauffällig hinaus. Vor seinen Augen stand unverrückbar ein einziges Bild: sein

Bruder am Boden liegend, langgestreckt, tot, in einer großen Blutlache. — Ihm gegenüber Enna mit dem Zuge um Auge und Mund, den er an ihm so haßte, halb spöttische Gleichgültigkeit, halb Triumph. — Er wurde die Vorstellung nicht los.

Taumelnd wie ein Trunkener ging er die Allee seinem Heim zu.

* * *

Als er eintrat, bemerkte ihn niemand, das Haus lag in tiefem Schweigen. Er öffnete die Türe des dunklen Eßzimmers, sah nebenan helles Licht und hörte Lenas Stimme. Wie gelähmt fiel er auf einen Stuhl neben dem Büfett, sich kaum bewußt, daß er so zum Horcher wurde.

„Warum hattest du ihm geschrieben," hörte er seinen Bruder mehr traurig als zornig fragen, „wußtest du nicht, was du damit tatest?"

„Ich hatte solche Angst," schluchzte sie, „solche schreckliche Angst, die Gillesmädchen könnten etwas gesehen haben, es würde zu Klatsch und Skandal kommen, und du müßtest für mich büßen."

„Und was du mir da erzählt hast, das ist alles gewesen?" fragte er nach einer kleinen Pause. „Sieh' mich an, Lena!"

Aus heißen, verweinten und verschwollenen Augen sah sie ihn an. Er blickte in die braunen Augen, die er stets so geliebt, und las Wahrheit darin, absolute Wahrheit. Da übermannte ihn heißes, leidenschaftliches Weh.

Würde er ihr morgen um diese Zeit noch atmend gegenüberstehen? Und was sollte dann nachher aus ihr werden? Im Leben hatte er ja für alle gesorgt, für sie,

die Kinder und Gerhard. Wurde sein Platz leer, — hatten sie alle keinen Halt mehr.

Er nahm ihren Kopf in beide Hände und drückte die Stirne in ihr flaumiges Haar.

„Wie oft — wie oft!" schluchzte sie, „habe ich es auf der Zunge gehabt, dir zu sagen, daß und was zwischen Enna und mir bestand, hätte bei dir Schutz suchen mögen vor allen Anfechtungen."

„Hättest du es nur getan, Lena!" antwortete er weich.

„Ja, aber dann kam jedesmal die gräßliche Angst und schloß mir den Mund. Etwas nicht Gesagtes, dachte ich, wäre ungefährlicher."

„Das ist niemals wahr, Lena! Feigheit hat immer etwas verschuldet, und sei es auch nur eine Wunde, die sie einem anderen geschlagen, Mut macht frei und zum Herrn über alles andere."

Sie küßte inbrünstig seine Hand. An dem Hemdärmel hinauf liefen noch Blutspritzer von der Operation her, auch seine Brust war mit Blut befleckt.

„Du hast ihn doch mal lieb gehabt, Lena," sagte er leise.

„Ja, aber anders als dich. Er war der erste Mann, der in mein junges Leben trat, das vergißt man nicht."

„Und du hättest mich um ihn verraten!"

Er flüsterte das nur.

„Nein, Rudolf, nein! Nie! — Wenn ich zu dir zurückkam, dann zerriß mir fast das Herz in Scham und Reue. Aber wir konnten doch nicht fort von hier, — er — auch nicht."

„Wärst du nur einmal, ein einziges Mal offen gegen mich gewesen!" sagte er wieder.

Sie schrie auf. „Ich kann und ich will dich nicht hergeben, Rudolf! Was sollte ich ohne dich machen! — Tausend, zehntausendmal lieber ihn.“

Er nahm sie in seine Arme und strich ihr das wirre Haar aus der Stirn.

„Fredy ist gerettet“, sagte er beruhigend.

„Durch dich!“

Und sie umwand ihn plötzlich mit ihren Armen, drückte sich an ihn, küßte ihn heiß und flehte:

„Verzeih mir, Rudolf! Um Gottes Barmherzigkeit willen verzeih mir! — Jetzt erst sehe ich ein, wie schändlich ich gehandelt habe!“

„Ich verzeihe dir, Lena!“

Er sprach laut und klar. Vielleicht gaben ihr diese Worte einmal Trost, wenn er nicht mehr sein würde, und aus diesem Gedanken heraus setzte er hinzu:

„Du hast mir viel — viel Glück gegeben, — so muß ich auch das Unglück mit in den Kauf nehmen.“

Sie wurde schwer wie Blei in seinen Armen; er trug sie in das Schlafzimmer, legte sie auf ihr Bett, flößte ihr ein Schlafmittel ein und hörte sie bald tief und ruhig atmen. Dann blieb er noch ein Weilchen stehen und blickte auf sie nieder. Alle Liebe, die er für sie hatte, brach noch einmal hervor und erfüllte sein Herz. Er hätte sie aufnehmen und weit, weit mit ihr fliehen mögen, dahin, wo es keine anderen Menschen gab als Gerhard und die Kinder, um dort wieder glücklich zu werden. Aber er mußte hier Stand halten, und wenn sie aus dem Schlaf erwachte, war er vielleicht — nein, gewiß — von der Erde ausgelöscht, vertilgt, als wäre er nie gewesen. Schutzlos bleiben die Seinigen zurück.

Hätte er Lena doch eher gefragt!

Nun war alles zu spät, zu spät! —

Der Doktor reckte sich plötzlich hoch, das Schwindelgefühl kam wieder über ihn, aber er hatte noch so viel zu tun, daß er auch jetzt seine Schwäche überwinden mußte.

Als er in sein Zimmer zurücktrat, stand er vor Gerhard, der noch in Mütze, Mantel und Säbel war.

„Ich habe alles gehört", sagte er und sah seinen Bruder aus entsetzten Augen an. „Lena . . ."

„Sage nichts gegen Lena, ich bitte dich! Wir verlangen so viel von den Frauen und fragen nie, ob sie es auch leisten können. Ich hätte daran denken müssen, daß ich alt bin im Vergleich zu ihr."

Er setzte sich schwer in den Stuhl vor seinem Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hand. —

Wie verfallen und elend er aussah! Es fuhr Gerhard wie ein Dolchstoß durch das Herz.

„Läßt sich nichts — nichts mehr ändern?" fragte er gepreßt. „Gibt es keinen Ausweg, Rudolf?"

„Keinen! Das weißt du ja ebensogut wie ich."

Der andere stöhnte.

„Wir können dich nicht entbehren, Rudolf. Du füllst deinen Platz in der Welt aus, hast Frau und Kinder, — laß mich statt deiner — —"

Der Stabsarzt lächelte.

„Mein guter Junge!"

„Was ist denn ein Enna — und was bin ich neben dir wert?"

„Sei vernünftig, Gerhard, mache es mir nicht noch schwerer, ich bin am Rande, — — habe trotzdem noch soviel zu tun und muß auch ein paar Stunden schlafen.

Nimm jede Bedingung an, die man dir vorschlägt, je eher, je besser, — und wenn ich fallen sollte — — dann tritt du an meine Stelle, sorge für Lena und die Kinder!"

„Mein ganzes Leben soll ihnen gehören!"

Sie reichten sich die Hände und sahen sich fest in die Augen.

„Lege dich auch noch ein paar Stunden hin; horch, es schlägt zwei. Laß das Haus offen, daß die Herren zu dir hinauf kommen können; ich will noch ein paar Bestimmungen treffen. Wir sehen uns ja nachher noch."

Ohne ein weiteres Wort gingen sie auseinander. Der Stabsarzt setzte ein flüchtiges Testament auf und adressierte es an den Justizrat Lutter, dann nahm er einen neuen Bogen und schrieb an Lena: Worte des Trostes, der Liebe und Verzeihung. Auf einmal wurde es ihm dunkel vor den Augen, — und er lag ohnmächtig mit dem Gesicht auf dem Schreibtisch.

Als er wieder zu sich kam, schleppte er sich mit dem Aufgebot seines ganzen Willens auf die breite Chaiselongue, die an der Wand stand; dort fiel er nieder, und der Schlaf stürzte über ihn her wie ein Raubtier auf sein Opfer. Bewegungslos lag er da, stoßweise atmend, wie ein Mensch in höchster körperlicher Erschöpfung, unfähig auch nur noch ein Glied zu rühren.

Übermenschliches hatte er heute geleistet! —

* * *

Gerhard ging nach oben in sein Zimmer.

In breiten Streifen flutete das Mondlicht herein und erhellte es bis in den fernsten Winkel. Er öffnete das Fenster und setzte sich dann mechanisch in die Sofaecke,

mitten in den intensiven Lichtstrom hinein, der auf ihn wirkte wie immer, ihn gleichsam loslöste von aller Körperlichkeit. Und dann flog es ihm durch den Sinn:

Mondlicht? — Woher kam denn das auf einmal? Der Himmel war doch schwarz behangen gewesen? Und der Sturm hatte gebraust und die See gebrüllt! Die hörte er auch noch, aber der Sturm hatte plötzlich aufgehört, kein Blatt bewegte sich mehr, und der Himmel war klar, so daß die leuchtende Scheibe des Mondes sich in vollem Glanze zeigte.

Er starrte in den Mond, als hielte er Zwiesprache mit ihm; aber über sein Bewußtsein senkte es sich wie ein Schleier. Dennoch war er körperlich absolut wach, das fühlte er.

Ihm war, als gingen von der Mondscheibe Strahlen aus, spitz wie Nadeln, die ihn mit feinen Stichen trafen, sich ihm in Kopf und Herz bohrten und alles in ihm erleuchteten.

Bewegungslos starrte er zum Himmel auf, ihm war, als sähe er jetzt in der runden Scheibe dasselbe Bild wie vorher auf dem Heimwege: — Ein toter Mann an einsamer Stelle, — und dieser Tote war sein Bruder! —

Nun glaubte er Rudolf auch sprechen zu hören — ganz deutlich.

„Wenn ich tot bin, mußt du für Lena und die Kinder sorgen — mich ihnen ersetzen, — sie sind schwach und mit dem Leben unbekannt. Versprich mir das heilig, damit ich ruhig sterben kann — und halte dein Wort."

„Aber wie soll ich das machen," antwortete er ihm lautlos, „ich bin ja selbst noch kein reifer Mensch, ich weiß auch noch nichts vom Leben — wohl aber du — du!"

Und dann hörte er den Bruder wieder:

„Deine Zulage sollst du behalten, nur ein wenig muß ich sie beschneiden, damit genug für die Kinder bleibt; ich mache das alles schriftlich. Sei mir nicht böse, lieber Bruder."

Geld, elendes Geld! Das war ein Begriff, der Gerhard in dieser Stunde nicht einmal an die Sohlen seiner Stiefel reichte! Er wollte ja nichts! — Nichts! — Nur den Bruder behalten... Aber das ging eben nicht an denn da war einer, der ihn fort nahm, aus der Familie heraus, der er doch so notwendig war. Und niemand hinderte das, — der durfte ihn morden, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden!

Das war ja unmöglich! — Und doch erlaubt?! —

Wie merkwürdig das alles! Soviel Kontraste im Leben, und nichts ausgeglichen! Keine Handlung entsprang folgerichtig aus der anderen; alles war zerrissen, alles Willkür. Täglich waren ihm Konflikte vor Augen gekommen, die er nicht beachtet hatte, obgleich er mitten daringestanden. So kurzsichtig sind also unsere Augen! —

Und nun stand er vor dem Schrecklichsten, das er sich ausdenken konnte, vor dem Tode seines Bruders. — — Gewiß und wahrhaftig würde es so kommen, so sicher wie er am Leben blieb! — — Und doch war das auch nur eine willkürliche Handlung, von Menschen erdacht, um der Menschen willen ausgeführt. Kein Zwang, keine Notwendigkeit — denn Rudolf und Lena waren ja versöhnt. — —

„Leide nie, daß sie den anderen, meinen Mörder, heiratet, es wäre ihr Unglück, ich weiß es genau," glaubte er die Stimme seines Bruders wieder zu hören; aber

diesmal klang sie leise, aus weiter Ferne, als käme sie vom Monde her.

„Niemals!" antwortete er ganz laut.

Da war der Bann plötzlich gebrochen. Gerhard schloß einen Augenblick die Lider, nur wie ein fernes Summen und Klingen tönte es noch durch seinen Kopf.

Er stand auf. Die Mondscheibe war schon bedenklich tief gesunken, sie stand ihrem Untergange nahe. Er strich ein paar Mal über das Gesicht und atmete tief, dann sah er auf die Uhr.

Vier. —

Reppo wollte ihn doch die ganze Nacht erwarten, da konnte er ja jetzt gleich hingehen. Ein kaltes Grausen fuhr ihm langsam den Rücken herab, als er an das Kommende dachte. Sicher würden die beiden Hauptleute auch zu Reppo kommen, denn sie wußten ja, daß in des Doktors Hause ein todkrankes Kind lag.

Langsam und geräuschlos verließ Gerhard sein Zimmer und stieg leise die Treppe hinab. Das Gas brannte noch überall auf Halblicht, nichts rührte sich.

Als er ins Freie trat, fiel ihm wieder die absolute Ruhe der Luft auf, sie hatte etwas Starres bekommen nach all den Stürmen. Dann ging er die Fährstraße hinunter bis zu dem Hause, in dem Reppo wohnte; es lag nicht weit vom Markte.

Schon von weitem sah er den gelben Lichtschimmer durch die zugezogenen Gardinen fallen, und dabei fiel ihm auf, wie laut und deutlich seine Schritte in der tiefen Einsamkeit klangen; Reppo mußte ihn hören.

Nur ein feiner, bleicher Schimmer lag noch auf den Quadern des Trottoirs; wenige Gasflammen brannten, es

war ja Mondschein. Vor Reppos Hause lag eine breite Steinstufe, die betrat er jetzt und öffnete die nur eingeklinkte Türe. Schwarz gähnte ihm der Hausflur entgegen.

Mit der Tür in der Hand blieb er einen Augenblick starr und unbeweglich stehen, — dann aber — anstatt einzutreten, schloß er sie hastig und ging mit schnellen Schritten die Straße wieder hinab, bis er an seine Wohnung kam, betrat eilig das Haus, erstieg leise die Treppen, öffnete die Tür seines Zimmers, trat an den Schreibtisch, öffnete ein Fach und schob etwas, das er herausgenommen, in die Manteltasche. Dann kehrte er um, geräuschlos und eilig, als wäre jeder Schritt ihm vorgezeichnet, ging an der Ferberschen Konditorei vorüber, die Magazinstraße hinunter, ohne sich umzusehen oder nur einmal seinen Schritt zu hemmen. —

* * *

Reppo hatte Gerhards Tritte wohl gehört, auch das Öffnen der Türe. Aus seinem Halbschlaf auffahrend, wartete er ein Weilchen, dann, als niemand kam, öffnete er das Fenster und sah hinaus. Gerhard war schon wieder mindestens zweihundert Schritte von seinem Hause entfernt.

„Hat er etwas vergessen?“ dachte Reppo erstaunt. „Eigentlich ist es ja die größte Barbarei, daß man gerade den Bruder zum Zeugen der Abschlachtung macht; aber er wird nicht zurücktreten wollen, sonst könnte ich ja Napoleon holen.“

Er gähnte und sah sich um, als er im offenen Fenster noch liegen blieb; auch ihm fiel die Stille in der Natur

auf und der jetzt wie rein gefegte Himmel, aber nur flüchtig, denn ihn beschäftigte Zeit und Ort des Duelles.

„Wenn Schmidt und Baginski vernünftig sind, einigen wir uns auf 6 Uhr draußen am Strande", dachte er; aber dann schüttelte es ihn plötzlich auch, denn er wußte ebensogut wie Gerhard, daß sie dem Tode ein Opfer weihten.

„Verflucht kalt!" dachte er weiter und schüttelte sich noch einmal. „Wo Heindorf nur so lange bleibt!"

Da — was war das? — — — Er hatte falkenscharfe Augen und Ohren — an der Ferberschen Konditorei ging doch jemand vorüber? — Das mußte Gerhard gewesen sein? Das graue Morgenlicht war zwar noch unsicher, aber er sah auch im Dunkeln.

„Wo ging denn der hin?"

Plötzlich sprang er mit einem Ruck auf, so heftig, daß der Stuhl hinter ihm umschlug. Auf einmal wurde ihm alles klar. Der ging zu Enna, bot sich wahrscheinlich als Ersatz für seinen Bruder an — oder suchte noch einen Ausgleich! — — Dem Heindorf war das zuzutrauen — —

Aber das ging doch nicht an! So aus dem Gleise durfte selbst brüderliche Liebe die Beteiligten nicht werfen.

Dem alle Zeit Korrekten wurde ganz elend zumute. Er zog schleunig den Waffenrock an, nahm Säbel und Mütze, ließ in der Eile den Paletot liegen und lief schnellen Schrittes die Fährstraße hinunter.

An der Konditorei blieb er stehen und spähte nach rechts. Einsam und menschenleer lag die Magazinstraße da.

Reppo strich sich über die Augen. Sollte, konnte er sich getäuscht haben?

Eigentlich mußte er umkehren, jeden Augenblick konnten ja die Hauptleute kommen, — und dann nicht zu Hause zu sein, war ein Verstoß. Aber es zog ihn etwas wie an den Haaren weiter. — — Nur sich überzeugen, — verhindern, daß Heindorf Torheiten beging! — Ein gräßlich elendes Gefühl im Magen quälte ihn; aber trotzdem ging er eilig weiter.

* * *

Auch bei Enna brannte die Lampe hinter herabgelassenen Vorhängen; er aber lag im Bett und schlief den eisernen Schlaf des Trunkenen. Die Türe zwischen seinem Schlaf- und Wohnzimmer stand, wie immer, weit auf, deutlich hörte man seine gurgelnden Atemzüge, sonst nichts. —

In diese Stille hinein trat Gerhard in Mantel, Mütze und Säbel, ging bis hart an das Bett des Schläfers, das hell beleuchtet war, und starrte bewegungslos auf ihn nieder.

So also sah der Mann aus, der seinen Bruder töten, seiner Schwägerin die Ruhe ihres Lebens rauben wollte, denn Lena würde an Gewissensbissen zugrunde gehen, — der das Recht hatte, eine ganze Familie zu zerreißen und unglücklich zu machen, — und der dieses Recht rücksichtslos und kaltblütig ausnutzen würde. — Ganz scharf und klar sah er dem Schläfer in das ausdrucksvolle, aber brutale Gesicht.

Ein Opfer mußte also fallen! — Gut! — Aber es sollte ein anderes sein! — Schießt man doch auch das Raubtier tot, das den Menschen bedroht, und anders als ein gefährliches Raubtier kam ihm dieser hier auch nicht vor.

Gerhard zog ruhig die Hand aus der Tasche des Paletots, in der sie bis jetzt gesteckt. Seine Finger hielten einen Revolver umspannt, — und, ohne sich zu besinnen — ohne ein anderes Gefühl als das, daß er das Rechte, das Beste tat, jagte er dem Hauptmann Enna eine Kugel in den Kopf.

Mit dem rauchenden Revolver in der Hand sah er ruhig Reppo entgegen, der eben atemlos die Zimmertür aufriß.

Der stieß einen Schrei des Entsetzens aus, packte den Arm des Kameraden und starrte ihm schreckensblaß ins Gesicht; nur ein gurgelnder, unverständlicher Laut kam dabei über seine Lippen.

Heindorf sah ihn ruhig an.

„Ich habe meinen Bruder gerettet und Lena und die Kinder", sagte er. „Sie sehen doch ein, Reppo, daß das nicht anders ging."

Der riß ihm den herabgesunkenen Arm mit dem Revolver hoch.

„Und Sie selbst? — Schnell, Heindorf! — Die zweite Kugel für Sie! — Ich höre die Hauptleute schon kommen. — Schnell, schnell!"

Fast hätte er selber abgedrückt, so entsetzt und erschüttert war er, so packte es den sonst stets gefaßten, korrekten Menschen.

Heindorf aber legte den Revolver auf den Tisch und schüttelte den Kopf.

„Nein, Reppo! Gegen Menschensatzungen habe ich gesündigt, die Menschen sollen mich richten, und ich werde sühnen. Im Herzen weiß ich mich frei von Schuld. — Ich tat das Rechte."

„Um Gottes willen, Heindorf!" Er barg das Gesicht in den Händen, dann stieß er zwischen den Zähnen hervor:

„Feige?"

„Nein!" Der Ton war so einfach, daß er überzeugte.

In demselben Augenblick traten Baginski und Hauptmann Schmidt ein. Entsetzt blieben sie stehen und starrten auf das Bild, das sich ihnen bot. Reppo sank, noch immer die Hand vor den Augen, auf den nächsten Stuhl; er hatte Mühe, nicht laut loszuschreien.

Die hellbrennende Lampe beleuchtete die Gesichter der vier stummen Menschen und das todblasse des Ermordeten in den Kissen. Sekunden wurden zur Ewigkeit.

„Was ist geschhen?" fragte Hauptmann Schmidt, als der älteste, nachdem er mühsam soviel Fassung erlangt hatte, um die Worte zu formen. Er brauchte keine Antwort, und keiner gab sie ihm. — Auf dem Tische, mitten im Lampenlicht, blinkte der Lauf des Revolvers. Unsicher schwankten die Blicke des Hauptmanns von der Waffe zu Heindorf hin. Waren sie zu früh gekommen, — ehe noch der Mörder sein Verbrechen mit dem eigenen Blute hatte sühnen können?

Reppo schüttelte unmerklich den Kopf.

Die weißen Kissen des Bettes hatten sich purpurn gefärbt, ein süßlicher, fader Blutgeruch war im Zimmer, der die Nerven der Entsetzten noch schärfer peitschte.

„Einen Arzt! Einen Arzt!" rief plötzlich Reppo dem Burschen zu, der sich inzwischen auch mit schlotternden Knien in das Zimmer geschoben hatte, „holen Sie sofort den Stabsarzt."

Schmidts und Baginskis Augen gingen inzwischen fortgesetzt zwischen dem Revolver und dem stummen

Heindorf hin und her. Sie wußten ja, daß der Arzt hier nichts mehr zu tun hatte, und sie begriffen den Offizier einfach nicht; kein Verständnis leitete von ihm zu ihnen.

Die zweite Kugel in seine Stirn! Es war so einfach und so absolut folgerichtig. Warum tat er es nicht, hatte es nicht gleich getan?

„Feige!" dachten auch sie unwillkürlich. „Oder vielleicht momentane Geistesstörung aus Sorge, aus Liebe um den Bruder?"

Ihre Empfindungsmöglichkeit reichte zu nichts anderem.

Gerhard aber stand ganz ruhig da und dachte in ehrlicher Freude immer nur das eine:

„Mein Bruder gerettet! — Gerettet durch mich, nun kann es Tag werden!"

„Herr Leutnant Heindorf," sagte Hauptmann Schmidt endlich, indem er sich auf die Situation besann, „Sie sind hiermit verhaftet."

Und Gerhard antwortete ruhig:

„Jawohl, Herr Hauptmann!"

* * *

In festem, totenähnlichem Schlaf, ohne Bewegung, lag der Stabsarzt noch immer auf der Chaiselongue seines Zimmers, als der Bursche schon vergebliche Versuche machte, ihn zu erwecken. Erst ganz allmählich kam er zu sich. Dann drängten sich wirre Bilder in seinem Gehirn und ermunterten ihn etwas.

Das Duell! Ja, es war wahrscheinlich Zeit. Er sah flüchtig auf die Uhr. Vier vorüber. — Aber warum war Gerhard nicht da? Warum zwei Burschen — ja, zwei Burschen! —

Zum Hauptmann Enna sollte er kommen?

Ein Unglück? — Der Hauptmann erschossen? —

Mit dem von der Operation noch blutbefleckten Hemde fuhr er in seinen Paraderock, der ihm am nächsten zur Hand war.

Die Abspannung, unter der er noch stand, war so groß, daß er weder fragte, noch sich irgendwelche Gedanken machte. — Erst in der frischen Luft kam er etwas zu sich und rief Ennas Burschen.

„Was ist denn geschehen?" fragte er.

„Ich — ich weiß nicht!" stotterte der, „ich habe auch keinen Schuß gehört, als mich Herr Leutnant Reppo rief, kam ich herein . . ."

Heindorf beschleunigte seine Schritte. Was regte sich da in ihm? War es ein Gefühl der Freude, der Befreiung?

Ja, Freude! — Gut, daß ihm niemand in das Herz sehen konnte, er hätte sich ja schämen müssen! — Aber nachdem man mit dem Leben abgeschlossen, wie er, der ja genug von Ennas Treffsicherheit gehört hatte, da war es doch wie eine unverhoffte Begnadigung, die ihm nun zuteil wurde.

Und mit Lena war er versöhnt! Und auch sein Kind würde genesen!

Tief sog der Doktor die kalte Morgenluft in die Lungen; er freute sich wieder, freute sich jeden Schrittes, den er machte, der ihm das wiedergeschenkte Leben zum Bewußtsein brachte.

Als er in Ennas Wohnzimmer trat, sah er schon von der Türe aus im Nebenzimmer das fahle Gesicht in den blutgetränkten Kissen, sah die vier Herren, die da stumm

im grauen, aufsteigenden Morgenlicht standen, das noch nicht gegen das Lampenlicht ankonnte, sich aber jede Minute verstärkte.

Nach flüchtigem Gruße trat er an das Bett zur Untersuchung. Ein Blick sagte ihm, daß der, der dort lag, tot sei. Er begann auch schon zu erkalten. Darauf ging er in das Wohnzimmer zurück und auf den Schreibtisch zu, um den Totenschein auszustellen; aber ehe er dahin gelangte, blieb er plötzlich stehen und fragte so in die Luft hinein, denn er wußte, hier konnte ihm ja keiner Antwort geben:

„Warum hat er sich nur so plötzlich erschossen?" —

Tiefes, langes Schweigen! — — Sie wirkte so eigentümlich, die Starrheit dieser vier, daß der Stabsarzt aufmerksam wurde und sich rings umsah. — Und da sagte Hauptmann Schmidt in sonderbarem, gequollenem Tone:

„Er hat sich nicht erschossen!"

„Wer denn?"

Der Stabsarzt schrie es fast hinaus, die Augen quollen ihm dabei aus dem Kopfe.

„Ich!" sagte Gerhard ruhig und trat einen Schritt auf seinen Bruder zu.

Heindorf stieß einen Schrei aus, wankte und wäre zu Boden gestürzt, wenn ihn nicht jemand fest unter den Arm genommen hätte.

„Und du lebst noch?" kam es stammelnd, stoßweise aus seinem Munde.

„Ja! — Ich will sühnen, was ich getan."

Da riß sich der Stabsarzt los, stürzte auf seinen Bruder zu, packte ihn an den Schultern, schüttelte ihn und schrie:

„Weißt du, was du getan hast? — Weißt du, was du bist? Ein Mörder!! — Weißt du, was deiner jetzt wartet? Gefängnis, vielleicht Zuchthaus! Eine Nummer wirst du werden, — ohne Namen — verkommen an Leib und Seele! Mein Bruder!! O Gott, mein Bruder!"

Er sank auf den Stuhl, den man ihm hingeschoben, beugte den Kopf tief, vergrub das Gesicht in den Händen und weinte — weinte wie ein Verzweifelter. Das Schluchzen schüttelte ihn nur so, und die Tränen liefen ihm durch die Finger.

Es ist schrecklich, einen starken, aufrechten Mann so weinen zu sehen! Sie empfanden es alle. Keiner rührte sich. — Endlich wurde Heindorf ruhiger. Das Schluchzen ließ nach, er erhob sein Gesicht.

„Gerhard, du tatest es um meinetwillen!" sagte er mit erstickter Stimme.

„Ja, Rudolf. Hätte seine Kugel dich getroffen — mit dir wäre alles, alles, was zu dir gehört, zusammengebrochen, und unter den Trümmern wären Lena, die Kinder und ich begraben worden. Denn ich konnte ihnen nichts sein, ich bin ja selber nichts. Darum mußtest du leben! — Was liegt an mir, ich stehe ja allein auf der Welt und tue niemanden weh, wenn ich verschwinde. Aber du mußt bleiben. Ist dir das nicht klar?"

Da fuhr sich der Stabsarzt mit beiden Händen in das Haar.

„Gerhard! Gerhard! Weißt du auch, was du getan hast? — War dein Verstand ganz klar? — Zum Mörder bist du geworden!"

Der andere nickte. „Jawohl, in den Augen der Welt; darum will ich ja sühnen. Aber vor meinem

Gewissen bin ich im Recht, nach meiner Überzeugung habe ich ein gutes Werk getan, und ich habe es tun müssen, ich konnte nicht anders. — Nachher wäre es zu spät gewesen."

„Er ist wahnsinnig!" sagte der Stabsarzt ganz laut zu den Nebenstehenden, „anders kann ich es mir nicht erklären; er — er — mein Gott, was soll ich sagen?"

Aber da stand Gerhard wieder vor ihm.

„Suche mich nicht zu entschuldigen, mein guter Bruder, ich bin zufrieden mit meiner Tat und will sie nicht beschönigt sehen. Wahnsinnig bin ich nicht. Das Herz des Menschen ist vielleicht ein kompliziertes Ding, das nicht immer mit den Gesetzen der Moral rechnen kann; ich würde im gleichen Falle noch einmal so handeln, also laßt der menschlichen Gerechtigkeit ihren Lauf."

„Stellen Sie den Totenschein aus, Herr Stabsarzt," mahnte Hauptmann Schmidt, „ich muß dem Oberstleutnant Meldung machen. Herr Leutnant Heindorf, ich verlange Ihr Ehrenwort, daß Sie, wenn ich Sie jetzt nach Hause gehen lasse, keinen Fluchtversuch machen. Ihre Überführung nach S. wird heute mittag stattfinden."

„Fluchtversuch?" Gerhard hätte beinahe gelächelt, er dachte ja gar nicht daran.

„Ich gebe mein Ehrenwort, Herr Hauptmann," sagte er ruhig. Dann blickte er auf Reppo. Der aber starrte vornübergebeugt auf die Spitzen seiner Lackstiefel. Mit einem Meuchelmörder hatte er nichts mehr gemein. Und doch — und doch — ganz im verborgensten Herzenswinkel beneidete er diesen jungen Märtyrer, der fähig war, so zu handeln, und der so — anstatt aus dem Leben zu flüchten, — mit aufgerichteter Stirn seine Strafe auf sich nahm. —

Eine schweigende, unheimliche Gruppe, die da in der Morgenfrühe den Heimweg antrat! Voran die beiden Hauptleute, niedergedrückt von der Verantwortung, von der Voraussicht all der unvermeidlichen dienstlichen und ehrengerichtlichen Schwierigkeiten. Dann Reppo, stumm, fahl, noch kämpfend mit seinen inneren, zwiespältigen Empfindungen. Dann mit einigen Schritten Abstand der körperlich und geistig völlig zusammengebrochene Arzt, neben ihm sein Bruder, ruhig und gefaßt. An der nächsten Ecke trennte man sich mit stummem Gruße.

Noch war das Licht grau, ungewiß. In den Büschen und Bäumen des Parkes hingen noch die Schatten der Nacht im letzten Verschwinden. Kein Lüftchen rührte sich, verschlafene Vogelstimmen kamen aus dem Laube und mischten sich in das Rauschen der See. Herb wie im Herbst war die Luft und eisig kühl.

Oder fröstelten nur die übernächtigen Menschen so?

Gerhard sah sich um. So schön war ihm die Natur noch nie erschienen, so nahe hatte er sich ihr noch nie gefühlt; mit Genuß atmete er die Luft, mit weitgeöffneten Augen trank er alles in sich ein, die kleinen Häuschen links bis zur Ferberschen Konditorei, die Anlagen rechts in dem Schmuck ihrer alten Bäume. —

Die Freiheit würde er ja schmerzlich entbehren, aber wie gering war das doch im Vergleich zu dem Leben, dem Glücke seines Bruders! —

Er blickte auf Rudolf. Gebeugt, wie ein alter Mann ging der neben ihm, im dämmernden Morgen schimmerte sein dunkles Haar grau, wie mit Asche bestreut.

Der würde darüber hinwegkommen, mit der Zeit — und dann würde alles wieder so werden, wie es vor

seinem Kommen nach Münde gewesen. Eine leidenschaftliche Liebe für den Bruder quoll plötzlich in ihm auf und erfüllte ihn ganz. Stumm griff er nach dessen Hand.

Da traf ihn ein Blick, so voll Elend, Jammer und Verzweiflung, daß Gerhard zum erstenmal an diesem Morgen eine Erschütterung verspürte; trotzdem bereute er nicht. —

Stumm betraten die Brüder den noch immer mit Halblicht erhellten Korridor. Da breitete Rudolf dem Bruder plötzlich beide Arme entgegen.

„Mein Bruder! Mein armer, armer Bruder!"

„Ich habe dich uns gerettet!" flüsterte Gerhard, und lange hielten sie sich umarmt.

In dem Stabsarzt erwachte auf einmal wieder die ganze ruhige Fürsorglichkeit seiner Natur.

„Lege dich jetzt nieder, Gerhard! Du brauchst Ruhe, hörst du? Versprich mir das. Ich muß auch schlafen."

„Und Fredy? Wie geht es ihm?"

„Er ist auf dem Wege der Besserung."

„Gott sei Dank!"

Mit nochmaligem festem Händedrucke trennten sie sich, und der Stabsarzt ging wirklich neben der immer noch schlafenden Lena zu Bette. Er mußte auf dem Posten bleiben; es kamen ja noch so unendlich schwere Stunden. Zufällig blickte er beim Ausziehen in den Spiegel, über den der erste Sonnenstrahl zuckte. In dem hellen Licht sah er ein fahles, altes, entstelltes Gesicht, über dem das Haar ergraut war in dieser einzigen Nacht.

Da lächelte er müde. —

* * *

Lena erwachte spät, sie sah zu ihrem Manne hin und bemerkte mit Schrecken den grauen Kopf, der da in den Kissen lag. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Was mußte Rudolf diese Nacht gelitten haben.

Sie gelobte sich gut zu machen, was sie versäumt hatte; ihr Leben sollte nur noch ein Dienen für die Familie sein, Gott zum Dank, daß er das Ärgste von ihr abgewendet hatte.

Diesen grauen Kopf liebte sie auf einmal heiß und mit ganzer Seele, — Ennas Bild war verblichen.

Endlich regte sich der Stabsarzt. Aus müden Augen blickte er auf seine schon angekleidete Frau. Wie ein Fels lag es ihm auf dem Herzen.

„Sorge für Frühstück, Lening," bat er, „mir ist gar nicht gut zumute."

Sie lief hinaus, und als sie sich am Kaffeetisch gegenüber saßen, Lena noch etwas scheu und verängstigt, der Doktor bedrückt und kummervoll, zeigte er auf sein graues Haar.

„Was sagst du dazu, Lening?"

„Es ist mir ein Wendepunkt im Leben geworden, Rudolf, du wirst mit mir zufrieden sein", sagte sie feierlich.

Er seufzte nur schmerzlich auf.

„Was ist dir, Rudolf?" fragte sie besorgt, „Fredy schläft noch immer ruhig, ich denke, wir brauchen keine Angst mehr zu haben."

„Um Fredy nicht."

„Um wen denn?"

„Hauptmann Enna — ist — tot —"

Sie griff nach der Tischkante, um sich daran festzuhalten, vor ihren Augen schwamm alles.

„Enna — tot!" wiederholte sie mechanisch.

Ihre Lippen waren ganz weiß, der Tisch unter ihren Händen bebte.

„Weine nur, Lening, weine nur!" sagte der Doktor tröstend. Aber noch fand sie keine Träne.

„Erschossen?" murmelte sie.

„Ja!" der Doktor nickte.

„Was mag ihn dazu getrieben haben?" fragte sie nach einer langen Weile. „Hast du eine Ahnung, Rudolf? — Doch — nicht — doch — nicht — meinetwegen?"

„Nein!"

„Gott sei Dank!" Der Aufschrei war erlösend.

„Komm her, Lena," sagte der Stabsarzt nach einer Weile, „ich will dir alles erzählen, aber dazu muß ich dich fest in den Armen halten. So — und — und nun höre alles ruhig an."

Er drückte ihren Kopf an seine Brust und erzählte. Als er zu Gerhards Tat kam, fuhr sie mit einem lauten Schrei in die Höhe und stand totenblaß vor ihm.

„Er — ein Mörder!" stammelte sie.

„Für unser Glück, Lena! — Weiß Gott, ich läge jetzt auch lieber starr und kalt am Boden, als das erleben zu müssen."

Da warf sie leidenschaftlich ihre Arme um seinen Hals.

„Nein! nein! Du nicht! Du mußt uns bleiben! — Er hat recht getan."

Während der Stabsarzt zu seinem Bruder hinaufging, saß sie aber doch in ihrem Blumenerker in den seidenen Kissen und weinte bitterlich.

Vielleicht hat er niemand auf der Welt als mich, dem sein Tod ans Herz geht, dachte sie dabei.

Er war doch ihre erste, heiße Liebe gewesen, und solch Gefühl schafft auch für später eine Glorie. Ihre Tränen flossen reichlich.

Aber unter diesen heißen Tränen kam ihr doch manches zum klaren Bewußtsein, so daß sie allmählich leichter und freier zu atmen begann. Die ewige Angst, der Druck, die Unrast, die sie die letzte Zeit — durch die Verhältnisse hervorgerufen — gequält hatten, schwanden dahin, es gab kein Unrecht, kein Geheimnis mehr in ihrem Leben, — jedem konnte sie wieder frei in die Augen sehen.

Jetzt durfte ihr Raoul Enna wieder das werden, was er ihr einst gewesen, eine schöne Erinnerung, ein süßer Traum — ihre Jugend!

Und doch schüttelte sie gleich wieder das Grauen, wenn sie daran dachte, wie er nun allein da lag, — kalt, stumm, blutig, und sie konnte nicht einmal zu ihm und einen letzten Gruß auf seine blasse Stirne legen. Sie konnte nur um ihn weinen. —

Aber bei allem mitleidigen Schmerz wurde das Gefühl des Erlöstseins von Minute zu Minute stärker.

„Was für ein schlechtes Geschöpf bin ich doch!“ dachte sie dabei.

* * *

Als der Stabsarzt von seinem Bruder herunterkam, sagte er:

„Lena, willst du Gerhard Lebewohl sagen?“

Entsetzt sah sie ihn an.

„Ich zwinge dich nicht,“ fuhr er ruhig fort, „ich frage dich nur. Er wird nicht mehr lange unter einem Dache mit uns sein. Jedenfalls will ich jetzt gleich mein

Abschiedsgesuch einreichen, dann kann ich praktizieren, wo ich will, und Gerhard nahe bleiben."

„Sie werden ihn doch nicht auch töten?" fragte sie zitternd, und das Herz schlug ihr bis zum Halse.

„Nein! Um Gott, was fällt dir ein! Es ist so schon schlimm genug."

Ihr war nur eine Stelle aus der Bibel eingefallen, sie wußte selbst nicht wieso: „Wer Menschenblut vergießt ..." Aber dies war hier ja doch wohl etwas anderes.

Sie dachte an Gerhards feinen Kopf mit dem dichten, sammetartigen Haar und den dunklen Augen. — Er tat ihr so leid.

„Hätte er doch Hilde Pressentin geheiratet!" fiel ihr ein.

Aber gleich darauf: „Dann hätte ja Rudolf sterben müssen."

Und endlich wußte sie es: „— Sie — sie ganz allein — war schuld an allem Unheil!"

Da ging sie hinauf zu Gerhard.

Der stand am Fenster und sah in den strahlenden Tag, der so gar nichts von den verrauschten Stürmen zu wissen schien. Als er die Tür klappen hörte, drehte er sich um; mit dem Rücken gegen das Licht stand er nun da, die Hände in den Taschen, aus denen er sie auch nicht herausnahm, als er Lena erkannte.

Langsam, zögernd kam sie auf ihn zu; ein furchtbares Gefühl würgte sie doch im Halse. Als sie dicht vor ihm stand, fing sie wieder jammervoll zu weinen an.

„Ja, Lena," sagte er ernsthaft, „das läßt sich nun nicht mehr ändern! Und ich gebe dir ja auch meine Hand nicht. Die Gerechten werden sagen, es klebe Blut daran; — trotzdem bin ich kein reuiger Sünder, ich täte im gleichen

Falle noch einmal dasselbe, — noch einmal würde ich zum Mörder werden."

Sie setzte sich ganz gebrochen auf einen Stuhl.

„Ich bin Schuld an allem."

Er nickte. „Schicksalstragödien sind das, Lena, nichts weiter!"

„Und du hassest mich nicht, Gerhard? — Ich habe doch dein Leben zerstört."

„Ich hasse niemanden. — Aber sehr glücklich würde ich sein, wenn wenigstens Rudolf und du wieder in alter Weise leben würdet, schon um der Kinder willen."

„Das verspreche ich dir, Gerhard!" Sie hob den Kopf und sah ihn an. „Ja, noch viel mehr, — ich werde stets an dich denken und ganz in meinen Pflichten aufgehen."

„Ach, Lena," entgegnete er mit leisem Lächeln, „Pflichten! Das ist ja sehr schön. Aber die Liebe ist doch die Hauptsache."

„Ich liebe Rudolf!" flüsterte sie mit gesenktem Kopfe. „Seitdem er mir genommen werden sollte, weiß ich erst, was ich an ihm habe."

„Dann bin ich zufrieden. — Denn jener" — er wies mit dem Kopfe rückwärts — „hätte dich nie glücklich gemacht."

„Trotzdem — habe ich auch ihn lieb gehabt!" Sie weinte von neuem und rang die Hände im Schoß. „Ach dieses elende, elende Leben, Gerhard! Ist es nicht entsetzlich, wenn man sieht, wie wenig man es zu beherrschen weiß? Nun bist du das Opfer für uns alle."

„An mir ist am wenigsten gelegen, ich kann am ehesten scheiden."

Eine furchtbare Beklemmung packte sie plötzlich, sie sprang auf und rang nach Atem. Schafott und Gott weiß was sonst sah ihr entsetztes Auge schon vor sich.

„Sprich nicht so, Gerhard," keuchte sie. „Die Last müßte ich ja mein Lebelang mit mir schleppen."

Er sah sie mitleidig an.

„Rudolf wird den Leuten weiß zu machen versuchen, ich sei wahnsinnig gewesen, — aber das war ich nicht! — Im Gegenteil, ganz klar. Ich habe reiflich abgewogen und mich dann für das Beste entschieden. Was geschehen ist, ist gut so."

Er sah durch das Fenster zwei Offiziere im Dienstanzuge aus der Fährstraße kommen, das bedeutete, daß man ihn holen wollte, um ihn nach S. zu transportieren. Hastig wandte er sich wieder seiner Schwägerin zu.

„Geh nach unten, Lena! — Lebe wohl!"

Da stellte sie sich dicht vor ihn hin, denn auch sie sah die Kommenden, legte beide Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

„Lebe wohl, Gerhard!"

* * *

Als der Schnellzug, der auch den Verhafteten trug, Münde verließ, stand am ersten Knick, knapp einen Büchsenschuß vom Geleise entfernt, — ein hoher, schlanker Mann in hellem Sommeranzuge.

Es war Reppo.

Heindorf wieder zu sehen, dazu hatte er sich nicht entschließen können, auch kein Wort hatte er ihm nach der Tat mehr gegönnt. — Das wäre ihm unmöglich gewesen. Der korrekte Offizier in ihm bäumte sich dagegen

auf und nannte die Tat mit dem Namen, die sie für ihn trug: „Mord“! — Alle seelischen Momente hatten davon kein Jota nehmen können.

Aber dem dahinsausenden Zuge konnte er einen letzten Abschiedsblick nachschicken; der Gefangene sah ja doch nicht zum Fenster hinaus.

Als der letzte Wagen verschwand, hob er hinter ihm her grüßend und winkend die Hand.

Wie Blei lag ihm das Herz in der Brust, und nicht einmal das Monokel flimmerte im Sonnenlicht; es schien trübe geworden zu sein. —

* * *

Man gab Gerhard Heindorf eine verhältnismäßig milde Strafe. Affekt und bis zur Selbstvernichtung gesteigerte Bruderliebe war der Urgrund seiner Handlungsweise gewesen, — wurde angenommen.

Dienstentlassung und sieben Jahre Gefängnis! —

Für sieben Jahre war das Leben für ihn ausgelöscht, hatte seine Pforten vor ihm geschlossen. — Wenn das Tor nachher wieder aufsprang — wie würde er dann über die neugeöffnete Schwelle treten? —

Hochgemut und ideal hatten sie ihn bisher genannt, — was würde ihm von alledem die gräßliche Einsamkeit, der er entgegenging, lassen? —

Er lächelte, als er das Urteil vernahm, fast etwas enttäuscht... Aber ob dieses Lächeln standhalten würde? —

Nur die Zeit konnte es lehren. —

